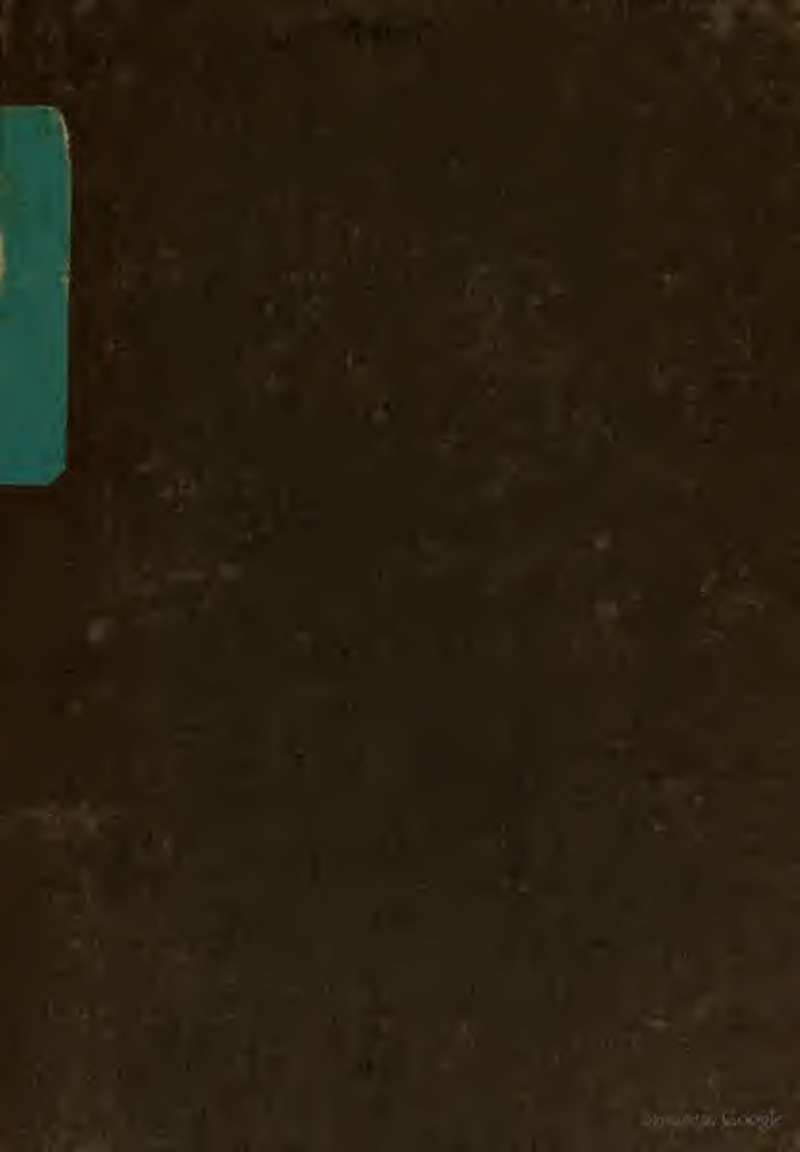




[J.G.A. Wirth]

Johann Georg



<36632211110010

Walderode,

eine

historische Novelle

aus der

neueren Zeit.

Emmishofen,

Druck und Verlag des literarischen Instituts.

1845.

Walderode,

eine

historische Novelle aus der neueren Zeit.



Erstes Hauptstück.

In einer stillen Gegend an der nördlichen Abdachung des Fichtelgebirges steht einsam ein Häuschen, welches in den 1820er Jahren von einem Steiger an den Grubenwerken einer reichen bürgerlichen Familie bewohnt war. Die Umgebungen dieser entlegenen Wohnung sind sehr anmuthig, und fast romantisch. Das Haus lehnt sich gegen Mitternacht an eine Anhöhe, und scheint die steile Bergstraße zu schliessen, die sich um dasselbe herumwindet, und dann gegen Morgen in ein tiefes Thal hinabsteigt. Gegen Mittag erhebt sich eine hohe Gebirgswand, am Fuße mit gewaltigen Felsentrümmern besäet, und nach dem Gipfel zu mit starken Fichtenstämmen bewachsen. Dieser Gebirgswand entlang und oberhalb eines schäumenden Waldbaches schlängelt sich bald im Holz, bald im Freien ein schmaler Fußpfad, den die

Bergleute wegen seiner Gefährlichkeit den „**Katzensteig**" nennen. Westlich von dem Steigerhäuschen läuft die Bergstraße abermals thaleinwärts und verliert sich bald unter dunkelgrünen, dichten Tannen. Während man von dieser Seite das regelmäßige Anschlagen einer Glocke hört, um den richtigen Gang der Pumpwerke in den Gruben anzuzeigen, ertönet aus dem östlichen Thal der muntere Schlag der Stabhämmer und das melancholische Seufzen der Gebläse in den Hochöfen.

Unser Steiger Wunschold, ein Mann über die mittlern Jahre hinaus und in den fünfzigern stehend, saß im Juni 1829 an einem schönen Abend nachdenkend und kopfschüttelnd am Schreibtische. Er war mit einer Aufgabe der Markscheide-Kunst beschäftiget, und murmelte halblaut vor sich hin:

„Ja, ja, es ist nicht anders! Der Bergmeister hat beim Abziehen einen argen Schnitzer gemacht: der Schacht empfängt eine falsche Lage, und die Herrschaft leidet den Schaden. Sowohl ich, als der Practikant haben es ihm oft und bestimmt genug gesagt: — leider vergeblich. Hole der Teufel unwissende Vorgesetzte und das Connexionswesen! Wären wir noch preußisch, so würde die Regierung den Schaden ersetzen, und den Bergmeister zum Guckguck schicken; aber was verstehen die Baiern vom edlen Bergbau?"

„Jenny, Jenny," rief der Steiger auf ein Mal laut, „wo zum Henker bleibst du denn mit den Registern, die du im obern Zimmer für mich holen solltest?"

„Ich wollte nur schauen, ob der Doktor von Baireuth, welchen man heute erwartet, erst den Schichtmeister besucht. In diesem Fall

reitet er immer den Katzensteig herauf, während er sonst gleich unten im Thal nach dem Herrenhaus einbiegt!"

„Er wird doch kein solcher Narr sein, den Fußpfad zu reiten, wo kaum ein Reh, geschweige sein unruhiger Hengst fortkann, und dann die Tiefe bis unten am Bach!"

„Sein Freund König hat ihn auch schon oft gewarnt: allein er sagt immer: „Ajax geht sicher, und wenn man auch ein Mal hinabrumpeln sollte, wird man nicht gleich den Hals brechen."

„Ich hätte dem Mann mehr Verstand zugetraut; doch Jenny," sagte der Steiger zu seiner Tochter, die nun ins Wohnzimmer zurückgekehrt war, und eine sichtbare Unruhe verrieth, „warum wartest du denn so ängstlich auf den Doktor?"

„Sie wissen ja, unser Förster!"

„Ja so!"

„Und ..... der Berg-Praktikant, stotterte das 18jährige Mädchen erröthend. Ich meinte, Sie möchten den Dr. Walderode um die Übernahme der Vertheidigung bitten!"

„Verdammt, ... der hätte die Bettelvögte auch in Ruhe lassen können! Warum trägt er denn sein Anliegen dem Doktor nicht selbst vor?

„Walderode ist zu sehr mit Geschäften überhäuft, und möchte es dem jungen Mann abschlagen. Auf Sie hält er dagegen so viel, weil er sagt, daß Sie durch Privat-Studium, über den mechanischen Beruf eines Steigers hinaus, zum gelehrten Bergmann sich gebildet haben.

„Kind!" sagte der Steiger fast bestürzt, und sein Gesicht drückte dadurch einen komischen Ernst aus, „du wirst mich aus Liebe zu

deinem Verlobten doch nicht etwa mit Schmeichelworten bestechen wollen?"

„Verdient Weidner ihre Fürsprache nicht, lieber Vater? Wäre es nicht Schade, wenn ein so tüchtiger Bergmann nach dem Urtheil des Appellationsgerichts zu dem Staatsdienst unfähig bliebe?"

„Freilich, freilich!" antwortete der Vater dem schluchzenden Mädchen, dessen Stimme bei den letzten Worten von den Thränen erstickt wurde. „Beruhige dich Jettchen; ich spreche mit dem Doktor!"

Während dieses Zwiegespräches sah man den erwarteten jungen Rechtsgelehrten in der Ferne sich nähern. Er ritt wirklich den schmalen Fußpfad heran, und schien seltsam an dem steilen Abhang zu schweben. Sein Pferd war ein schlanker Fuchs mit Goldfarbe, voll Kraft und Feuer. Da der Pfad in mannigfacher Abwechslung bald in die Tiefe sich senkte, bald emporstieg, zuweilen im Holz sich verlor, und hierauf rasch in die Freiung wieder vorsprang, so verschwand bald der Reiter, bald erschien er wieder. So oft aber der feurige Hengst im Emporklimmen das Steigerhäuschen wieder erblickte, wieherte er mit freudiger Lust.

Als der Doktor der Wohnung nahe war, hörte man öfters den Zuruf: „Ruhig Ajax, du heftiger Teufel! ruhig, sonst könnte König doch noch Recht bekommen."

Kaum hatte Wunscholb das Fenster geöffnet, um den jungen Rechtsgelehrten zu grüßen, als dieser ihm schon lebhaft zurief:

„Guten Abend, Herr Obersteiger! Hat Sie der Berggeist heute schon so bald entlassen?"

„Respekt vor den Geheimnissen der Natur, Herr Doktor! Doch wollen Sie uns nicht mit Ihrem Zuspruch beehren!“

„Herzlichen Dank! Es ist heiß und der Schichtmeister soll eine vortreffliche neue Sendung erhalten haben!“

„Das Bier ist allerdings sehr gut. Allein ich habe verschiedene Anliegen, und zwar von Wichtigkeit,“ versetzte Wunschold ernst.

„Das ist etwas anderes,“ rief Walderode, sprang rasch vom Pferde und warf die Zügel einem Bergknappen zu, der zu dem Ende herbeigesprungen war.

Bei seinem Eintritt in das Häuschen ergötzte sich der Rechtsgelehrte an der netten Sauberkeit der ländlichen Wohnung: alles war blank und rein, und machte der Ordnungsliebe der jungen Wirthschafterin, der Steigers-Tochter, Ehre. Freundlich begrüßte Walderode die blühende Jenny, welche sich schüchtern von ihrem Sitze erhoben hatte, und nach Erwiederung des Grußes die Augen mit einiger Verlegenheit auf ihr Stickzeug niederschlug.

„Nun, was beunruhigt Sie, mein würdiger Wunschold?“ fragte mit wohlwollender Herzlichkeit Walderode.

„Zunächst unser gemeinschaftlicher Freund König! Er ist seit gestern ernstlich unwohl, in Folge einer Erhitzung, und da er in seinem Leben niemals krank war, so fürchtet man das Schlimmste. Zum Unglück hat er sich erst vor einigen Tagen mit dem Medicinalrath bös gezankt, und Sie wissen, daß er bei seinem Eigensinn keinen andern Arzt annehmen wird. Hechtel schwur aber bei dem letzten Zank Stein und Bein, daß er die Wohnung des Försters nicht mehr betreten werde.

Die Frau Försterin würde daher einen Expressen an Sie abgesendet haben, wenn man nicht gewußt hätte, daß Sie heute sicher kommen."

„Ich verstehe! Sobald Ajax bei Schichtmeister ein Futter erhalten hat, reite ich sogleich nach Hof, um den zürnenden Gott zu besänftigen. Morgen werden sich die beiden Originale sehen," schloß der Doktor, der auch innere Unruhen unter Scherz zu verbergen gewohnt war. Dieß Mal gelang der Versuch jedoch nicht ganz; denn man bemerkte, daß der junge Rechtsgelehrte wider Gewohnheit still wurde. „König krank, es wäre entsetzlich!" konnte ein leises Ohr ihn murmeln hören, „und am Ende spielt Hechtel doch den Narren!"

„Und nun ihr anderes Anliegen, Herr Steiger?"

„Das ist beinahe noch schlimmer! Sie kennen den Verlobten meiner Tochter, den Praktikant Weidner, einen Mann von gründlicher wissenschaftlicher Bildung, welcher nach mehrjährigem Dienste so eben die ehrenvolle Stelle eines zweiten Bergmeisters erhalten sollte. Sie kennen auch den launigen Klub bei Schichtmeister, und die Gesellschaft der spöttischen Höfer, welche dort zuweilen sich einfindet. Kurz der Landrichter von Stockenreuth fiel in ihre Hände und wurde ein wenig mystificirt. Weidner verhielt sich neutral, obschon er im Stillen dem großsprechenden und herrischen Landrichter die Niederlage gönnen mochte. Der gestrenge Beamte hielt gleichwohl den Bergpraktikanten für den Anstifter der Vorgänge, und drohte ihm bei Betretung seines Gerichtsbezirks mit Verhaftung. Weidner erklärte eine solche Drohung für eine lächerliche Prahlerei, weil der Landrichter seine Privathändel nicht willkürlich für Amtssachen ausgeben könne, und, als heftiger Feind

jeder Bedrückung, sowie des Mißbrauchs der Amtsgewalt, schwor er, den Schergen des Landrichters alle Knochen zu zerbrechen, wenn man es wagen wollte, Hand an ihn zu legen!"

„Und er hat Wort gehalten?"

„Ob gerade die Knochen zerschlagen sind, weiß ich nicht, doch tüchtig durchgeprügelt hat er die Gerichtsdiener ohne Zweifel, d. h. gehörig gebläut sind die Bettelvögte worden, nicht blutrünstig geschlagen, sondern trocken abgeprügelt, wie Liscov gesagt haben würde, sei es nun von meinem künftigen Schwiegersohn, oder von Andern. Der Landrichter machte die Sache bei dem Kriminalgericht anhängig, und es ist wirklich ein Urtheil des Appellationsgerichts ergangen, welches den Bergpraktikanten bei der Anklage im Verbrechensgrade nur von der Instanz entbindet, also des Staatsdienstes für unfähig erklärt, und ihn wegen der Anklage im Vergehensgrade zu dreimonatlichem Festungsarrest verurtheilt. Bleibt es bei diesem Urtheil, so ist die ganze Zukunft eines guten Menschen dahin, sein Lebensglück zerstört." „Arme Jenny!" seufzte der bekümmerte Wunschold, nur mit Mühe die Thränen unterdrückend.

Jenny weinte still, und sah zuweilen angstvoll zu dem Rechtsgelehrten empor, um aus seinen Mienen den Ausspruch über ihre Zukunft zu lesen.

Hatte sich das Antlitz des Doktors schon bei der ersten Eröffnung Wunscholds verfinstert, so stiegen jetzt noch trübere Wolken auf. Walderode liebte den Steiger aufrichtig, und nahm den innigsten Antheil an dem Wohle seiner Familie; dagegen kannte er die Gefährlich-

keit thätlicher Widersetzung gegen die Amtsgewalt in Deutschland aus vielfacher Erfahrung, und war daher äusserst bekümmert. Unruhig durchschritt er einige Male schweigend das Zimmer, bis er die peinliche Pause endlich mit dem Ausruf unterbrach:

„Das ist in der That eine fatale Geschichte, mein theurer Wunschold!“

Jenny, ein Mädchen von hohem Sinn, dem der Muth gerade in der Gefahr stieg, bemerkte hierauf:

„Das Geschwornengericht in London hat ja einen Bürger, der einen Polizeidiener niederstach, für unschuldig erklärt, weil der Getödtete einen frevelhaften Eingriff in die persönliche Freiheit sich erlaubte. Es hat sogar erklärt, der Angeklagte habe ganz recht gethan. Ist nun Weidner bei der ungleich geringern Verletzung der Gerichtsdiener, nicht im gleichen Fall?“

„Ja wir haben leider kein Geschwornengericht,“ entgegnete Walderode. „Doch bevor ich die Untersuchungsakten gelesen, kann ich noch nichts mit Bestimmtheit sagen. Wollen wir also einstweilen das Beste hoffen! Weidner möge mich nur zum Vertheidiger in zweiter Instanz bei Gericht ernennen; ich werde alle Segel aufspannen!“

Nach diesen Worten verließ der Doktor grüßend das Zimmer, bestieg seinen Hengst und verschwand bald im östlichen Thale. Dort lag die Wohnung des Schichtmeisters an den Hüttenwerken, fast eben so anmuthig, wie jene des Steigers, mitten im Hofraum des Hochofens, am wilden Waldbach, und nur wenig entfernt von zwei Stabhämmern, deren Pochen man hier näher hörte. Man sah von den Fenstern aus

die sprühenden Flammen der Schmelzhütte, und die ewig wandelnden Gestalten der Hochöfner, was der gewöhnlichen Abendgesellschaft bei Schichtmeister einen besondern Reiz verlieh. Walderode hatte hier viele schöne Abende an der Seite Königs, Wunscholds und mehrerer Bekannter aus der Umgegend verlebt, und öfter erschallte das freundliche, heimliche Stübchen von dem Gelächter der humoristischen Gäste. Lustig und scherzend sprang der Doktor vor der Thüre des Schichtmeisters gewöhnlich vom Pferde; doch heute war er still und in sich gekehrt, und heischte dem Köhlerknaben, welcher die Hausknechtdienste versah, hastig zu, dem Ajax schnell Brod mit Salz zu bringen. Bevor eine halbe Stunde verstrichen war, schritt der Goldfuchs mit seinem Herrn wiehernd das Thal weiter hinab, sodann, über die Berge, der Straße nach Hof sich zuwendend. Walderode, dem die Ungewißheit drückender war, als das Unglück selbst, wollte nicht einmal in Hallersdorf bei König einsprechen, sondern ließ das Dörfchen rechts liegen.

Die Gegend in und um Rollenstein, wo die geschilderten Hüttenwerke sich befinden, ist bei günstigen Zuständen des Verkehrs sehr lebhaft. In kurzen Zwischenräumen von einer Viertel- oder halben Stunde folgen bald Stabhämmer, bald Hochöfen, bald Alaunwerke oder bedeutende Eisengruben zahlreich auf einander. Aehnliches ist in benachbarten Thälern der Fall, welche durch waldige Berge von einander getrennt sind. Wo diese mehr in die Niederung hinabsteigen und die Waldungen aufhören, begann wieder die Baumwollen- und Linnenweberei, und man sah viele hunderte von Webstühlen in den Häusern der Landbewohner in Thätigkeit. Gegenwärtig (1829) war aber eine

auffallende Stille und Stockung des Verkehrs bemerkbar. Nur die Werke in Rollenstein, einer reichen Familie zugehörend, blieben noch in Thätigkeit; dagegen standen weiter unten mehrere Hochöfen und Stabhämmer stille, gleichwie auch verschiedene Erzgruben verödet waren. Nicht ohne Verwunderung sah Walderode von Zeit zu Zeit zahlreiche Gruppen von Männern mit leeren Reefen oder Tragkörben in der Richtung der nahen Grenze fortwandern. Während der Rechtsgelehrte über den Reisezweck dieser Schaaren von Leuten verschiedene Muthmaßungen ausspann, bemerkte er am Ausgang des Rollensteiner Thales einen bekannten Hochöfner vor seinem Hause, der ebenfalls mit Anstalten zum Abmarsch beschäftiget zu sein schien.

„Gott grüß euch, Hannes," rief Walderode dem Hüttenmann zu, „wie geht es mit Leib und Leben?"

„Schlecht, Herr Doktor, sehr schlecht, es gibt keinen ehrlichen Verdienst!"

„Seid ihr denn nicht mehr auf der Adlerhütte?"

„Die steht heuer! Es fehlt den Fabriken an allem Absatz, weil der Handel in Folge der hohen Zölle fast ganz aufgehört hat. Kein Mensch erinnert sich bei uns so niedriger Eisenpreise, und erst noch keine Nachfrage! Da mußten denn die meisten Hammerherren ihre Fabrikation zeitweise ganz einstellen, oder wenigstens bedeutend einschränken. Sie werden schon bemerkt haben, daß in unserm Thale viele Werke ruhen; das Gleiche ist in den Geroldsgrünern-, Dürrwaid-, sowie in den Thiemmitz- und Selbitz-Thälern der Fall. Unser großes Alaunwerk steht; die Gruben sind wie ausgestorben, und die Köhlerei

will natürlich auch nicht viel sagen. Den Webern geht es nicht besser als uns, den Gastwirthen fehlet bei der Nichtigkeit des Handels die Einkehr der Frachtfuhrleute und anderer Reisender, viele andere Gewerbe verkümmern aus gleichem Grunde, und sogar die Bauern klagen, weil sie wegen der Mauthen keinen rechten Markt für ihre Erzeugnisse haben!"

„Das ist ja recht traurig, guter Hannes! Wie bringen sich denn die arbeitslosen Hammerschmide, Hochöfner, Bergleute, Köhler und Weber durch?"

„Sie schmuggeln! Haben Sie die Haufen von Männern mit leeren Reefen nicht bemerkt? Eben bin ich auch daran, das Meinige zu richten, und abzuziehen. Nicht umsonst sagte ich vorhin „ehrlichen" Erwerb! Der Mensch will leben, und so befasse ich mich denn auch mit Schwärzen, obgleich mir der ungleich geringere Verdienst auf der Hütte lieber wäre!"

„Ist denn das Schmuggeln Euch so einträglich?"

„Ja wohl! Jeder Träger kann in einer Nacht 24 Groschen fränkisch (1 fl. 30 kr.), auch einen preußischen Thaler verdienen!"

„Da können sich die ärmern Leute wohl ziemlich sparen, und allmälig emporhelfen?"

„Bei Leibe nicht! Was zu leicht und auf unrechten Wegen verdient wird, bringt keinen Segen. Nachts wird geschwärzt, und Morgens bis Mittag geschlafen. Dann geht es in's Wirthshaus: man zecht dort nicht bloß, sondern man speist auch, da man die einfachere Hauskost schon verachtet. Zugleich wird gespielt, und zwar viel höher,

als sonst unser lustiger Schaafkopf. Auch Betrug schleicht sich bei dem Spiele ein, der gemeiniglich zu Schlägereien führt. Die Menschen verwildern: das erschmuggelte Geld wird schon vor Abends wieder durchgebracht. Einzelne Schwärzer sparen wohl und werden wohlhabend; allein die große Mehrheit hat weniger, wie vorher, gewöhnt das Wohlleben, wird durch den Müßiggang arbeitsscheu, und geht nothwendig dem Elend entgegen. Ein Gutsbesitzer in der Gegend hat schon erklärt, daß er seine Besitzungen verkaufen und wegziehen will, weil aus den Schmugglerhaufen früh oder spät Räuberbanden werden würden. Mich erschreckt die Zeit, Herr Doktor, es sieht böser aus, als man glaubt. Die Schwärzer wollen sich ihr Gewerbe durch die Gensdarmen nicht wehren lassen, und werden allmälig verwegen. Absichtlich gehen sie schaarenweise aus, um den Zollschutzwächtern überlegen zu sein. Einzelne führen schon Pistolen bei sich, bald werden Flinten und Büchsen folgen, und wir erleben an der Grenze sicher noch einen förmlichen Schmuggler-Krieg! Sie kommen, lieber Herr Doktor, in Baireuth wahrscheinlich oft in Gesellschaft der Herren Regierungsräthe. Legen Sie doch ein gutes Wort ein, daß mit der unglücklichen Mauth eine Aenderung vorgenommen wird!"

„Ja, mein ehrlicher Hannes, solche Vorstellungen sind in München selbst schon oft gemacht worden, und stets fruchtlos!"

„Daß Gott erbarm," seufzte Hannes, „soll ich denn als Schwärzer sterben!"

Betrübt nahm Walderode von dem Hüttenmann Abschied, und setzte seine Reise noch mißmuthiger fort. Vergebens legte die Natur

ihren Schmuck für den Abend zurecht, um mit der sinkenden Sonne eines der Prachtfeste des Junius zu begehen: vergebens umflossen die aromatischen Düfte der Heu-Aerndte das Haupt Walderodes, und selbst die von den Bergen heimkehrenden Heerden entzückten mit ihrem Geläute dieß Mal den Träumer nicht! Er befand sich in derselben Gegend, wo er mit seinem einzigen Jugendfreunde, Gottlob Engelhaaf von Hof, bald unter sprudelndem Humor, bald in schwärmerischer, poetischer Stimmung öfters so köstliche Stunden verlebt hatte .... allein sein Auge blieb düster, denn die Angst seiner Freunde und die Noth des Landes hatte heute die Seele verstimmt. Je näher der Rechtsgelehrte seiner Vaterstadt Hof kam, desto häufiger erschienen ausziehende Schmugglerschaaren, und desto mehr bestätigten sich die Bemerkungen des Hochöfners Hannes Thuß. Der Doktor, von allen Landleuten gut gekannt, war häufig ihr Rathgeber in Rechtsangelegenheiten. Selten ritt er durch ein Dorf, ohne daß irgend Jemand an sein Pferd getreten, und um Belehrung oder Beistand angehalten hätte. Auch heute war dieß öfters der Fall, und meistens waren die Anliegen der Leute niederschlagender Art. Entweder klagte ein Handwerker, daß man ihm die Ansäßigmachung als Meister erschwere, oder ein Bauer über die Unerträglichkeit der Grundverbands-Lasten. In dem einen Dorf sollte ein kleiner Gutsbesitzer in Folge der Gerichtssporteln, in dem andern deßwegen von Haus und Hof getrieben werden, weil er ein gekündigtes Hypotheken-Kapital nicht wieder vorgeliehen erhalten konnte. Der Doktor, obgleich erst 30 Jahre alt, hatte das Leben durch eine 9jährige Rechtspraxis bereits nach vielseitigen Richtungen kennen gelernt: er wußte, daß man dem

Uebel niemals ganz entgehen könne, daß Ueberschuldungen, richterliche Exekutionen, Klagen über Nahrungslosigkeit im Einzelnen zu allen Zeiten stattfinden würden; allein was er gegenwärtig erfuhr, war kein natürlicher Zustand, kein gewöhnliches Uebel, sondern eine Krankheit des Staates, veranlaßt durch fehlerhafte Regierungs-Maximen; es war die Kurzsichtigkeit einer Staatsleitung, welche bei dem Fortschreiten der Zeit still gestanden war, an Vorurtheilen klebte, und die Bedürfnisse des Volkes weder kannte, noch zu befriedigen verstand. Seit Jahren über die nothwendigen Reformen in den National-Zuständen nachdenkend, fühlte Walderode, durch die neuen, bittern Erfahrungen angeregt, das lebhafteste Verlangen, wie vor 3 Jahren in Beziehung auf Justiz, so jetzt in Ansehung der Nationalwirthschaft seine Stimme öffentlich zu erheben, und unter treuer Schilderung der Lage des Volkes die Landes-Regierung, in verschiedenen Theilen der Gesetzgebung und Verwaltung um Einleitung durchgreifender Verbesserungen wiederholt anzugehen. Solcher Gedanke, bald zum Entschlusse gereift, verscheuchte in dem Gemüthe des jungen Mannes den Trübsinn wieder, und ungleich heiterer langte er Abends in Hof an.

Zweites Hauptstück

Die Hüttenwerke in Rollenstein, wo Walderode um 5 Uhr Nachmittags angekommen war, sind nur drei Stunden von Hof entfernt: der vierjährige Hengst legte diese Strecke, trotz der kurzen Unterredungen des Doktors in einigen Dörfern, mit Leichtigkeit in $1^1/_2$ Stunde zurück, und kurz nach 7 Uhr hatte der Reisende Hof schon erreicht. Er beschloß darum, den Abend noch zu Vorbereitungen für die Abfahrt des Medicinalrathes nach Hallersdorf zu benützen. Daß er denselben dazu bewegen werde, bezweifelte der Rechtsgelehrte nicht, weßhalb er zunächst einem möglichen anderen Hinderniß vorzubeugen beschloß. Es ist an einem andern Ort zu lesen, aus welchen Gründen der Physikus selten, oder eigentlich niemals bei Kasse war. Diese Gründe hatten sich auch im Jahre 1829 noch in voller Wirksamkeit gezeigt, und unser guter Hechtel konnte nichts bezahlen, wenn er auch gewollt hätte.

Jedermann sollte ihm seine Waaren oder Dienste auf Kredit, d. h. eigentlich auf die Hoffnung hin liefern, oder leisten, einst dafür unentgeldlich kurirt zu werden. Die Höfer Bürger fanden an dieser Art von Tauschhandel oder Gütergemeinschaft keinen besondern Gefallen, und dadurch ergab sich für unsern alten Hechtel der kleine Uebelstand, daß ihm Niemand etwas borgen wollte. Walderode hatte ihm deßhalb bei dringenden Geschäftsreisen auf das Land öfters das Fuhrwerk auf eigene Rechnung verschaffen müssen. Solchen Umstandes eingedenk, sah sich der Doktor noch am Abend um eine Kutsche für den folgenden Morgen um. Sein erster Gang war zum Hauderer Huth. Der Mann war bedeutend taub; die Frage Walderode's, ob seine Pferde morgen nach Hallersdorf zu haben wären, verstand er zwar noch, und beantwortete sie fröhlich mit „Ja". Bald zeigte er sich dagegen äusserst harthörig.

„Wer wünscht die Pferde zu haben?" hatte er seiner Seits zurückgefragt.

„Der Herr Medicinalrath Hechtel!"

„Wer?"

„Der Herr Medicinalrath .....!"

„Wer?"

„Der Herr Medicin....."

Schon wollte der taube Huth zum vierten Mal fragen, als ihm seine Ehefrau sehr laut in's Ohr rief:

Der alte Hechtel!

Diesen bekannten Laut verstand der Hauderer nun sogleich, und hastig schrie er:

„Nicht zu Hause, nicht zu Hause, Pferde nicht mehr da, schon versagt, alles schon bestellt!"

Der lächerliche Auftritt regte die gute Laune des Rechtsgelehrten wieder bedeutend an: er bezahlte dem alten Huth den geforderten Taglohn für die Kutsche im Voraus, und die Pferde waren richtig sogleich wieder zu Hause. Einmal wieder zum Humor gestimmt, beschloß Walderode den Sturm auf den Medicinalrath noch diesen Abend vorzunehmen. Nachdem er sich erkundiget hatte, in welcher Gesellschaft der Physikus sich befinde, ließ sich der Rechtsgelehrte dort einführen.

Gewöhnlich empfing Hechtel den jungen Mann sehr freundlich; heute zeigte er sich dagegen so kalt und einsylbig, daß er ohne Zweifel von unangenehmen Vorfällen in üble Laune versetzt worden war. Diese Vermuthung zeigte sich bald als richtig. Der Medicinalrath, welcher gegen Walderode nicht lange verschlossen bleiben konnte, ward nach einer Viertelstunde wieder redselig, und erzählte dem Rechtsgelehrten seine entsetzlichen Leiden.

„Es gibt doch keinen unverschämtern Kerl, als den kleinen Laubmann!" hob er an.

Laubmann, ein vormaliger Grenadier bei der Potsdamer Garde, eine ungeheuer hohe, breitschulterige Gestalt, war ein angesehener Kupferschmid, ein Mann von vieler Lebensart, doch eines der vorzüglichsten Oberhäupter der humoristischen Parteigänger.

„Der kleine Laubmann unverschämt," unterbrach der Rechtsgelehrte den Physikus, „das ist seltsam, da er sonst doch so viele Urbanität darlegt!"

„Ja, hört nur, was das für ein impertinenter Kerl ist. Da hatte ich heute ein schönes Stück geräucherten Lachs, so delikat, wie er selten mir zu Theil wird, und ich wollte mir Vormittags bei dem Weine eine Ehre anthun. Weil aber die hungrigen Mücken der gewöhnlichen Weingesellschaft mir mein Frühstück immer wegessen, so gab ich den Lachs dem Laubmann, um ihn unter seiner Firma herauszubringen, und mich sodann zum Mitspeisen einzuladen. Der Gardist brachte den Lachs auch zum Vorschein, und richtete daran bald eine große Verheerung an. Ich hustete .... keine Einladung.“ Da der köstliche Fisch immer schneller zu verschwinden begann, so trat ich näher hinzu und sagte: „was habt ihr denn da?“ „Ach, nur ein Stückchen Fisch, das für einen Viertelsmann zu klein ist,“ versetzte der Generalflötz und verschlang den Überrest des Lachses. Nicht einen Bissen bekam ich davon! Nun riß mir die Geduld, und ich sagte zu dem Kupferschmid:

„Ihr seid aber ein unverschämter Kerl!“

„Es gibt Tage,“ fuhr der Physikus fort, „welche der Teufel ausgebrütet hat, und wo alle Pestilenz los ist. So einer war für mich heute, und mein Aerger sollte also noch größer werden. Als ich verdrießlich vom Weine zurückkam, fand ich zu Hause einen Kerl mit einem Kübel. Er war von einem Bauern geschickt, welcher mir schon lange einen Kübel Schmalz versprochen hatte. Ich wollte schon wieder vergnügt werden, und gab dem Burschen, der sogleich wieder fortging, ein gutes Trinkgeld; als wir jedoch die Sendung untersuchten, fand sich nur oben, einen Fingerhut hoch, schönes gelbes Schmalz, und was glaubt ihr, daß das andere war?“

„Ja, wie soll ich es errathen!“

„Erdäpfel-Brei!“ brüllte der Physikus, wieder zornig, wie ein Bipbahn.

Die Gesellschaft hatte schon bei der ersten Erzählung Hechtel's das Lachen nur mit großer Mühe unterdrückt; jetzt brach sie daher in einen wahren Sturm aus. Und gerade das konnte der Physikus nicht ausstehen! Es ist bekannt, wie sehr durch Verpönung des Lachens der Reiz dazu gesteigert wird. Je mehr sich sohin die nächste Umgebung Hechtel's zu beherrschen strebte, desto possirlicher wurde das Mienenspiel der kämpfenden Märtyrer, und desto gewaltiger am Ende der Ausbruch des Gelächters. Zum Unglück befand sich ein junger Mann in der Gesellschaft, Oberschreiber bei einem benachbarten Rentamt, welcher diese Art von Lust auf eine äusserst seltsame Art auszudrücken pflegte. Wie bei dem Lachkrampf lief seine Stimme auf einer langen Tonleiter, ungeheuer laut, bis zur gellendsten Fistel hinauf. Hi, hi, hi, hi! erscholl es zuletzt in einer Weise, welche alle Nerven erschütterte, und nur eine Verhöhnung, ein absichtliches Zerrbild zu sein schien, während der Oberschreiber in der That aufrichtig lachte. Hierdurch wurde nun im vorliegenden Fall das Gelächter bis zum Krampfhaften gesteigert: einem dicken Mann stand sogar der Angstschweiß auf der Stirn, und er schrie: „hört auf, stille, um Gotteswillen Barmherzigkeit!“ Hechtel, über eine solche beispiellose Mißachtung seiner Würde auf das Äusserste empört, erhob sich stolz, und ging schweigend im Zimmer umher, indem er bald diesen, bald jenen der Lacher fixirte. Walderode, dem er eine solche Beleidigung seines Ansehens am wenigsten zu verzeihen pflegte, machte von

Zeit zu Zeit geschickte Bewegungen des Oberleibes und Hauptes, um dem Physikus sein vor Lachen glühendes Antlitz zu verbergen; doch Hechtel, der Unrath merkte, begann den Doktor zu verfolgen und ertappte ihn endlich auf der Todsünde. Jetzt brach das Grundeis!

„Ihr seid also auch ein falscher Bruder!"

zürnte der tiefgekränkte Medicinalrath, rief mit Würde:

„Benedikt komm!"

und schritt mit seinem Sohne, einem bairischen Lieutenant, stolz zur Thüre hinaus.

Erst nach mehreren Minuten ermäßigte sich die allgemeine Heiterkeit der Gesellschaft wieder, um dem wechselseitigen Austausch geistreicher Bemerkungen und Beobachtungen über die unbeschreibliche Scene Platz zu machen. Der Abend war für Walderode im hohen Grade genußreich; dagegen schien der Zweck seiner diplomatischen Sendung nun unrettbar verfehlt zu sein. Während solche Besorgniß in ihm aufzusteigen begann, näherte sich ihm der Bergpraktikant Weidner, welcher die Ankunft des Doktors erfahren hatte, und ihn zu begrüßen wünschte. Nach kurzer Zeit waren die beiden jungen Männer in einem lebhaften Gespräch begriffen.

Walderode hatte den Verlobten Jenny's in den Rollensteiner Gesellschaften zwar öfters gesehen; doch nicht näher kennen gelernt. Das wünschte er nun jetzt, nach der Eröffnung, welche ihm Wunschold gemacht hatte, und dazu sollte die gegenwärtig angeknüpfte Unterhaltung führen. Wie sich aus den heitern Mienen des Rechtsgelehrten ergab, fand derselbe an dem Zwiegespräch großes Vergnügen, und bezeigte

dem Bergmann sichtbar immer höhere Achtung. Weidner hatte nächst der Bergbaukunde auch die verwandten Wissenschaften der Geognosie und Mineralogie auf mehrerern Universitäten studirt: er schätzte den genialen Werner sehr hoch, und dieß schuf schon eine erste Sympathie zwischen ihm und Walderode, einem großen Verehrer jenes verdienstvollen Mannes. Noch innigere Liebe hegte der Rechtsgelehrte zu Herder, dem erhabenen Genius in Bildung und Humanität, und da sich fand, daß Weidner den zweiten Sohn des Unsterblichen, den Bergrath August Herder, näher kennen gelernt hatte, so ward Walderode mit ungemeiner Freude erfüllt. Entzückt hörte er viele unbekannte Züge aus dem Leben Herders, welche Weidner durch die Mittheilungen des Bergrathes erfahren hatte. Bald zeigte sich, daß zwischen den beiden jungen Männern noch größere Aehnlichkeit in den Grundsätzen und Neigungen bestehe: denn der Mineraloge theilte auch in der Politik die entschieden freisinnige Richtung Walderode's. Während er schon auf der Universität Neigungen dieser Art verrathen hatte, waren dieselben durch seine Erfahrungen im Leben allmälig zu festen, unerschütterlichen Grundsätzen fortgebildet worden. Weidner hatte auf seinen bedeutenden wissenschaftlichen Reisen unter andern auch Norwegen besucht, und war durch die Beobachtung, wie eine großartige Volksfreiheit im Leben sich äussere, tief ergriffen worden. Sein Haß der Tyrannei, und sein Widerwillen gegen knechtische Staatszustände waren durch das edle Selbstgefühl der Norweger und die Würde ihrer öffentlichen Verhältnisse ungemein genährt worden. Wenn er die Freimüthigkeit und die Sachkenntniß bewunderte, mit welchen er in der Reichsversammlung zu Christiania

einfache Landleute über wichtige Staatsgegenstände sich aussprechen hörte, wenn er die Achtung der höchsten Würdeträger gegen jene Volks-Repräsentanten wahrnahm, so gedachte er mit Schmerz des kleinlichen Bureau-Regimes in seinem Vaterlande, und des Uebermuthes, welchen hier selbst ungebildete Schreiber und Schergen gegen die Bürger sich öfters erlaubten.

Walderode, in dem neuen Freunde sein Ebenbild erkennend, wunderte sich jetzt nicht mehr, daß dieser mit einem herrischen Landrichter in Händel gerathen konnte. So nahe es nun aber auch gelegt war, auf die gerichtliche Angelegenheit Weidners anzuspielen, so vermied dieß der Rechtsgelehrte doch sehr sorgfältig, weil es ihm schon Anfangs befremdete, nach näherer Bekanntschaft dagegen jetzt noch auffallender zu sein schien, daß Weidner mit dem Gesuch um die Vertheidigung nicht unmittelbar an die Quelle sich gewendet habe. Im Fortgang des Gesprächs überzeugte sich der Doktor nun, daß der junge Bergmann um den Schritt Wunscholds nichts wußte, und diese Entdeckung erhöhte noch seine Achtung vor ihm. Endlich erklärte Weidner dem gefundenen neuen Freunde mit Anstand und Offenheit, daß er bei der heutigen Zusammenkunft auch die Absicht gehabt habe, in Rechtsangelegenheiten um eine Stunde Gehör für Morgen zu bitten. Walderode sehr erfreut, die Sache endlich zur Sprache gebracht zu sehen, drängte schon heute um die Mittheilung des Anliegens, weil er morgen bald wieder abzureisen gedenke. Bereitwillig entsprach der Bergmann, und je weiter seine Erzählung des eigentlichen Sachverhältnisses vor-

rückte, desto fröhlicher wurde das Antlitz des Rechtsgelehrten. — Wunscholb hatte den Vorfall durchaus nicht richtig aufgefaßt.

Der Landrichter Kustos, von dem es sich handelte, war dem Bergpraktikanten wegen seiner Freisinnigkeit und selbstständigen Würde allerdings gram; allein er war zu gescheidt, um seine Amtsgewalt so offen zu mißbrauchen, als der Steiger gemeint hatte. Es äusserte sich die Empfindlichkeit des gestrengen Beamten vielmehr nur in gelegenheitlichen versteckten Anspielungen, welche bei dem Übermaaß der Bureaukratie schon hinreichend waren, um Schreiber und Gerichtsdiener, aus Schmeichelei gegen ihren Herrn, zu einem impertinenten Benehmen gegen Weidner zu verreizen. Unter solchen Verhältnissen erhielt letzterer den Besuch eines schwedischen Offiziers, den er in Norwegen kennen gelernt hatte, und nach seinem Wunsche zur Beobachtung der Volkssitten in verschiedene öffentliche Trinkgesellschaften begleitete. Da Laufbursche und Schreiber hier, wie gewöhnlich, eine brutale Rolle spielten, und von dem Nachdruck sprachen, mit welchem die hohe Regierung die unruhigen Köpfe und Revolutionäre zurecht zu weisen wissen werde, so erröthete Weidner aus Schaamgefühl, solche unwürdige Auftritte nun auch in Gegenwart eines fremden Beobachters von Bedeutung erleben zu müssen. Im Gefühle seiner Würde erhob er sich mit imposantem Anstand gegen die Rohheit, und machte einen solchen Eindruck, daß alle Anwesenden ihm ihre Ehrerbietung und Bewunderung bezeigten. Die Gerichtsdiener benützten kurze Zeit nachher den Ablauf der üblichen Polizeistunde, um für ihre Beschämung in grober Weise sich zu rächen, und reizten dadurch verschiedene Bürger so sehr, daß sie sich

von ihnen eine empfindliche körperliche Züchtigung zuzogen. Weidner war zu fein gebildet, um an solchen Uebereilungen Antheil zu nehmen, so sehr sie auch durch die Umstände entschuldiget werden mochten; in ihrer Verwirrung hielten jedoch die Gerichtsdiener den Bergpraktikanten irrthümlich für den Anführer der Widersetzlichen, und so ward die Anklage aus unabsichtlichem Mißverständniß vorzugsweise gegen Weidner gerichtet.

„Ich denke mich nun ganz in die Sache hinein," bemerkte nach beendigter Berichterstattung Walderode; „indessen so klar ich sehe, daß Sie unschuldig sind, so gewiß ferner in einem freien Lande das Betragen der Polizeidiener allein jeden Richter zur Freisprechung bestimmen würde, so genügt dieß Alles dennoch bei uns noch nicht, Ihnen, lieber Weidner, den verdienten Sieg zu verschaffen. Es kommt vielmehr auf die Zeugen-Aussagen, und die Aktenlage überhaupt an."

„Diese können Sie," entgegnete der Angeschuldigte, „vielleicht aus der Geschichtserzählung und den Entscheidungsgründen des appellationsgerichtlichen Urtheils einigermaßen entnehmen, welches ich für alle Fälle zu mir gesteckt habe!"

„Vortrefflich! geben Sie schnell, mein edler Freund!"

Nach dem aufmerksamen Durchlesen des Erkenntnisses fand Walderode, daß dasselbe, trotz der augenfälligen Unparteilichkeit und Selbstständigkeit des Gerichtshofes, den Rechtspunkt verfehlt habe, und aus höhern wissenschaftlichen Gründen durchaus unhaltbar sei. Ja bei seiner gewöhnlichen Kühnheit hielt der junge, übrigens erfahrne Rechtsgelehrte selbst die Behauptung nicht für gewagt, daß das Urtheil sogar

gegen klare Vorschrift der Gesetze verstoße. Die siegreiche Durchführung dieser Ueberzeugung setzte zwar nicht gewöhnliche Kenntnisse von Seite des Vertheidigers, und hochgebildete Richter voraus; doch an den leztern hatte das Oberappellationsgericht in München keinen Mangel, und zugleich war damals die würdevolle Unabhängigkeit jener Stelle, sowie der höhern Gerichtshöfe in Baiern überhaupt, unzweifelhafte und unwandelbare Thatsache. Walderode machte deßhalb dem jungen Mineralogen die beste Hoffnung auf völlige Freisprechung, und die Freunde trennten sich mit wechselseitiger Zufriedenheit.

Drittes Hauptstück.

Am nächsten Morgen verließ der Rechtsgelehrte schon sehr früh das Gasthaus, um mit dem beleidigten Medicinalrath Frieden zu schliessen. Da er seinen alten Freund genau kannte, so hatte er aus dem Mantelsack ein feineres Kleid hervorgesucht, seine gewöhnlichen Reisesporen mit großen silbernen vertauscht, und sich überhaupt in eine Verfassung gesetzt, wie man bei Standespersonen Besuche abzustatten pflegt. Aufmerksamkeiten der Art verfehlten ihre Wirkung auf den stolzen Rath niemals, und Walderobe war daher, in Verbindung mit andern mächtigen Reserven, seines Sieges so gewiß, daß er im Vorbeigehen dem Hauderer Huth befahl, die bestellte Kutsche sofort bespannen zu lassen und für den ersten Wink zum Vorfahren bereit zu halten. Als er sodann im nächsten Hause eine Treppe hinan gestiegen war, hörte er die wohlbekannte näselnde Stimme schon im Zwiegespräch mit Benedikt begriffen.

„Da sagen sie, ich sei besoffen, wenn ich Abends auf dem Pflaster nicht gut fortkann, und ein wenig hin- und herwanke. Daß sie die Pest! .... Hühneraugen sind es!“

Walderode dankte Gott, daß Hechtel in diesem Augenblick nicht zufällig die Thüre aufgemacht habe; denn er wäre wieder blau vor Lachen getroffen worden, und dann war es mit der Versöhnung ernstlich aus. Nachdem sich der Doktor wieder gefaßt hatte, klopfte er behutsam an, und erschien auf die Einladung zum Eintritt vorsätzlich mit besonderem Anstand in dem Zimmer. Der Medicinalrath erwiederte die ehrerbietige Begrüßung des Rechtsgelehrten zwar etwas trocken; doch sichtbar verweilten seine Blicke mit Wohlgefallen auf dem zierlichen Aeussern des jungen Mannes. Gleichsam, um nur allmälig zu kapituliren, verweigerte er aber den gewöhnlichen Zuruf, „stopft Euch eine Pfeife,“ obwohl Er und Benedikt gar lustig dampften. Auch auf eine Unterhaltung wollte sich der grollende Achilleus Anfangs nicht einlassen, bis denn Walderode geradezu den Angriff auf die Verschanzung zu machen beschloß.

„Unser Förster, Herr Rath, ist bedeutend krank!“

Die Anrede „Herr Rath“ mit besonderer Ehrfurcht ausgesprochen, hörte Hechtel noch lieber, als seinen ganzen Titel, weil die Verkürzung möglicherweise noch einen höhern Rang, als den eines Kollegialrathes ausdrücken konnte, welcher Hechtel zu preußischer Zeit wirklich war. Das Gesicht des Physikus zeigte daher schon wieder einen leichten Anflug wohlbehaglichen Schmunzelns, und er äusserte:

„Der König? Der wird sich nur wieder ein Mal besoffen haben, und vor Katzenjammer aus keinem Auge sehen können!“

„Aber Sie wissen ja, Herr Rath, daß König in der That sehr mäßig lebt?“

„Was? Mäßig? Hat er bei der letzten Förbauer Kirchweih mit dem Amtmann Werner nicht die ganze Nacht durchgezecht? Haben sie miteinander nicht einen bairischen Eimer (60 französische Litres) Bier getrunken? Hat er bei seiner Ankunft Nachmittags nicht schon die Pantoffeln in der Tasche gehabt, und später herausgebracht, obgleich er vorgab, sogleich wieder fortgehen zu müssen?“

„Nun, wenn er auch hin und wieder in den Humor hineingeräth, so ist es ja bekannt, daß König stets nüchtern bleibt, so viel er auch trinken möge, und daß er sowohl als Beamter, wie als Familienvater und Bürger einen musterhaften Lebenswandel führt?“

Hechtel, welcher die Verläumdung und jede boshafte, üble Nachrede verabscheute, und bei seinen originellen Manieren überhaupt an nichts Arges dachte, erwiederte ernst:

„Ohne allen Zweifel!

„Ich bin weit entfernt, dem Förster in dieser Beziehung zu nahe treten zu wollen.“

„Aber Herr Rath,“ hob nun der Doktor an, und suchte seiner Stimme allen Wohllaut und alle Ueberredungs-Kraft einzuhauchen, über die er verfügen konnte, „König nimmt keinen andern Arzt, als Sie an. Wollen Sie denn nicht die Gewogenheit ....“

„Halt, halt!“ warf Hechtel barsch ein. „Gebt Euch keine Mühe. Daraus wird nichts. Der Flegel sieht mich nicht wieder!“

„Was bringt Sie denn so sehr wider ihn auf, Herr Medicinalrath?“

„Daß mich der Grobian öffentlich prostituirt hat! Ihr habt meine Bibliothek gekannt, die ich im Jahre 1823 bei dem Höfer Brand ganz verloren habe, über 5000 Bände! Neulich sprach ich beim Schichtmeister in Rollenstein davon, und rief den König zum Zeugen auf. Was meint Ihr, daß der grobe Knittel geantwortet hat?“

Walderode zuckte die Achseln, und suchte aus wohlweisen Gründen den stechenden Blicken des Physikus auszuweichen.

„Er sagte: ich hätte in meinem Leben kein anderes Buch gehabt, als das preußische Landrecht und die preußische Gerichtsordnung, und auch diese würde ich nicht besessen haben, wenn ich solche nicht in der Eigenschaft als Landeskollegialrath unentgeldlich aus der Regie empfangen hätte!“

Die Aussage Königs war buchstäblich wahr. Walderode, der vom alten Hechtel über seine ausgewählte Bibliothek von 6000 bis 8000 Bänden ebenfalls schon öfters zum Zeugen aufgerufen worden war, und auch diese Narrheit bereits kannte, wäre beinahe wieder mit Lachen herausgeplatzt, zumal Benedikt hinter den Rath geschlichen war, und seltsame Grimassen machte. Glücklicherweise wußte sich der Doktor völlig zu beherrschen, und zugleich die Miene anzunehmen, als hielte re die Freimüthigkeit des Försters für ein wahres crimen læsæ majestatis. Um den Eindruck noch größer zu machen, that Walderode, als

billige er die Abbrechung alles Umganges mit König. Gleichsam in das Schicksal unwiderruflicher Abweisung ergeben, änderte der Rechtsgelehrte zugleich plötzlich die Unterhaltung, indem er sich mit der Bemerkung an Benedikt, einen Forstmann von Fach und eifrigen Jäger, wandte, daß der Forstgehülfe Königs gestern morgen einen prächtigen Rehbock geschossen habe.

„Als ich beim Vorbeireiten einen Augenblick einsprach,“ warf der Doktor leicht hin, „bereitete mir die Försterin, welche den Bock um die Taxe behielt, zum Imbiß die noch fast warme Leber des Rehes zu, und ich erinnere mich kaum etwas delikateres genossen zu haben?“

„Warum hat sie mich denn nicht gestern rufen lassen,“ fiel der Medicinalrath auf ein Mal heftig ein; „jetzt erst, nachdem Ihr die Leber verschlungen habt, bin ich gut genug!“

„Wenn weiter nichts fehlt,“ erwiederte Walderode, „so wollen wir bald einig sein. Der Forstgehülfe weiß noch einen schönern Rehbock, welchen er jeden Augenblick schießen kann, und ich stehe Ihnen dafür, daß Sie heute Mittag eine ganz frische Leber haben!“

„Wißt Ihr denn gewiß, daß die Königin den Rehbock behalten hat?“

„Freilich, und da er so fett und jung ist, so muß der Rücken ein kostbarer Leckerbissen sein. Ich würde freilich die schönen Krebse, welche mit den Lachsforellen gestern im Waldbach gefangen wurden, vorziehen, wenn gleich die zarten Forellen auch nicht zu verachten sein mögen!“

„Krebse und Lachsforellen! Hat denn die Försterin auch davon bekommen?“

„Natürlich, da König einer der Pächter des Baches ist!“

„Habt Ihr die Krebse gesehen?“

„Ja wohl, und auch verkostet, weil die freundliche Gattin Königs der Rehleber auch etwas rothe Kameraden hinzugefügt hatte. Es blüht jetzt der Waizen, und die Bursche waren daher so mit gelber Butter gefüllt, daß das unendliche Wohlbehagen des Genusses gar nicht zu beschreiben ist.“

Hechtel, welcher schon verschiedene Zeichen seiner Sehnsucht nach den geschilderten Kostbarkeiten zu erkennen gegeben hatte, ging im Zimmer unruhig umher, zum Zeichen, daß nach dem Verlust der Aussenwerke auch die Hauptwälle der Festung von der Kapitulation nicht mehr weit entfernt seien. Endlich blieb er stehen, und stellte an den Doktor mit einiger Verlegenheit die letzte Frage:

„Hat die Königin auch Wein?“

„Der Schichtmeister ist nur einige Büchsenschüsse von der Förster-Wohnung entfernt, und Sie haben ja, Herr Rath, seinen 1822er Forster immer so sehr gelobt!“

„Sein Feind muß ihm zugestehen, daß der Wein vortrefflich ist,“ seufzte Hechtel. „Wenn freilich ein Fuhrwerk zu haben wäre!“

Bei diesen Worten entfernte sich Benedikt auf ein Zeichen des Doktors unbemerkt aus dem Zimmer, und nach wenigen Minuten hörte man einen Wagen an dem Hause vorfahren. Der Physikus trat freudig überrascht an das Fenster, und bemerkte mit sichtbarem Ver-

gnügen die bekannte Kutsche, welche wegen des schönen Tages zurückgeschlagen blieb. Hechtel war ein Freund der Pracht, und liebte trotz seiner dürren, knöchernen Gestalt sogar Schönheit der Kleider, obgleich diese ungeschlacht an ihm herumhingen. Da Walderode auf die Einladung zum Mitfahren um die Erlaubniß gebeten hatte, den Rath zu Pferde begleiten zu dürfen, so fühlte sich der Gönner sehr geschmeichelt, und wünschte in Erinnerung des schönen Goldfuchses des Doktors und der zurückgeschlagenen Kutsche sich einmal im stattlichen Glanze zu zeigen. Nicht bloß Benedikt erhielt daher die Weisung, seine neueste Lieutenants-Uniform anzulegen, sondern der Herr Rath prangte beim Einsteigen selbst in seiner Amtskleidung. Als der Wagen abfuhr, setzte Walderode seinen lustigen Hengst in sehr künstlichen kurzen Galopp und paradirte so vor dem Wagen des Physikus. Es war bei den Reiterkünsten des Rechtsgelehrten und den vorzüglichen Eigenschaften des edlen Thieres ein leichtes, mit demselben die anmuthigsten Bewegungen auszuführen, und der Zug erregte daher Aufmerksamkeit. Stolz hierauf, rief Hechtel alle Augenblicke: „Doktor!" und dieser wandte dann rasch den prächtigen Hengst, hielt mit Anstand leicht trabend die Seite des Wagenschlages, und legte, während der Rath sprach, mit Ehrerbietung die Hand an den Hut, wie ein Ordonnanz-Offizier, der von seinem Obern Verhaltungsbefehle empfängt

Huldigungen der Art setzten den Medicinalrath stets in Entzücken, und dieß wußten die Höfer Humoristen sehr gut. Da sie nun nach jeder Erboßung Hechtel's denselben wieder zu besänftigen suchten, um nicht die nie zu erschöpfende Quelle launiger Genüsse zu verlieren, so

erriethen sie auch Walderode, und fingen an, ihn vortrefflich zu sekundiren. Mehrere vorübergehende Bürger machten nämlich bei dem Vorbeifahren des Physikus Front, und verbeugten sich mit entblößten Häuptern auf das tiefste. Endlich bildeten die Grüßenden eine kleine Reihe, durch welche der Rath mit wohlgefälligem Schmunzeln fuhr, die Gegengrüße mit der Würde eines regierenden Hauptes ertheilend.

Mit vollem Sonnenschein begann also die Fahrt; aber schon bald hinter Oberkotzau wollte wieder ein Sturm aufsteigen. Hechtel sah nämlich dort eine Heerde von Gänsen weiden, und befahl dem Lieutenant sogleich, in den Haufen hinein zu schießen. Er hatte dieß öfter, als ein Mal gethan, da er bei seinen Lustfahrten stets eine Jagdflinte mitführte, und es sind aus den Schüssen zuweilen närrische Prozesse entstanden. Auf die Weigerung Benedikts wollte der alte Rath selbst Feuer geben, und man brachte ihn endlich nur durch die Bemerkung davon ab, daß die raschen Pferde scheu werden könnten. Dieser Grund wirkte sogleich: denn unser alter Hechtel hatte sein Leben ungemein lieb, und zitterte schon bei dem Worte „Gefahr".

Eine halbe Stunde hinter dem nächsten Marktflecken verläßt der Weg nach Rollenstein die Landstraße, und betritt die dunkeln Wälder, belebt von ganzen Chören herrlicher Singvögel. Obwohl man den Rath darauf aufmerksam machte, zeigte er wenig Theilnahme, weil die Fahrbahn seit dem Abbiegen von der Landstraße ungleich enger geworden war. Schon nach einer halben Viertelstunde begannen hierauf die eigentlichen Berge, und man hielt an einer Schlucht, die zwischen gewaltigen Felsen zum Hochwald hinansteigt.

„Und da soll ich hinauffahren?“ rief mit einem Mal schaudernd der Medicinalrath. „Seid ihr denn Alle verrückt geworden?“

Sowohl Benedikt, als Walderode versicherten, daß nicht die geringste Gefahr vorhanden sei, und der Zug ging wieder vorwärts. Da aber in dem Hohlweg die Kutsche manchmal etwas schief hing, so brach der Physikus bald in ein entsetzliches Geschrei aus.

„Der Kerl wirft um! Hallunk du kannst gar nicht fahren!“ donnerte er den Kutscher an.

Kaum war unser Mann wieder etwas beruhigt, und der Wagen von Neuem in Bewegung gesetzt, so kreischte der Geängstigte:

„Wir fallen! Er bringt mich um! Benedikt wirf den Kerl vom Bock!“

Wohlbedächtig hatte Walderode den Kutscher vor dem Abfahren rücksichtlich der Eigenheiten des Rathes mit den erforderlichen Belehrungen versehen, welche von Gründen besonderer Ueberzeugungskraft, nämlich von klingenden begleitet waren. Der Wagenlenker ertrug darum die Ausfälle Hechtels nicht nur mit musterhafter Geduld, sondern versuchte sich sogar nicht ohne Glück in der Laune.

„Ich werde durch Ihre Ungnade, Herr Medicinalrath!“ sagte er ehrfurchtsvoll, „so bestürzt, daß ich den Kopf verliere, und wirklich umwerfen könnte, während sonst der Weg gar nicht gefährlich ist!“

In der That verhielt sich Hechtel jetzt ruhig, indem er nur halblaut hinmurmelte.

„Hol der Teufel den Weg und alle, die mich herlockten. Ich gehe

nimmer, und wenn alle Förster der Christenheit miteinander den Geist aufgeben sollten!"

Jetzt gewahrte man die beiden stämmigen und russigen Hammerschmide, die Walderode an die schlimmste Stelle des Weges zur Unterstützung der Kutsche beordert hatte. Der Physikus hielt sie Anfangs für Räuber, und machte schon Anstalt, in der Angst aus dem Wagen zu springen, als er eines bessern überzeugt wurde. Da die starken Männer zu beiden Seiten der Kutsche rüstig einherschritten, und jener am rechten Schlage bemerkte, so eine Nußschaale halte er ja allein, wurde der Rath wieder ruhig, und kam bald darauf heiter bei der Wohnung des Försters König an.

Von der Gattin des Kranken achtungsvoll empfangen, und zu seiner Erholung vorläufig in das Wohnzimmer geleitet, zeigte Hechtel sehr zufriedene Blicke; denn er hatte Anstalten zu einem ungewöhnlichen Mittagsmal bemerkt. Im Wohnzimmer standen bereits mehrere Flaschen Wein zum Frühstück, wobei Hechtel immer zu rauchen pflegte, und der alte Rath zeigte sich in redseliger, vortrefflicher Laune. Bald erinnerte er sich nun seines Berufes, und fragte nach dem Krankenzimmer. Eine flüchtige Bläße überzog hier das Antlitz der sanften Försterin, und mit unterdrückten Thränen ging sie dem Arzte, als Führerin, voran.

Ohne zu sprechen, betrachtete der Rath den Kranken beim Eintritt in's Zimmer sehr scharf, untersuchte nach der Befühlung des Pulses die Brust mit großer Aufmerksamkeit, und richtete dann erst einige kurze Fragen an den Leidenden.

Der Augenblick war feierlich, da sowohl Walderode als der Lieutenant mit in das Zimmer traten, und alle Umstehenden mit dem Kranken so nahe befreundet waren. Man war im Voigtland längst gewohnt, die Urtheile Hechtels über den Ausgang einer Krankheit als untrüglich und unwiderruflich anzuerkennen. Mit angehaltenem Athem, und angstvoller Beklommenheit beobachteten darum alle Anwesenden die Untersuchungen und alsdann das Mienenspiel des berühmten Arztes. König, der sonst so frische Mann, sah sehr leidend aus, holte nur mühsam Athem, und blickte die Gesellschaft mit matten Augen an. Als er seinen treuen Walderode erblickte, reichte er schwach die abgemagerte Hand hin, und suchte ein Lächeln hervorzubringen. Seiner Gattin, welche das Freundschaftsband der beiden starken Männer in seiner ganzen Innigkeit kannte, stürzten nun die Thränen gewaltsam hervor, und es bedurfte auch der vollen Seelenstärke Walderode's, um seine tiefe Rührung zu verbergen. Die Untersuchung des Medicinalrathes war bald beendigt, und nun sprach er mit fester Stimme und so entschieden wie ein Feldherr in der Gefahr also zu König:

„Sprechen Sie kein Wort! Befolgen Sie auf das genaueste meine Anordnungen! Bedenken Sie, wie sehr Sie Ihre Gemahlin und Ihre Kinder lieben, und wie lange diese noch des Versorgers bedürfen! Berücksichtigen Sie auch den Kummer Ihrer Freunde!"

Halbbewußtlos ward die Försterin nach diesen Worten aus dem Zimmer geführt, da die ernsten Ermahnungen das Schlimmste anzudeuten schienen, und um so mehr Eindruck machten, als Hechtel im Zwiegespräch stets der Anrede „Ihr" sich bediente, und nur bei feier-

lichen oder bedenklichen Gelegenheiten die Anstandsform des „Sie" beobachtete. Als die Gesellschaft im Wohnzimmer angekommen war, erklärte der Rath:

„Unser Freund hat eine heftige Lungenentzündung! Nun ist diese Krankheit freilich oft gefährlich genug, und ich verberge nicht, daß ich sie kaum hartnäckiger angetroffen, als heute. Wenn der Arzt aber Scharfblick besitzt, und zur rechten Zeit gerufen wird, so kann er so ziemlich für die Rettung bürgen. Mir wenigstens scheint das Mißlingen der Kur unter besagten Voraussetzungen fast unmöglich. Im vorliegenden Fall kommt das Einschreiten des Arztes vollkommen rechtzeitig, und, die andere Bedingung als vorhanden angenommen, haben wir also die besten Aussichten. Nur ist pünktliche Befolgung der ärztlichen Vorschriften nothwendig, und da König bekanntlich bedeutend widerhaarig (widerspenstig) ist, so hielt ich für gut, ihn etwas feierlich zu warnen. Im Uebrigen stehe ich für seine Wiederherstellung!"

Diese Aufklärung, welche vorzugsweise an die Försterin gerichtet war, hauchte derselben neues Leben ein, und entlockte den lebhaften Augen Walderode's einen hell aufblitzenden Strahl wiederkehrender Freude. Wohlbehaglich schlürfte nun der Rath den milden Traminer, und wurde mit steigender Erwärmung immer redseliger. Eine merkwürdige Krankheitsgeschichte um die andere kam auf das Tapet, deren Refrain stets lautete: „ich speiste dortmals prächtig!" Ja so vergnügt war Hechtel, daß er sogar den Eintritt der Mittagsstunde vergessen hatte. Als die Försterin mit einem besondern Blick auf Walderode in das Zimmer trat, hob dieser an:

„Herr Rath, haben Sie nicht ein Mal gesagt: der Rehrücken würde am besten in einem gewissen Zeitpunkt nach seiner Zubereitung genossen?“

„Doktor! erwiederte Hechtel, Ihr seid ein böser Spötter; aber wer nicht zugeben will, daß Ihr ein feiner durchtriebener Kerl seid, ist selbst ein Dummkopf! So lasset uns denn speisen!“

Die Tafel war im Besuch-Zimmer mit Anstand servirt, und würdevoll ließ sich der alte Rath auf dem Ehrenplatz nieder. Als der saftige Rehbraten seine Muskeln in Bewegung setzte, glänzten die grauen Augen vor Vergnügen, und man wollte sogar ein leichtes Verdrehen derselben bemerkt haben.

„Frau Försterin! was von dem Rehziemer übrig bleibt, laßt mir einpacken! So was kommt nicht alle Tage an mich!“ sagte mit Nachdruck Hechtel, der bekanntlich wie ein Vogel zu essen pflegte.

Bei den Lachsforellen hieß es:

„Diese zarten, feinen Fische sind auch kalt sehr gut, mit Essig und Oel! Jene Schüssel dort war zu viel, Frau Försterin, laßt mir die einpacken!“

Walderode versah bei dem Rath das Amt eines Reichserzmundschenken. Auf seinen Wink wurden die leeren Flaschen mit einer Schnelligkeit gegen volle umgetauscht, daß der Physikus die Verwandlung niemals merkte, und nicht wußte, wie viele er schon geschlürft hatte. Als seine Wangen allmälig aber dunkler wurden, flüsterte der Rechtsgelehrte dem neben ihm sitzenden Lieutenant zu:

„Hühneraugen sind's!“

„Ich glaube, der Kerl hat gehorcht!“ brummte der Medicinalrath, und wollte schon scheel sehen, als plötzlich die Försterin mit einer ungeheuern Platte besonders großer Krebse in das Zimmer trat. Ein solcher Anblick ließ keine Zeit zum Schelten, und behaglich sah der Lebemann wieder dem Wechseln der Teller zu. Bei der emsigen Beschäftigung mit den Krebsen zeigte sein Gesichtsspiel, daß die Seligkeit der Tafelfreude nun ihren größten Höhepunkt erreicht habe. Als er wieder einen der Reaktionäre zerlegt hatte, und die Ausbeute mit unaussprechlichem Vergnügen betrachtete, äusserte er:

„Der Doktor hat in Beziehung auf das Essen keine nobeln Gesinnungen, weil er ein Stück gutes Brod den größten Leckerbissen gleichschätzt, und doch kann er die guten Krebse so schön beschreiben!“

„Das Räthsel löst sich dadurch,“ erwiederte Walderode lachend, „daß ich bei den rothen Freunden eine Ausnahme mache, und hierin so noble Grundsätze hege, daß Sie einen Konkurrenten erhalten werden, wenn wir bei dem Refrain ankommen: „Frau Försterin packt ein!“ —

„Zum Glück haben wir,“ versetzte diese freundlich, „so viel Vorrath, daß die Rivalität dem Herrn Rath keinen Eintrag thun wird!“

„Aber die Krebse,“ näselte Hechtel, „müßt ihr mir nicht gesotten, sondern lebendig einpacken, sonst verlieren sie das schöne Roth. Vergeßt nicht etwas Brennnesseln in den Sack zu thun!“

Als der Kaffee herumgereicht war, befahl der Physikus das Einspannen; denn er wollte beim Eintritt des Vierstündchens (4 Uhr Nachmittags) schon in Fatigau eintreffen.

„Habt ihr Haidel?“ wurde die Gemahlin Königs vom Physikus sodann gefragt. „Ja? Packt etwas ein! Keinen Schinken? Doch? Packt ein.“

Als sich die Försterin entfernte, um die empfangenen Befehle zu vollziehen, rief Hechtel noch nach:

„Einen Laib Brod könnt Ihr auch mit einpacken!“

„Ich kaufe mir einen Staaren,“ sagte Walderode dem Lieutenant in's Ohr, „und den lehre ich rufen: „„Packt ein, packt ein!““

Der Rath war schon zu selig, um leise zu hören, oder mißtrauisch zu sein, freundlich nickte er daher dem Rechtsgelehrten zu, der trotz aller periodischen Stürme gleichwohl unveränderlich sein Liebling blieb, und begab sich, auf seinen Arm gestützt, zum harrenden Wagen. Mit Hülfe der Hammerschmide, welche inzwischen mit Malzgebräude gut versehen worden waren und sich noch mehr schlechte Wege mit seltsamen Medicinalräthen wünschten, wurde der alte Herr glücklich auf die Hauptstraße gebracht, und rollte fröhlich seinem geliebten Fatigau zu. Hans Wolf hatte ein frisches Faß angestochen, Amtmann Werner und Hauptmann von Kotzau hatten die Lobreden des Physikus auf die Mittagstafel aufmerksam angehört, und überaus glücklich kam Hechtel Abends 8 Uhr zu Hause an.

„Gute Nacht Walderode! Heute haben wir prächtig gelebt!“ So schied er, und eine Entlassung seines jungen Freundes in dieser Art bewies, daß der Rath den verlebten Tag zu den glorreichsten seines Lebens rechnete.“ — — —

Der Rechtsgelehrte war von sehr wichtigen Geschäften, unter an-

dern der Vertheidigung eines Landrichters in einer mißlichen Kriminal-Untersuchung, sowie dem Ordnen der Angelegenheiten eines großen Handlungshauses, nach Hof gerufen worden. Nach Erfüllung der Pflichten gegen den Freund und den erhebenden Genüssen eines humoristischen Tages ging er nun mit gewohntem Ernst an seine Berufs-Geschäfte. Gegen acht Tage arbeitete er anstrengend bis tief in die Nacht, von Aktenstößen umgeben. Nur Abends sprach er bei dem alten Rath für einen Augenblick ein, welcher seit dem ersten Besuch bei König täglich nach Hallersdorf fuhr, um die Krankheit zu beobachten, und nach Umständen dagegen einzuschreiten. Immer kehrte Hechtel mit dem Lobe der Frau Försterin über deren Erfahrung in der Kochkunst zurück, nicht minder mit Zufriedenheit über das Befinden Königs. Letzterer war nach acht Tagen ausser aller Gefahr, und hatte Aussicht, das Bett bald zu verlassen. Da um diese Zeit auch die Geschäfte Walderode's in Hof erlediget waren, so beschloß der Rechtsgelehrte die Rückreise nach Baireuth.

Viertes Hauptstück.

Walderode war in der That übermäßig mit Geschäften beladen, und da er nebenbei anhaltend tiefern gelehrten Forschungen nachhing, so arbeitete er oft mehrere Monate lang von früh zwei Uhr bis Abends um vier. Der Erholung zuweilen sehr bedürftig, suchte er dieselbe zugleich aus seinen Geschäftsreisen zu schöpfen. Selten schlug er daher bei diesen die Landstraße ein, sondern er ritt meistens auf Fußpfaden durch die anmuthigern Gegenden in Franken. Auch jetzt wollte er seine Rückreise nach Baireuth zu einem kleinen Umweg benützen, um einen Besuch im Kloster Marienweiher abzustatten.

Aus der Tiefe der Gemüths-Richtung, welche er sorgfältig unter den Ergüssen humoristischer Heiterkeit zu verbergen suchte, war bei dem Rechtsgelehrten ein stark ausgeprägter romantischer Anflug entsprungen, und solcher erhielt durch gelehrte Studien noch bedeutende Nahrung.

Durch langjährige Quellen-Forschungen über das römische und alt-deutsche Recht war Walderode oft über die Klarheit überrascht worden, mit der sich die wechselnden gesellschaftlichen Zustände der Völker in dem vor- oder rückwärts schreitenden Geiste der Gesetzgebungen ab-spiegeln, und er hatte sich allmälig gewöhnt, die Rechtsbücher als eine fruchtbare Quelle der Geschichte zu betrachten. Um sich den Sinn mancher auffallender Bestimmungen des germanischen Rechts noch an-schaulicher zu machen, und um zu dem Ende zu erfahren, wie solche Rechtsübungen im Leben sich äusserten, las er häufig die Latein-Scri-benten des Mittelalters nach. Durch diesen steten Wechselverkehr des juristischen und geschichtlichen Studiums war er unbemerkbar zu einer so genauen Kenntniß der mittelalterlichen Zustände gekommen, daß es ihm völlig gegenwärtig zu sein schien, wie die Menschen jener Zeit fühlten und dachten. Die Einfalt der alten Chronisten erschien ihm nun nicht mehr als Beschränktheit oder Aberglaube, sondern er fühlte eine gewisse Ehrfurcht gegen sie. Auch langweilig kamen ihm dieselben nicht mehr vor. Der Abt von Ursberg, Otto von St. Blasien, Hermann der Kontrakte, der Mönch von Winterthur, Bischof Albert von Straß-burg, Otto von Freisingen und andere konnten ihn tagelang mit Ver-gnügen beschäftigen. Wahre Bewunderung hegte er vollends vor Lam-bert von Aschaffenburg, welcher durch Schönheit der Sprache, plastische Darstellung und künstlerische Beherrschung des Stoffes schon in jenen unwissenschaftlichen Zeiten zum wahren Geschichtschreiber sich erhob. Walderode fand hier ganz, was er suchte. Lambert schrieb nicht bloß, um die Vorgänge auf die Nachwelt zu übertragen, sondern er handelte

auch für seine Zeit; denn seine Geschichte mußte eine ungeheure Wirkung hervorbringen. Bruno, der leidenschaftliche Gegner Heinrichs IV., schadete seinem Zweck gerade durch die Übertreibung, während die Ruhe und Würde Lamberts das Gemüth tief erschüttert. In Bruno erblickt man den Ankläger, in Lambert den verurtheilenden Richter des unglücklichen Heinrichs. Walderode sah deutlich, daß der Sohn des großen dritten Heinrichs nicht bloß die gewaltige Kirche, sondern auch eine Macht gegen sich hatte, welche vielleicht noch größer war, nämlich jene der gebildeten öffentlichen Meinung. Mit großer Genugthuung erkannte der Rechtsgelehrte hieraus, wie stark das Institut, das ihm am heiligsten war und mit der größten Sehnsucht erfüllte, **die deutsche Reichseinheit** früher in den Sitten des Vaterlandes festgewurzelt sein mußte, da Heinrich IV. wegen der Ehrfurcht der Nation gegen die kaiserliche oder Reichsgewalt, selbst von der vereinigten Macht der Kirche und der gebildeten öffentlichen Meinung nur sehr mühsam überwunden werden konnte.

Die Stellung und die Wirksamkeit der Kirche immer gründlicher verfolgend, lernte der Rechtsgelehrte auch hierin manche vorgefaßte Meinung ablegen. Er sah in der mittelalterlichen Kirche so sehr den Hebel der Zeit, so sehr die Quelle aller geistigen Regsamkeit, die Trösterin in eben so unabwendbaren, als schrecklichen Uebeln, daß er auch gegen manche Ausschweifung der priesterlichen Macht duldsamer gestimmt wurde. Fortgeführt zu der Quellen-Forschung über die Einführung des Christenthums in Deutschland staunte Walderode die Allgewalt einer Ueberzeugung an, welche durch das einfache Gebot der

Liebe früher so viele ausserordentliche Männer bestimmen konnte, für die Ausbreitung der neuen Lehre Entbehrung, Kummer, die härtesten Anstrengungen und selbst den Tod auf sich zu nehmen. Das Leben des heiligen Willehad, Sturm, Bonifaz und anderer, welche der Rechtsgelehrte in den Quellen eifrig las, erfüllte sein Gemüth öfters mit einer stillen poetischen Begeisterung. Ganz besonders staunte er die Allmacht des Christenthums in dem Kampfe gegen die Urverfassung der Deutschen an. Die angestammte Religion unseres Volkes war kein Welt-Kultus, sondern vorzugsweise National-Religion, eigenthümliches Besitzthum der Deutschen, wie die Gemüths-Richtung derselben im Alterthum überhaupt nichts weniger, als weltbürgerlich sich auswies. National-Religionen haben jedoch eine ganz besondere intensive Macht, und wahrhaft bewunderungswürdig ist es darum, daß das Christenthum selbst die auf Fels gebaute Urreligion der Germanen, welche durch ihren genauen organischen Zusammenhang mit der Staatsverfassung so gewaltige Macht besaß, gleichwohl zu stürzen vermochte. Die erhabenste Aufgabe der Religion Jesu und einer ihrer vorzüglichsten Zwecke war deßhalb Bekämpfung und allmälige Vertilgung der Sklaverei. Darum trat das Christenthum schon im 5. Jahrhundert so heldenmüthig gegen jenes Schreckniß auf, welches durch die Urreligion der Deutschen selbst über das Grab hinaus geheiliget war. Die Kirche wurde freilich oft genöthiget, Waffenstillstand zu schliessen, Ueberbleibsel der Sklaverei zu dulden, und es ist überaus auffallend, daß sich solche Überbleibsel bis in's Reformations-Zeitalter und noch später behaupteten; doch dieß beweist nur, wie gewaltig die Grundsäulen der

Leibeigenschaft befestiget waren, und welche mühselige Aufgabe die Religion der Liebe zu erfüllen hatte. Ueberaus ehrwürdig erscheint sohin auf geschichtlichem Standpunkt die Bedeutung sowie die Wirksamkeit des Christenthums, und als Kultus der Freiheit sollte es auch in den gebildeten Zeiten die Beförderer der freisinnigen Richtung mit Ehrfurcht erfüllen. Auch das klösterliche Leben im Alterthum, wie es durch das Quellen-Studium vor den Geist Walderode's trat, theilte ihm nicht bloß eine romantische Stimmung mit, sondern drang ihm öfters wahre Achtung ab. Die Wirksamkeit der Klosterschulen in Hirschau, Fulda, St. Gallen und Reichenau bildet einen der interessantesten Abschnitte in der Geschichte der menschlichen Bildung. Als Walderode auf seinen Reisen nach St. Gallen kam, und in der dortigen Stifts-Bibliothek mehrere Tage mit den seltenen Handschriften der altdeutschen Rechtsbücher und in andern wissenschaftlichen Zweigen sich bekannt machte, als er lernte, daß die Anfertigung jener Handschriften mit Schwierigkeiten verbunden war, von denen wir uns nur schwer einen Begriff machen können, fühlte er aufrichtige Ehrerbietung vor Instituten, die zu **ihrer** Zeit häufig so wohlthätig wirkten. Walderode erkannte natürlich an, daß die Zeit der Klöster längst vorüber, und daß der Versuch, dieselben gegen den Geist der Gegenwart künstlich zu erhalten, ebenso vergeblich, als unweise sei. Doch wo eines zufällig noch bestand, und der Rechtsgelehrte in dessen Nähe kam, da fühlte er stets lebhaftes Verlangen, sich Eintritt zu verschaffen, und gleichsam anschaulich in die Tage des Mittelalters sich zurück zu versetzen.

Als Walderode einst durch Marienweiher ritt, erblickte er, über

die Gartenmauer hinweg, einen Mönch, welcher sehr eifrig an den Gemüsebeeten arbeitete. Der Franziskaner kehrte ihm beständig den Rücken zu, und gestattete, die romantische Gruppe mit Muße zu betrachten. Es gibt Gegenden, welche vorzugsweise die Weihe der Stille und Einsamkeit empfangen haben, und zu ihnen gehört jene um Marienweiher. Walderode fühlte lebhaft, was den Stifter des Klosters bewogen habe, gerade diesen Ort für Gebet und Beschaulichkeit zu wählen, und wähnte sich ihm im Geiste verwandt. Lange betrachtete der Rechtsgelehrte die anziehende Gruppe mit ungemeinem Wohlbehagen; er versank immer tiefer in träumerisches Sinnen, und glaubte Gregor VII., Alexander III., so wie den dritten und vierten Innocenz vor sich zu sehen. Langsam wandte er endlich das Pferd und ritt dem Abhang hinab auf ein Wirthshaus zu. Dort erfuhr er zu seiner großen Freude, daß die Mönche im Kloster Fremden bereitwillig Erfrischungen reichen, und auch eine Vergütung annehmen. Schnell erfolgten also die Aufträge zur guten Verpflegung des Pferdes, und nach wenigen Augenblicken stieg der Rechtsgelehrte schon auf den Stufen zum Kloster hinan.

Die weiten Räume und Hallen des Klosters schienen öde und leer zu sein; Walderode vernahm nur den Schall seiner Tritte, ohne irgend Jemanden zu hören oder zu sehen. Nach einer Weile fand er sich in dem großen Refektorium oder Konventsaale; aber auch dieser war einsam. Endlich hörte der Gast den langsamen bedächtigen Gang, den er einem schon ältern Mann zuschrieb, und bald erschien aus einer Seitenthüre derselbe Mönch, welcher im Garten gearbeitet hatte. Er war ein Frater, Elisee mit Namen, und verrichtete ausser den Gärtner- und Bräuer-

Geschäften noch viele andere Dienste im Kloster. Elisee war nur ein dienender Bruder, gleichwohl ein Mann von seltenen Eigenschaften. Wie es Genien in den Künsten und Wissenschaften gibt, so stößt man auch auf Auserwählte in dem mechanischern Theile menschlicher Thätigkeit, d. h. Leute, welche bei auffallend gutem Geschmack zu allem, was sie unternehmen, ein ausgezeichnetes Geschick besitzen. Ein solcher war der Frater Elisee. Nicht bloß in dem Garten entwickelte er eine Zierlichkeit und eine verständige Einsicht, welcher Niemand die Anerkennung versagen konnte, sondern auch in der Braukunst war er ein vollendeter Meister. Ausserdem besaß er noch eine Masse anderer technischer Geschicklichkeiten, verbunden mit den gründlichsten Kenntnissen in solchen Fächern. Dabei war er sparsam, wirthschaftlich und so fleißig, daß er vom Sonnen-Aufgang bis in die Nacht anhaltend und ernstlich arbeitete. Ein Mann mit solchen Eigenschaften hätte im bürgerlichen Leben unfehlbar zu großem Ansehen und Reichthum gelangen müssen; allein Elisee legte keinen Werth auf Güter der Art, sondern wollte sich, wie er selbst sagte, auf Erden den Himmel verdienen. So verließ er denn die schönen Ufer und Rebengelände des Rheines, er war aus Köln, und begab sich in das rauhe Land am Fichtelberg. Alles dieß erfuhr Walderode erst später, sowie auch die Thatsache, daß der tiefe Glaube Elisee's völlig aufrichtig war; gegenwärtig betrachtete er nur mit sonderbaren Gefühlen den ausdrucksvollen, und doch so schweigsamen alten Mann. Auf die Bitte um eine Erfrischung hatte der Frater in einem steinernen Krug Bier gebracht, und wohlschmeckendes Hausbrod beigefügt. Dann zeigte er dem Gast eine Schelle für den Fall, daß

dieser weiter etwas wünschen sollte, und begab sich wieder an seine Garten-Arbeiten.

Walderode, abermals allein in dem großen, ehrwürdigen Refektorium, ging nun umher, und betrachtete die Einrichtung. Immer mehr versetzte er sich im Geiste unter Ritter, Aebte, Kaiser und Päpste, und da auch der Gerstentrank Elisee's ganz vorzüglich war, so fand der junge Rechtsgelehrte an seinem gegenwärtigen Aufenthalt ungemeines Wohlbehagen. Allmälig fanden sich einige Geistliche in dem Refektorium ein, welche den Fremden höflich grüßten, und bald in einer Unterhaltung mit ihm begriffen waren. Der Gast erfuhr jetzt, daß das Kloster ausser einem Guardian noch vier Patres und zwei Fratres zähle. Die Geistlichen halfen dem Pfarrer des Dorfes aus, weil demselben eben deßwegen für seinen sehr großen Sprengel keine Hülfspriester beigegeben waren. Ausserdem versah ein Pater noch die Schloß-Kapelle in Guttenberg, während ein anderer dem Pfarrer in Mct. Schorgast beistand. Walderode fand an den Geistlichen verständige, und vor allem sehr wohlwollende Männer. Endlich trat der Guardian selbst ein, ein Greis mit heiterem, gemüthlichem Antlitz. Pater Friedrich, so hieß er, war früher der Schloßkaplan in Guttenberg gewesen, und hatte seit seiner Jugend viel mit gebildeten adeligen Familien in Franken verkehrt, deren Liebling er blieb. Walderode, ein Kenner in diesem Fach, war überrascht von den feinen Manieren und der ungezwungenen Haltung des Guardians, die man in einer Franziskaner-Kutte nicht vermuthet hätte. Nachdem sich der Rechtsgelehrte

lange mit den Geistlichen unterhalten hatte, und sein Vergnügen immer mehr gesteigert sah, mahnte ihn der Stand der Sonne leider an den Aufbruch. Er verabschiedete sich denn, bat aber vorher um Erlaubniß, das Kloster öfter besuchen zu dürfen. Freundlich ertheilte Pater Guardian dieselbe, und als Walderode wieder auf seinem Hengste dahinschwebte, kam es ihm vor, als sei eine Lücke in seinem Innern ausgefüllt, durch die Aussicht auf regelmäßige Besuche im Kloster seinem romantischen Hange Nahrung verschafft. Seitdem sprach der Rechtsgelehrte sehr häufig in Marienweiher ein, weil das Dörfchen nur sechs Stunden von Baireuth entfernt ist, und Walderode's schnelle Reitpferde ihn nöthigenfalls in zwei Stunden ohne Beschwerde hintrugen. Die Muse der Nachmittage benutzte er daher öfters zum Ritte dahin, und nach jedem neuen Besuch ward sein Verhältniß zu den Geistlichen inniger. Der junge Rechtsgelehrte war, wie alle eingebornen Voigtländer, protestantisch, dieser Umstand kam jedoch bei seinem Umgang mit den Klostergeistlichen gar nicht in Erwägung. Damals (1829) herrschte in Franken allgemein die schöne menschliche Tugend der Duldung; zwischen beiden Glaubens-Verwandten bestand die vollkommenste Eintracht, und so sehr war aller Unterschied verschwunden, daß es keiner Seele einfiel, irgend Jemanden nach seiner Glaubensart zu fragen. Walderode blieb denn der Liebling der Geistlichen in Marienweiher: kein Fest wurde im Kloster gefeiert, ohne daß ein zierliches Einladungsschreiben des Guardian nach Baireuth abgegangen wäre, und so oft der Rechtsgelehrte geladen oder ungeladen erschien, ließen

die alten, guten Männer freudig zusammen, und jeder bestrebte sich, seine Hand am ersten zum Drucke zu erhalten.

Ein Gegenstand von besonderer Bedeutung blieb für Walderode der Frater Elisee; denn je näher er ihn beobachtete, desto seltenere Eigenschaften lernte er an ihm kennen und schätzen. Alle Geschäfte des Klosters, bis zu den Finanz-Angelegenheiten, gingen durch seine Hände: er sorgte für alles, und wer etwas bedürftig war, wandte sich nur an Elisee. So, gewissermaßen die sorgsame Mutter der Anstalt, blieb er gleichwohl der bescheidene Diener, welcher aus aufrichtiger Ueberzeugung die Demuth übte. Ungeachtet seiner vielen Geschäfte, und oft bis zum Hinsinken ermüdet, ließ er sich dennoch nicht nehmen, die Geistlichen und sogar seinen Konfrater Schneider bei Tisch zu bedienen. Den Brüdern des Ordens war zur Erinnerung an die Demuth als Trinkgeschirr früher nur ein niedriger Napf angewiesen. Man bestand schon lange nicht mehr auf dieser Sitte; doch Elisee beobachtete sie unverbrüchlich. Das Seltsamste war, daß der genannte Frater ungewöhnliche Willenskraft und Charakterstärke besaß: er war so eigensinnig und so zäh, daß man Pferde an ihn spannen konnte, ohne ihn aus seinem Gleise zu bringen: das gesammte Kloster vermochte nichts über ihn, wenn er seinen Kopf aufgesetzt hatte; aber ein einziges Wort des Guardian zur Erinnerung an die Pflicht des Gehorsams reichte hin, um Elisee sofort in den folgsamsten, demüthigsten Diener umzuwandeln. Das war die Macht des Glaubens, welche Walderode nunmehr zum ersten Mal im Leben vor sich hatte, und verwunderungsvoll anstaunte. Jetzt schien ihm das Räthsel erklärt, wie Luther, der felsen-

feste, unbeugsame Charakter, jene personificirte Selbstständigkeit, die nie eine Beleidigung ungerächt ertrug, sondern jede mit gigantischer Kraft niederschlug, gleichwohl das geduldige Ertragen aller Mißhandlungen mit Leidenschaft predigen konnte.

So das Kloster, seine Bewohner und seine Verhältnisse, welches Dr. Walderode zu Ende Juni 1829, bei seiner Rückkehr von Hof nach Baireuth, zu besuchen beschlossen hatte. Je näher er demselben kam, desto mehr mahnte der junge Mann den Goldfuchs zur Eile, weil der Zwischenraum seit dem letzten Besuch länger, wie gewöhnlich, gewesen war. Ungefähr eine Stunde vor Marienweiher finden sich mehrere Sümpfe, welche in jener Gegend überhaupt häufig, und für Reiter sehr gefährlich sind. Die Volkssage erzählt darum sowohl dort, als in der Umgebung des nahen Gefrees, daß Postillione mit ihren Pferden versunken und nie wieder zum Vorschein gekommen seien. Lief auch hier Poesie mit unter, so ruhte die Sage doch, wie immer, auf geschichtlichem Grunde, und man hatte alle Ursache zur Vorsicht. Walderode war selbst schon in einen dieser Sümpfe gerathen, und hatte sich nur mit Mühe gerettet, obgleich er an jenem Tage sein anderes, weit ruhigeres Pferd ritt. Aufmerksam beobachtete er daher heute den Weg, und lenkte den Ajax gewandt auf den festen Fußpfaden, welche sich durch das sumpfige Moorland durchschlängelten. Als er alle unsichern Stellen hinter sich zu haben meinte, und schon Marienweiher in der Entfernung einer Viertelstunde vor sich sah, ergötzte er sich wieder an dem stillen Frieden der Gegend, und verfiel, wie gewöhnlich, in nachdenkendes Sinnen. Sich selbst überlassen, schlenderte der Hengst ge-

mächlich dahin; allein plötzlich wurde er unruhig, weil der Boden unter ihm auf ein Mal weich wurde, und, mit dem eigenthümlichen Instinkt solcher Thiere vor der Gefahr, schickte er sich zum Sprunge an. Hätte Walderode auf die Vorgänge Acht gehabt, so würde er bei seiner gewohnten Geistesgegenwart durch Schenkel und Faust das Pferd so rasch zu wenden gewußt haben, daß der Sprung nach der Seite dem festen Boden zu erfolgt, und letzterer wenigstens von dem Vordertheil des Thieres erreicht worden wäre; — so aber setzte der Hengst gerade in den Sumpf hinein. Der Doctor, nun erst vom Nachdenken aufgestört, schwang sich blitzschnell aus dem Sattel, faßte das Pferd kurz am Zaum, und suchte es gegen den sichern Boden zu wenden; indessen das heftige Thier bäumte sich, sank dadurch mit dem Hintertheil noch tiefer, kam beim Niederfallen des Vordertheils mit dem linken Vorderfuß auf die Schulter seines Herrn, und drückte diesen bis unter die Arme in den Sumpf hinein. Gefahr war nun entschieden vorhanden, und zwar im höchsten Grade. Nur die ausgestreckten Arme unseres Reiters hinderten noch das gänzliche Versinken desselben, während vom Hengst nur noch die Vorderbeine mit Brust und Hals zu sehen waren. Walderode liebkoste jetzt dem Thier, um es zur Ruhe zu bringen. Wirklich gelang dieß, und Ajax wandte fast schmeichelnd den schlanken Hals gegen seinen Herrn, doch mit Angstschweiß überzogen. Als das edle Thier durch eine kurze Ruhe wieder Kraft gesammelt hatte, ergriff Walderode plötzlich den linken Zügel ganz nahe an der Stange, munterte gleichzeitig den Hengst mit starker, durchdringender Stimme zum Setzen, und brachte es mit einer jener ungeheuern

Anstrengungen, deren man nur durch die Todesangst fähig wird, zum Wenden des Thieres. Das Pferd sank mit seinem Herrn zwar noch ein Mal tief ein, ward aber durch Schmeichelworte wiederum zum Ausruhen gebracht, und erreichte bei einer zweiten Kraft-Anstrengung mit dem Vordertheile den festen Boden. Nachdem es mit seinem erschöpften Herrn zum dritten Mal durch eine Pause sich erholt hatte, wurde es zum letzten entscheidenden Sprung vermocht, und stand endlich am ganzen Leibe zitternd, und von Schweiß triefend, doch völlig unbeschädigt, auf festem Grunde. Walderode war im Umherwälzen mit dem Pferde nur von dem Hufeisen auf der Stirne stark geritzt worden, und blutete, sowie er auch am rechten Fuß in Folge eines Trittes vom Hengst Schmerzen fühlte. Sonst war er vollkommen wohl, führte daher den Ajax froh am Zügel, und hinkte mit ihm dem Kloster zu.

Dort war mittlerweile ein Knabe, welcher den Rechtsgelehrten und seinen wiehernden Hengst recht gut kannte, verstört im Klosterhof angekommen, und hatte laut gerufen:

„Der Doktor von Baireuth versinkt draussen im Sumpf bei der Entenwiese!“

Aus Haus und Garten stürzten auf diesen Ruf Geistliche wie Dienerschaft, und:

„Helft ihm, lauft, lauft, um Gotteswillen!“

schallte es von mehrerern Seiten. Die Gärtnerburschen, der Koch, und die beiden Taglöhner, welche im Hofe Holz spalteten, liefen nach dieser Aufforderung eiligst dem Thore zu, als sich zeigte, wie Geistesgegenwart und Sachkenntniß in der Stunde der Gefahr sich zu äussern pflegen.

„Haltet ihr Narren!“ rief nämlich Elisee, welcher von einer entferntern Stelle des Gartens erst herbeieilen mußte, „haltet! Glaubt ihr denn, daß man ein Pferd mit den Zähnen aus dem Sumpfe zieht?“

Und nun erfolgten mit eben so großer Bestimmtheit, als Ruhe die Befehle.

„Gärtnerbursche! Ihr nehmet dort im Schupfen schnell einige Hebel zu euch!“

„Nickel und Matz (die Taglöhner) holet augenblicklich das große Waschseil, aber das starke; und ihr Koch, suchet rasch ein leinenes, festes Tafeltuch hervor!“

„Ein solches,“ wandte er sich hierauf an den todtenbleichen Guardian, „ist bei Fällen der Art ein vorzügliches Hülfsmittel, weil Seile und Stangen das eingesunkene Pferd oft an edlen Theilen verletzen, während man mit einem breiten Linnentuch dem Thier beim Heben gar nicht wehe thut. Freilich muß es stark genug sein,“ rief Elisee sich umwendend dem Guardian noch zu, da während seiner Bemerkung ein Theil der Mannschaft das Gesuchte schon gefunden, und Elisee mit ihr schon ausserhalb des Thores war. „Die Seile sind dann gut, um als Reserven über das Tuch (aber mit pauschigen Unterlagen) gespannt zu werden,“ belehrte er seine Mannschaft, welcher inzwischen auch die Taglöhner, sowie der Koch mit Seilen und Tafeltuch nachgekommen waren. „Und die Hebel sind nothwendig, um sie am Tuch anzubringen, und auf den Schultern starker Männer in Bewegung zu setzen!“ lautete der Schluß der Belehrung.

Schon vor der Mitte des Wegs vom Kloster zum Sumpf stieß der Trupp auf den zur Hälfte schwarzgefärbten Fuchs, und den hinkenden, nicht minder geschwärzten Doktor. Der Guardian sowie der Pater Menas, welches der Hülfspriester in Markt Schorgast war, hatten sich der Mannschaft Elisee's angeschlossen. Als sie nun dem Rechtsgelehrten sich näherten, und bemerkten, wie sich ihr junger Freund von Zeit zu Zeit das Blut von Stirne und Wangen wischte, so riefen sie zumal:

„Ach Gott, er blutet!"

„Der Fuß ist ihm zerschmettert, gebrochen!"

„Ich habe noch Keinen mit einem zerbrochenen Bein gehen sehen," bemerkte Elisee kaltblütig, „wenn schon der Doktor da etwas hinkt!"

Bei diesen Worten an Walderode's Seite angelangt, wischte der alte Elisee ihm ohne Umstände das Blut an der Stirne ab, um sich über die Beschaffenheit der Wunde zu belehren.

„Bah! Nichts als ein Ritzer!"

sagte er in einem Tone, welcher durch ein schwaches Zittern halb die empfundene Angst, halb die Freude über die Geringfügigkeit der Verletzung ausdrückte!

„Aber ein so gescheidter Mann, und doch so wenig Verstand, daß er in Sümpfe reitet," schalt dann Elisee seinen Liebling.

„Brummst du schon wieder Elisee?" fragten die beiden Geistlichen sichtbar vergnügt, und unterstützten von beiden Seiten den Doktor, nachdem dieser den Ajax einem Gärtnerburschen überlassen hatte.

Angelangt im Kloster wollten die Mönche ihren Gast sogleich in's

Refektorium führen, weil sie in ihrer Freude nicht mehr daran dachten, daß das Herumwälzen in einem Sumpfe die Gewänder nicht eben hochzeitlich zu machen pflege.

„Ja so!" erwiederte der Guardian, auf die dießfallsige Bemerkung des Doktors, und den Mantelsack desselben nicht in Rechnung bringend, fügte er fast verlegen bei, „aber was ziehen wir ihm an?"

„Was denn anders, als die Kutte?" antwortete der inzwischen herbeigekommene Pfarrer, „dann steigt ja die gewaltige Gestalt Hildebrands noch lebhafter im Geiste des Doktors auf?"

„Und wir behalten ihn überhaupt ganz?" setzte der Guardian hinzu?

„Consentio," rief ein rothwangiger Klostergeistlicher; „denn Elisee gießt dann die Neigen früher auf den Essig, und sticht eher frische Fässer an!"

„Si omnes consentiunt, ego non: — dissentio," erklärte Elisee. „Ich könnte ja nicht mehr Malz genug auftreiben!"

„Ich meines Orts," schloß der gebildete und prächtige Pater Menas, „protestire aus einem andern Grund. Wir würden häufig Besuche vom Herrn Medicinalrath Hechtel in Hof erhalten, und es hieße dann: „„Packt ein, packt ein!""

Unter dem fröhlichen Gelächter der heitern Männer entschlüpfte Walderode den Armen seiner beiden Begleiter, und eilte die Treppe hinan dem Gastzimmer zu, wohin ein Gärtnerbursche bereits seinen Mantelsack gebracht hatte. Nachdem er dem leicht gequetschten Fuß durch kalte Umschläge zu Hülfe gekommen war, und die Kleider ge-

wechselt hatte, erschien er mit ruhiger Würde im Refektorium, um in geistreicher Unterhaltung einige glückliche Stunden hinzubringen. Als alles froh beredt und vergnügt sich zeigte, bemerkte der Rechtsgelehrte erst, daß Elisee ungewöhnlich blaß, erschöpft und selbst leidend aussah. Mit der innigsten Theilnahme wandte sich Walderode sogleich an den alten Mann und fragte mit wohlwollender weicher Stimme, indem er ihm die Hand sanft auf die Schulter legte:

„Sind Sie unwohl, lieber Elisee, Ihr Aussehen beunruhigt mich?"

„Nicht doch, nicht doch! Ich bin nur etwas stark angegriffen, durch zufällige besondere, aber nur vorübergehende Anstrengung. Wenn nämlich ein Vater oder Frater des Franziskaner-Ordens in irgend einem Lande stirbt, muß nach der Ordensregel in allen andern Konventen der Christenheit jeder Pater für den Verstorbenen eine Messe lesen, und der Frater eine gewisse Anzahl „Vaterunser" beten. Nun sind in Spanien erst kürzlich so viele Mitglieder unsers Ordens schnell nach einander gestorben, daß ich die schuldige Anzahl „Vaterunser" des Tages über nicht alle beten kann, sondern auch die Nacht zu Hülfe ziehen, also am Schlaf mir abbrechen muß."

„Heilige Einfalt!" lispelte der Rechtsgelehrte unhörbar! „Wie wunderbar ist die Weltordnung, diesen schwärmerischen Glauben mit einem so klaren Verstande, die kindlichste Einfalt mit der vollendetsten Charakterstärke zu paaren!"

Schon gegen eilf Uhr Vormittags war der Reisende, trotz des Aufenthaltes im Sumpfe und seiner Folgen, im Kloster angekommen, und bis 5 Uhr verweilte er dort. Dann bat er aber seinen alten Freund

Elisee, Aufträge zum Satteln und Vorführen des Ajar zu ertheilen. Vergebens vereinigten alle Geistlichen ihre Bitten, um den Gast zum Bleiben über die Nacht zu bewegen. Walderode, bei aller Lebenslust seinen Geschäften und Studien eifrig ergeben, bestand auf wohlwollender Entlassung und bestieg bald nach 5 Uhr den völlig gestärkten und munteren Hengst. Als der Doktor auf den Höhen des Bindlacher Berges angekommen war, schienen ihm südöstlich die Gebirge winken zu wollen, hinter denen die Forsten allmälig zum Rollensteiner Thal hinabstiegen: er gedachte seiner Freunde und erhöhte dadurch die milde, weiche Stimmung, welche der Anblick des anmuthigen Baireuther Thales, von jenem Berge aus, gemeiniglich seinem tiefen Gemüthe mitzutheilen pflegte. Leicht und stolz schwebte sein Hengst unter ihm hin, und im Gefühle der vollsten Zufriedenheit langte der Rechtsgelehrte zu Hause an, wo er von Gemahlin und Kindern bereits mit Sehnsucht erwartet worden war.

Fünftes Hauptstück.

Vom Bergpraktikant Weidner inzwischen zum Vertheidiger bestellt, erhielt Walderode schon nach einigen Tagen vom Untersuchungsgericht den Auftrag zur Einsicht der Akten. Eben wollte er sich eines Morgens zu dem Ende nach der Registratur, begeben als ihm ein Regierungsbote angemeldet wurde.

„Seine Excellenz, der Herr General-Kommissär und Regierungs-Präsident,“ überbrachte dieser, „lassen sich vom Herrn Doktor heute die Ehre Ihres Besuches erbitten, doch wenn es Ihre Zeit erlauben würde, möglichst bald.“

„Ich werde nicht ermangeln, dem Herrn Präsidenten sogleich meine Ehrerbietung zu bezeigen,“ erwiederte Walderode, und befand sich in der That bald auf dem Wege zum alten Schloß.

Bei seinem Erscheinen im Vorzimmer sogleich gemeldet, bemerkte

der Rechtsgelehrte nicht ohne Verwunderung, daß fast eine halbe Stunde ohne die Einladung zum Eintritt bei dem Präsidenten verlaufen sei. Er hatte schon einige Male die Uhr gezogen, um auf diesen befremdenden Verzug aufmerksam zu machen; als die feinern Winke aber vergeblich waren, bemerkte er dem Kammerdiener Seiner Excellenz:

„Dem Herrn Regierungs-Präsident ist in den Geschäften vielleicht meine Anwesenheit aus dem Sinn gekommen, und es möchte eine Erinnerung ....!"

„O nein!" unterbrach der Diener den Doktor, „Sie warten ja kaum eine halbe Stunde, und die Herren Landrichter müssen immer drei, vier, ja zuweilen fünf Stunden hier stehen, bis sie vorgelassen werden!"

Die Sache verhielt sich in der That so, da Freiherr von Välty, sowohl auf seinen alten Adel, als seine hohe Amtsstelle äusserst stolz, eifersüchtig über äussere Würde wachte, bei seinem mittelmäßigen Geiste zu solchem Zwecke aber kein anderes Mittel wußte, als vornehmes Herabschauen auf die untern Beamten, und die Mittelklassen überhaupt. Eine Sitte der Art war unserm jungen Rechtsgelehrten im Innersten der Seele zuwider, weil er fühlte, und es auch oft aussprach, daß hierdurch knechtische Gesinnungen des Volkes genährt, und jenem unterwürfigen Lakaiengeist Vorschub geleistet werde, über den man sich in manchen Gegenden Deutschlands ohnehin schon zu beklagen habe. Stolz war einer der bestimmtesten Charakterzüge Walderode's, die Aeusserung des Kammerdieners trieb ihm daher das Blut

in die Wangen, seine Augen funkelten, und nachdem er mit Würde gesprochen hatte:

„Ich bin nicht hier, um mit den Bedienten des Herrn von Báldy Erörterungen zu pflegen, Ihre Unanständigkeit werde ich Ihrem Herrn schriftlich melden!"

wandte er sich der Thüre zu. Der erschrockene Bediente bat zerknirscht um Verzeihung, sowie zugleich vom Kabinet Seiner Excellenz der Thürflügel mit einer äusserst höflichen Einladung zum Eintritt für Walderode sich öffnete. Die finstere Wolke, welche auf der Stirn des jungen Mannes noch lagerte, drang dem Herrn von Báldy eine leichte Entschuldigung des Verzugs ab, welche von Walderode mit dem Stolze einer stummen, flüchtigen Verbeugung hingenommen wurde.

„Ich wollte mir," eröffnete Seine Excellenz das Zwiegespräch, „das Vergnügen verschaffen, in einer der wichtigern Angelegenheiten Ihr schätzbares Gutachten zu vernehmen!"

Die Höflichkeit wurde von Walderode der Schicklichkeit gemäß erwiedert, und als sodann sein aufmerksames Schweigen die Bitte um Eingehen in die Sache selbst auszudrücken schien, so fuhr Herr von Báldy in folgender Art fort:

„Sie kennen, „Herr Doktor!" die Maaßregeln der Staats-Regierung, welche die frühere staatsrechtliche Stellung der vormaligen Reichsritterschaft sowohl in Franken, als Schwaben und Baiern gänzlich verkennen, und diesen Stand zuweilen geradezu bedrücken. In den fiskalischen Prozessen haben Sie, als Rechtskonsulent unsrer ersten und ältesten Familien ja selbst oft über das willkürliche Verletzen herge-

brachter Privatrechte sich beschwert, und die Widerrechtlichkeit solcher Maaßnahmen vom historischen wie rechtlichen Standpunkt siegreich nachgewiesen. Da aber die Staatsregierung nicht vermocht werden kann, ihr Verhältniß zu dem Adel im Prinzip zu ändern, da sie auf keine Vorschläge eingeht, demselben als Stand eine selbstständigere und würdevollere Stellung zu geben, so habe ich der Ritterschaft in Franken den Rath ertheilt, gerechten Beschwerden einigen Eclat zu geben, kurz in einer gediegenen staatsrechtlichen und streng historisch gehaltenen Abhandlung über die Rechte der vormaligen Reichsritterschaft an die öffentliche Meinung zu appelliren! Zunächst wünscht man nun zu wissen, was Sie von einem solchen Schritt halten möchten?"

„Er würde mir die größte Genugthuung gewähren. Achtung vor gegründeten Privatrechten ist nicht nur eine heilige Pflicht jeder Staatsverwaltung, sondern auch ihre schönste Auszeichnung, und je stärker sie ist, desto gewissenhafter wird sie aller widerrechtlichen Gewaltschritte sich enthalten. Selbst wo die fortschreitende Zeit im Interesse der Freiheit Beschränkung drückender, doch mit lästigen Titeln erworbener Vorrechte verlangt, wird eine weise Staatsgewalt solche Gerechtsame möglichst auf dem Wege der Ablösung oder Entschädigung zu entfernen suchen. Wo das Gegentheil der Fall, wo auch nur ein Einzelner in seinem guten Rechte von der Regierung gekränkt wird, wo diese vollends gar verfügt: „Jedes Privatrecht, das wir für erloschen erklären, bleibt ohne Entschädigung aufgehoben," da wird nicht bloß der Verletzte, sondern die Staatsgesellschaft selbst angegriffen: — denn Sicherung des Rechtszustandes ist ein Gebot, wie ein Ausfluß der öffent-

lichen Sittlichkeit, und seine Mißachtung eine gefährliche Beeinträchtigung der letztern. Die fränkische Reichsritterschaft wird sich daher den Dank der Nation verdienen, wenn sie wider Eingriffe in den Rechtszustand ihre Stimme erhebt!"

„In einer andern Beziehung werden Sie vielleicht weniger mit uns übereinstimmen. Der Adel wünscht nämlich nicht bloß die Rechtsangelegenheiten Einzelner, sondern seine Stellung als besonderer Stand selbst zur Sprache zu bringen, und in dieser Beziehung auf Reformen hinzuwirken!"

„Gerade das würde ich mit aufrichtiger Hochachtung erkennen! Das größte Uebel unserer Zeit ist die Flachheit des neuern Staatslebens, welches nur den Willen einer obersten Gewalt anerkennt, dagegen alle verbindenden selbstständigen Mittelglieder abzutödten sucht, und auch nicht innerhalb der natürlichen Grenzen einen Eigenwillen von Körperschaften zuläßt. Hierdurch geht die Unfreiheit in die Sitten des Volkes selbst über, und die öffentlichen Zustände entbehren aller Würde; denn unselbstständige und willenlos geleitete Massen vermögen weder vor sich selbst Achtung zu erlangen, noch eine solche Andern einzuflößen. Ich gehöre deßhalb jener politischen Richtung, welche größern Einfluß der Bürger auf die Staatsverwaltung fordert, von ganzer Seele an. Wenn aber der Handwerker- und Bürgerstand sich zu heben trachtet, so finde ich es nur natürlich, daß auch die Reichsritterschaft wieder zu größerm Einfluß zu gelangen strebt. Ich bin der Verehrer der Freiheit, doch mit „Gleichheit" bitte ich mich zu verschonen, da ich die Verschiedenheit der Stände, wo dieselbe nur nicht erkünstelt ist,

sondern natürlich aus den Verhältnissen des Lebens hervorquillt, zur Schönheit der Staatszustände für nothwendig erachte!"

„Bei einer Ueberzeugung der Art könnte ich wohl auf Ihre Nachsicht rechnen, wenn ich der fränkischen Ritterschaft Hoffnung gemacht hätte, Sie würden vielleicht die Verabfassung der besagten Abhandlung zu übernehmen geneigt sein?"

„Excellenz," versetzte Walderode ernst. „Ich wünsche, daß man mich nicht mißverstehe. Einem Stande, welcher auf Kosten der Bürger und Landleute nach Erhöhung seiner Macht und seiner Einkünfte trachtet, um dieselben dann in Verbindung mit der Staatsgewalt zur Verachtung und Bedrückung der Volksmassen zu verwenden, einem solchen Stande wäre ich das Wort zu reden nicht fähig. Nur wo es gilt, wie früher zwischen Rittern und Städten, durch den freien, schönen Wechselverkehr verschiedener Stände, gegründet auf gegenseitige Achtung, nach Anmuth und Fruchtbarkeit des Staatslebens zu streben, hebt sich mir das Gemüth. Ausserdem würde sich selbst die Hand widersetzen. Kurz, ich hoffe in der Art gekannt zu sein, daß ich weder als Rechts-Konsulent, noch als Gelehrter ein Wort gegen meine Ueberzeugung schreibe oder spreche. Das wäre also vor allem Grundbedingung."

„Man wünscht," erwiederte Freiherr von Väldy, „keine anwaltschaftliche Vertheidigung, sondern eine unbefangene Untersuchung der staatsrechtlichen Befugnisse des Ritterstandes. Es versteht sich daher von selbst, daß nur aufrichtige Ueberzeugung die Darstellung diktiren soll. Wären Sie also geneigt?"

„Gerne, obgleich ich bei dem großen Umfang von Aufträgen volle Ursache habe, bei neuen auf das Maaß meiner Kräfte Rücksicht zu nehmen. Indessen hier gilt es einer öffentlichen Angelegenheit, und ich wiederhole daher, daß ich der fränkischen Ritterschaft mit Vergnügen meine Dienste weihe!"

„Graf Ehrenberg," schloß der Präsident, „ist für diesen Fall von den Mitgliedern unsers Standes in Franken beauftragt worden, mit Ihnen alles Nähere zu besprechen, und Sie insbesondere mit den erforderlichen Urkunden und Aktenstücken zu versehen. Er wird sich demnächst die Ehre geben, Sie zu besuchen, und so denke ich, daß diese Sache geordnet ist!" —

Als Walderode wieder zu Hause angekommen war, wandelte er nachdenkend in seinem Studierzimmer auf und ab, und von Zeit zu Zeit erleuchtete ein schnell auflodernder Strahl innerer Zufriedenheit sein Antlitz. Die Unterhaltung mit dem Regierungs-Präsidenten hatte die verborgenen Gedanken wieder lebhaft angeregt, welche er seit Jahren nährte und pflegte, und in deren Entwicklung er den Zweck seines Lebens zu sehen bereits gewohnt war. Seit dem Wiener-Kongresse und der Verkündung der Bundes- sowie der Schlußakte verlangte die gebildete öffentliche Meinung in Deutschland Volks-Vertretung, Preßfreiheit, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege, Geschwornengerichte ..... kurz Fortbildung der Staatszustände zu einem freien, würdigen Volksleben. Als den Schlußstein einer solchen Verfassung, als die Bedingung ihrer Fruchtbarkeit und die Bürgschaft ihrer Dauer,

bezeichneten alle höher stehenden Geister die **Reichseinheit Deutschlands**, und durch das einfach-erhabene, rührende Lied Arndt's:

„Was ist des Deutschen Vaterland?"

wurde die Idee bereits poetisch den Gemüthern der Edlen eingedrückt. Walderode gehörte jener liberalen Richtung vollkommen an; allein er war auf dieselbe nicht durch Theorien, sondern gerade umgekehrt durch das geschichtliche Studium geleitet worden. Mit der Entstehung und der Entwicklung der mittelalterlichen Reichsverfassung der Deutschen seit Jahren quellenmäßig beschäftiget, hatte ihn dieselbe allmälig mit großer Vorliebe, und zuletzt mit wahrer Bewunderung erfüllt. Es war dieß keine der theoretischen Konstitutionen, welche in den Sitten des Volkes ohne Wurzel, dem Bewußtsein desselben entrückt, leblos auf dem Pergamente stehen, sondern ein organisches Gebilde, aus der Lebensäusserung des Volkes unmittelbar hervorgegangen, der Ausdruck und die Frucht des Nationalgeistes. Man konnte von ihr sagen: „Sie war so, weil sie nicht anders sein konnte!" Die ängstliche Sorgfalt für die Freiheit der damaligen Mittelklassen, des niedern Adels, das mächtig hervorspringende Bedürfniß der Nationaleinheit, aber im Kampfe mit der Eifersucht auf die Freiheit, und eben darum das Ringen um die Verschmelzung beider Prinzipien: endlich die starke Ausprägung des eigentlichsten Nationalgeistes der Deutschen, der Quelle der Schönheit und des Reichthums ihres Staatslebens in den bessern Zeiten, der rege, mannigfaltige und erweckende Wetteifer verschiedener, streng organisch gegliederter Stände und Mittelstufen! In dem Ringen der Kaiser mit den Fürsten, der Ritter und Städte mit den Landes-

herren, in dem natürlichen fruchtbaren Verhältniß, daß der eine Stand abwechselnd an diesen oder jenen sich anschliessen, und dessen Rechten das Wort sprechen, wie den Degen leihen mußte, lag die schöpferische Kraft für ein eben so reiches, als erhabenes Nationalleben. So sehr Walderode dasselbe bewunderte, so blieb er doch weit entfernt, von der Uebertreibung sich irre leiten zu lassen, sohin das Mittelalter etwa für das Ideal der Vollkommenheit zu halten, oder es über die Gegenwart zu setzen. Die Geschichte der Leibeigenschaft, das quellenmäßige Studium des alten Strafrechts konnte Illusionen durchaus nicht zulassen, und er gestand die großen Mängel von Zuständen gerne zu, welche Geistesbildung, Freiheit und Wohlstand nur für den Adel und einige wenige Städte zu ermitteln vermochten. Alle diese wesentlichen Gebrechen konnten jedoch der tiefen Ehrfurcht Walderode's vor unserer mittelalterlichen Reichsverfassung und seiner Bewunderung derselben keinen Eintrag thun; denn sie lagen nur im Geiste der Zeit, und waren keine nothwendigen Folgen des Grundsatzes der Verfassung. Bei folgerichtiger Entwicklung des letztern, also bei sachgemäßer Ausdehnung der Freiheit auf die Massen, mußte die Reichsverfassung des Mittelalters der vollendeteste Ausdruck von Schönheit und Weisheit werden. Eben darum überzeugte sich unser Freund aus den Rechts- wie den Geschichtsquellen auf das tiefste, und sprach es auch sehr bestimmt aus, „daß jene Art der gesellschaftlichen Einrichtung der Völker, wie sie in Zeiten der Erleuchtung angestrebt, und einst auch errungen werden wird, dem Prinzipe nach schon historisches Recht der Deutschen ist.“

Die Entstehung der liberalen Richtung Walderode's auf geschicht-

lichem Grunde hatte unter andern auch die Folge, daß seine Ideen über künftige bessere Volkszustände, oder wie er sich am liebsten ausdrückte, über die einstige Nationalwürde, neben einer eigenthümlichen Tiefe mehr der geistigen, als der materiellen Seite sich zuwendeten. Durch die historischen Studien wurde er belehrt, daß fast jeder der verschiedenen Zeiträume der menschlichen Entwicklung eine besondere geistige Triebfeder nachweise, und sowie diese in der verhältnißmäßigen Blüthe des Mittelalters der tiefe Glaube mit seinen Anforderungen von Wohlanständigkeit und Ehrbarkeit war, so glaubte er die Triebkraft für die bessern Zeiten der Zukunft in der mächtigen Idee der Freiheit und Menschenwürde zu finden, gegründet auf erweiterte Einsicht in die Weltordnung, und ruhend auf Geistesbildung, Tugend und Sitten-Reinheit. Unter diesem Gesichtspunkt erschien ihm die Freiheit nicht bloß als eine Angelegenheit des äussern Wohlbefindens, sondern als eine belebende, sittliche Kraft, welche auf Veredlung des menschlichen Geistes hinwirkt. Durch die reichen Erfahrungen seiner Rechtspraxis hatte Walderode jedoch die Einflüsse der Armuth auf Ehrbarkeit und Charakterstärke genau kennen gelernt, und sehr deutlich gesehen, daß ohne einen gewissen mäßigen Wohlstand die Völker niemals zu Freigefühl, höherer Sittlichkeit und Selbstständigkeit gelangen können. Darum war er seit Jahren einem stillen verborgenem Studium über die Mittel ergeben, dem Wohlstand des Volkes aufzuhelfen. Ihm entsprang unter andern die Anregung der Idee von Eisenbahnen und Kanälen, welcher er sowohl Geld, als Zeit opferte, um sie theils durch Reisen, theils durch unentgeldliche Vertheilung belehrender Schriften

unter das Volk zu bringen. Auch Ironie hatte er öfters benützt, um den Vorurtheilen gegen jenen mächtigen Hebel des Nationalwohlstandes entgegen zu wirken. Gleiches Verfahren wider die Feinde der Gewerbe- und Handelsfreiheit anwendend, erlangte der junge Rechtsgelehrte die Genugthuung, unter dem denkendern Theile des Volkes hierüber allmälig gesundere Begriffe entstehen zu sehen. Jetzt munterte er den Handelsstand anhaltend auf, auch bei scheinbar vergeblichem Erfolge nicht zu ermüden, um die öffentliche Meinung von der Verderblichkeit der hohen Zölle zu überzeugen.

Walderode glaubte fest, daß die fürchterliche Ausdehnung des Schmugglerwesens und dessen Folgen früh oder spät die Regierungen zur Erweiterung des Handelsgebietes zwingen würden, und die Erfahrungen seiner letzten Geschäftsreise hatten ihn hierin bestärkt. Für die Zukunft faßte er daher manche Hoffnung, welche noch sehr gesteigert worden war, als von Würzburg aus durch das Volksblatt das öffentliche Leben bedeutend angeregt wurde. Die würdige Sprache dieser Zeitschrift, ihre Freimüthigkeit und ihre Beschützung aller Bedrängten gegen Uebergriffe der Behörden erfüllte unsern Freund mit großer Freude. Noch größere Zufriedenheit gewährte jedoch die Wahrnehmung der Wirkung jener Zeitschrift, da sichtbar das Selbstgefühl des Volkes sich besserte und aus Scheu vor der Oeffentlichkeit zugleich die Achtung der Behörden vor dem Gesetze zunahm. Nur durch die Beobachtung fühlte sich Walderode immer noch verletzt, daß die höhern Stände dem begonnenen Aufschwung des Nationalgeistes nicht folgen wollten. Nach seinen Ideen über die Reichsverfassung konnte auch der Adel dem

Streben der Zeit sich anschließen, ja es schien in Beziehung auf die Nationaleinheit gerade in diesem Stande bei aufrichtigem Anschluß an die liberale Richtung die mächtigste Stütze zu liegen. Unter solchen Umständen erfüllte die Eröffnung des Freiherrn von Väldy den jungen Rechtsgelehrten mit wahrer Zufriedenheit, da das in Aussicht gestellte Verhältniß seiner Natur nach leicht zwischen der liberalen Volkspartei und dem aufgeklärteren Theile der Ritterschaft Berührungspunkte vermitteln konnte.

Man darf nicht wähnen, daß Walderode sanguinische Hoffnungen sich bildete, und eine baldige Reform der deutschen Staatszustände für möglich hielt. Die Ueberzeugung, welche auf den Grund sehr bitterer, doch vielfacher Erfahrungen am tiefsten in ihm sich festgesetzt hatte, bestand gerade umgekehrt darin, daß noch nicht die Zeit der Aerndte, sondern erst jene der Saat gekommen sei, und daß Er wenigstens die annähernde Verwirklichung der Ideen, wofür er zu wirken und nöthigenfalls sich zu opfern entschlossen war, gewiß nicht erleben werde. Er sprach dieß zu oft und zu bestimmt öffentlich aus, als daß daran gezweifelt werden könnte; allein er hatte in der Geschichte gefunden, daß jeder mächtige Fortschritt einer Nation oder des Menschengeschlechts vorbereitende Perioden, gleichsam Vorläufer oder verkündende Herolde haben müsse, und deßhalb konnte die bewußte Vergeblichkeit des Strebens nicht die gewöhnliche entmuthigende Wirkung äussern.

Während Walderode durch die Abhandlung über die staatsrechtliche Stellung der Reichsritterschaft Veranlassung zu erhalten hoffte,

über die National-Interessen im Allgemeinen sich auszusprechen, kam ihm auch der Auftrag des Bergpraktikanten Weidner sehr erwünscht, weil er dadurch Gelegenheit bekam, wichtige politische Fragen auch gerichtlich zur Erörterung zu bringen. Emsig arbeitete er daher an der Aufarbeitung seiner Geschäfts-Rückstände, um für die Pflege seiner Lieblingsideen wieder Zeit zu gewinnen.

Sechstes Hauptstück.

Als der Rechtsgelehrte eben die Vertheidigung Weidners vollendet hatte, empfing er eine Einladung des Grafen Ehrenberg, in der besprochenen Angelegenheit die Urkunden auf dem Stammschlosse des Grafen zu Wildenau einzusehen. Man hielt dieß aus dem Grunde für zweckmäßiger, weil Walderode dann selbst die Auswahl im Archive treffen, und nöthigenfalls von benachbarten Rittersitzen noch Materialien herbeiziehen könnte. Unser Freund billigte solche Gründe vollkommen, und nahm die Einladung um so bereitwilliger an, als Wildenau in der Nähe von Muggendorf und Streitberg in einer seiner Lieblings-Gegenden lag. Bereits mit Vorbereitungen zur Abreise beschäftiget, wurde er durch einen Besuch Weidners angenehm überrascht, der gleichfalls auf einem Abstecher nach Muggendorf begriffen war, um in den dortigen Höhlen eine wissenschaftliche Untersuchung anzustellen.

Der junge Mineralog, bereits von bedeutendem Ruf, war ebenfalls ein genauer Bekannter Ehrenberg's, und stand selbst im Tauschhandel mit ihm, da der Graf, in der Petrefakten-Kunde sehr berühmt, auch werthvolle Sammlungen von Versteinerungen und Mineralien besaß, aus denen andere Liebhaber die ihrigen zu ergänzen pflegten.

„Das trifft sich ja prächtig!“ rief Walderode dem Freunde zu, als dieser den Zweck seiner Wanderung erzählt hatte. „Sie nehmen eines meiner Pferde, und wir reiten zusammen!“ Nach einer Viertelstunde befanden sich die beiden Freunde schon auf dem Wege nach der Phantasie.

Als sie bei jenem lieblichen Orte angelangt waren, wo der große Dichter so gerne verweilte, schienen sie von demselben Gedanken ergriffen zu sein.

„Leibgeber und Schoppe!“ flüsterte endlich Weidner. „Ich kann dieses kleine Eden hier nie betreten, ohne jene Gestalten gleichsam im Geiste vor mir wandeln zu sehen!“

„Was gleicht an Erhabenheit den Dichtungen des großen Voigtländers?“

„Seine Liebe zu Herder!“ versetzte Walderode. „Es ist für mich die Bürgschaft eines höhern Zusammenhanges der Dinge, daß zwei Männer der Art durch das geheimnißvolle Band der Sympathie verknüpft waren, Jean Paul das Denkmal für Herder setzte!“

„Und beide die Herolde der Freiheit,“ schloß Weidner. „Muß eine Idee nicht erhaben sein, und siegreich Bahn sich brechen, welche durch die edelsten Geister unsres Volkes angekündiget wurde?“

Der Rechtsgelehrte mit allen Fußsteigen wohl bekannt, führte den Freund auf anmuthigen Pfaden bis Weischenfeld, wo das berühmte Rabenecker Thal beginnt. Hier stieg die poetische Stimmung der Reisenden unter den Einflüssen großer historischer Erinnerungen, so daß sie oft schweigend und gedankenvoll neben einander hinritten. Als sie an der Burg Rabeneck vorbei waren, und dann hinter Muggendorf das schöne Schloß Wildenau vor sich sahen, bemerkte Walderode:

„Mir kommt es hier immer vor, als sei ich in der Gegend von Achalm, als sehe ich dort von jenem steilen Pfade den Grafen Ulrich mit seinem reisigen Gezeuch ausziehen gegen die kühnen Bürgerschaaren von Reutlingen!“

„Große Zeit!“ fiel Weidner ein. „Welche unabsehbare Folgen knüpften sich an dich!“ —

Die Burg Wildenau mußte nach den Stiftungsurkunden des Majorats halb und halb in den mittelalterlichen Formen erhalten werden. Insbesondre durfte an einem Rittersaal, wo noch viele Brustbilder des Ehrenbergischen Geschlechts, einzelne Waffenstücke und vollständige Rüstungen aufbewahrt wurden, so wenig etwas geändert werden, als an einem sehr alten gewölbten Stall. Von den Thürmen war der sogenannte „Luginsland“, auf dem der Wächter seinen Platz hatte, vollkommen erhalten. Er war ziemlich umfassend, und oben platt mit einer Brustwehr, so daß man darauf umher wandeln konnte. Man sah hier noch mehrere alte lange Mauerbüchsen, welche nach Erfindung des Schießpulvers nebst andern zur Vertheidigung des Schlosses ge-

dient hatten. Als die beiden Reisenden über die Zugbrücke ritten, sagte Weidner scherzend zu Walderode:

„Sie haben hier ohne Zweifel das Seitenstück Ihres Marienweihers, oder vielmehr die romantische Ergänzung des Klosters!“

„Ach hätten wir nur Kaiser und Reich wieder!“ seufzte traurig der Rechtsgelehrte, „nur fortgebildet nach den Bedürfnissen höherer Kultur-Zustände!“

Graf Ehrenberg, ein Mann in den mittlern Jahren und mit einem sehr einnehmenden Aeussern, empfing die beiden Reisenden mit dem leichten würdevollen Anstand, welcher die Frucht feinerer Bildung ist.

„Sie haben, meine Herren!“ bemerkte er verbindlich, „zu Ihrem freundlichen Besuch eine glückliche Zeit gewählt, da nicht nur verschiedene Nachbarn so gütig waren, das einsame Wildenau durch ihre Gegenwart zu verschönern, sondern auch das Rheinland uns eine seiner größten Zierden für einige Tage gesendet hat!“

Letztere Aeusserung bezog sich auf eine junge Wittwe, welche die Gemahlin des Grafen in den Taunus-Bädern kennen gelernt, und endlich zu einem Besuche auf Wildenau bewogen hatte.

Amalie L***e, damals erst 26 Jahre alt und in der Entwicklung Ihrer vollen Anmuth, war eine der edelsten Gestalten, die jemals auf den Fluren unsers Vaterlandes wandelten. Wenn der Geschichtschreiber aus Ehrfurcht vor menschlicher Auszeichnung, wenn er als Organ der Dankbarkeit der Nation gegen große Geschiedene das Bild von Amalie L***e seinen Lesern mit gewissenhafter Treue vorführen will, so wird

er in den Verdacht gerathen, vom geschichtlichen Boden in die Romantik hinüber zu schweifen. Und doch wird hier nur die einfache, schlichte Wahrheit die Federzüge eingeben.

„Machen Sie sich auf eine große Freude gefaßt, Walderode,“ fuhr der Graf fort, „doch wozu erzählen,“ unterbrach er sich bald wieder, „wo die That selbst sprechen kann! Die Gesellschaft will den schönen Abend im Garten zubringen und hat sich bereits im Park zerstreut, darf ich die Herren zu einem Gange in's Freie einladen?“

Bei ihrer Ankunft in den berühmten Anlagen von Wildenau, wo die Kunst in Vereinigung mit der Natur so viel zu leisten vermochte, fanden die beiden Fremden, daß der Besuch des Grafen noch zahlreicher sei, als sie erwartet hatten. Binnen kurzer Zeit wurden sie mehrerern Majoratsherren aus der Umgegend mit Gemahlinnen und Töchtern, z. B. dem Senior einer der ältesten Familien, Freiherrn von Wiesenthau, dem Grafen von Eglofheim, dem Herrn von Rotenfels, und noch mehrerern andern vorgestellt. Die junge Gräfin Ehrenberg selbst, eine reizende, geistvolle Dame von vielseitigen Kenntnissen und der vollendetsten Weltbildung, hatten die Fremden bis jetzt noch nicht wahrgenommen. Als sie aber in einen dichten Laubgang einbogen, sahen sie die Gräfin mit einer zweiten jungen Dame sich nähern. Emilie von Ehrenberg war eine schlanke, zarte, schwebende Gestalt von der edelsten Gesichtsbildung, und überhaupt der Ausdruck wahrer Anmuth. Aber sie wurde von ihrer Begleiterin noch an Schönheit und edler Haltung überboten. Die Gräfin in der Größe noch etwas überragend, war Amalie noch schlanker und zarter. Sie schien im Gang den Boden kaum

zu berühren, und doch drückte er eine Hoheit aus, welche an die edlere Bedeutung des Wortes „majestätisch“ erinnert. Das Antlitz war vollends so ausdrucksvoll, und so edel geformt, daß man ein Urbild der Schönheit vor sich zu haben wähnte. Wenn das blendende Weiß mit dem zarten Roth spielte, und dann der milde Glanz der Augen auf irgend einen schönen Gedanken des lieblichen Wesens schließen ließ, so gewährte der Anblick desselben einen unendlichen Genuß. Amalie L***e, überaus reich, hatte nach dem frühen Verlust ihres Gemahles keine andere Verbindung wieder eingehen wollen, und ausser der Zärtlichkeit für ihren einzigen geliebten Sohn ihre reiche Brust nur noch Einem Gefühle öffnen wollen, groß genug freilich, sie zu füllen ..... der Liebe zum Vaterland! Bloß noch einen Zweck wollte sie, ausser der Erziehung ihres Sohnes, verfolgen, als Priesterin der Freiheit das Streben nach edlen National-Zuständen aus ganzer Seele und aus allen Kräften zu unterstützen.

„Emilie,“ sprach Graf Ehrenberg, als er mit den beiden Fremden zu den Damen getreten war, „Du kennst bereits unsre neuen Gäste; doch Frau L***e wird erlauben, daß ich hier Herrn Dr. Walderode und hier Herrn Mineralogen Weidner vorstelle!“

Nach den wechselseitigen Begrüßungen nahm die Gräfin sogleich die Unterhaltung auf.

„Sie werden, liebe Amalie!“ sagte sie scherzend, „unsre Gegend nun noch besser kennen lernen, da Ihnen Herr Weidner die Naturwunder, und Herr Walderode die Geschichte der Landschaft mit den romantischen Sagen derselben erklären kann!“

„Die Herren werden an mir eine aufmerksame und dankbare Zuhörerin erhalten, da ich in der That schon über manche Beobachtung Aufklärung zu erhalten wünschte. Woher kommt z. B. das offene freimüthige Benehmen der hiesigen Landleute und der Wohlstand, der mich fast an den Rhein erinnert, während ich beide Erscheinungen in den meisten andern Gegenden Deutschlands so schmerzlich vermißt habe?“

„Beides sind noch Nachwirkungen aus früheren Zeiten,“ erläuterte Walderode achtungsvoll. „Ein Theil der Gegend gehörte früher zu dem Bisthum Bamberg und „Unter dem Krummstab ist gut wohnen!“ sagte die Volksweisheit im Sprüchworte. Der übrige Theil war ehemals baireuthisch, und dieses Land besaß zu markgräflicher Zeit eine ziemlich freie Verfassung. Insbesondere wurde die Verwendung öffentlicher Einnahmen von den Landständen genau überwacht, und da der Markgraf zur Bestreitung seiner Ausgaben überhaupt mehr auf die Domänen verwiesen war, wie früher der Kaiser auf das Reichsgut, so blieben die Abgaben sehr mäßig. Von Zöllen wußte man auch nur wenig, und so begründete sich eine lang nachhaltende Wohlhabenheit des Volkes!“

„Welche schöpferische und belebende Kraft doch in freien Institutionen liegt!“ bemerkte Amalie, indem sie ihre Augen freundlich zu dem Rechtsgelehrten erhob.

Inzwischen hatte sich die gesammte Gesellschaft allmälig in einem schönen Garten-Saale zusammen gefunden, wo man Erfrischungen einnahm, und die Unterhaltung ward nun allgemein.

„Es unterliegt keinem Zweifel,“ nahm Graf Ehrenberg das Wort,

„daß in den ältern Verfassungen Deutschlands die Volks-Selbstständigkeit viel ernstlicher geschützt war, als in den neuern Konstitutionen, den Nachahmungen der französischen. Um nicht von dem Waffenrechte der deutschen Reichs- und Landstände zu sprechen, welchen freien Geist drückten nur die Bestimmungen aus, daß die Volksvertreter aus eigener Macht sich versammeln konnten, die Streitigkeiten unter den Fürsten als Schiedsrichter zu entscheiden hatten, und selbst bei der Frage über Krieg oder Frieden um ihre Zustimmung angegangen werden mußten. Das Steuerbewilligungsrecht war keine leere Täuschung oder ein Schattenspiel, sondern scharfer Ernst. Wie beugten sich die Fürsten vor dem Nachdruck der Verfassungen, wenn sie bei Anträgen auf Bewilligung einer Steuer öfters den begangenen Fehler der Verschwendung zugestanden, und Besserung für die Zukunft versprachen? Mich erschüttern solche Verhältnisse, welche bei aller Naivetät doch so erhaben waren!"

„Die Zustände", bemerkte Weidner, „waren dort natürlicher, weil die Fürsten und sogar der Kaiser für ihre Amtshandlungen selbst verantwortlich blieben, demnach die Folgen ihrer Unternehmungen sorgsamer berücksichtigen mußten. Und auch diese Verantwortlichkeit war kein leeres Wort. Graf Ehrenberg hat bereits auf das Waffen- oder Widersetzungsrecht der Landstände bei Verfassungs-Verletzungen von Seite des Fürsten angespielt. Und wie ernstlich es gemeint war, wie sehr man das Recht am Ende nur dem Schutze des eigenen Schwertes anvertraute, zeigt schon das Beispiel, daß die Bürger ihre Thore und Wälle selbst bewachten, und bei der Anwesenheit ihres Landesherrn,

wenn sie ihm nicht trauten, meistens vorsichtig unter den Waffen blieben!“

„Ich bewundere ein Volksleben, „erklärte Amalie, „wo die Bürger, wie in Braunschweig, ihrem Landesherrn schreiben konnten, daß sie ihm seine Bitte, in ihrer Stadt sich ein Haus zu bauen zu dürfen, für dieses Mal, aus besonderer Rücksicht, bewilligen wollten!“

„Die Freiheit,“ nahm Eglofheim das Wort, „war wegen der Natürlichkeit aller Verhältnisse in die Sitten des Volkes übergegangen. Durch die Rechtspflege unter freiem Himmel, durch die Berathung aller öffentlichen Angelegenheiten in Versammlungssälen der Korporationen, der Gemeindehäuser, der Landstände und zuletzt der Reichstäge wurde das Volk nicht bloß unterrichtet, sondern auch mit Gemeinsinn und Selbstgefühl erfüllt, weil es nun die Staats-Angelegenheiten als die seinigen ansah. Mit einem Wort: die alten Verfassungen waren durch und durch nach dem Grundsatz gebildet: „Wo ich nicht mit gerathen, da brauche ich nicht mit zu thaten,“ und das gab dem Ganzen so viel Leben, Ernst und Nachdruck.

„Die Würde geistiger Wesen,“ fügte Amalie bei, „fordert die Mitwirkung der öffentlichen Vernunft in der Führung der Staatsgeschäfte. Es gibt im Völkerleben allerdings eine solche öffentliche Vernunft: — sie ist die Stimme der Weisen und Tugendhaften im Volk, der Ausdruck jenes gesunden Sinnes, der zu seinem Urtheile keiner Gelehrsamkeit, sondern nur der Rechtschaffenheit bedarf, der sich im Volk gar vielfach findet, und die eigenen, wie die öffentlichen Geschäfte

oft sicherer leitet, als der Wirrwarr einer todten, unklaren, dünkelhaften Schulwissenschaft. Geltendmachung der öffentlichen Vernunft, Einfluß derselben auf die Leitung der Staatsgeschäfte ist folglich die erste Anforderung an wirkliche Staatsweisheit, und das Mittel zu ihrer Befriedigung eine verständig und gerecht geordnete Volksvertretung."

„Aehnliches möchte ich," bemerkte Freiherr von Rotenfels, „von der Oeffentlichkeit der Rechtspflege sagen. Alles Dunkel ist mit dem Fortschritte, dem Wachsthum, dem Wesen des Geistes unverträglich: am wenigsten läßt es sich aber mit der Gerechtigkeit vereinbaren. Die Handhabung, die Pflege des Rechts erträgt auch nicht einen Schatten von Verdacht; sie muß offen vor Aller Augen vor sich gehen, frei und unverborgen vor allem Volke sich zeigen. Geheime Rechtspflege tödtet den Nerv des öffentlichen Lebens, nimmt dem Volke das National-Bewußtsein, und wirkt zerstörend auf dessen ganze Zukunft. Die Nachtheile des geheimen Rechtverfahrens sind geschichtlich beurkundet; denn die Einführung desselben in Deutschland war eine der Ursachen, daß der Nationalsinn allmälig abgetödtet wurde. Das Volk erkannte die Gefahr gleichsam instinktartig. Wie sträubten sich im 16. Jahrhundert gerade die untern Stände gegen die Doktoren des fremden Rechtes, wie sehr drangen sie auf deren Entfernung aus den Gerichten? Wiederherstellung der Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens vor allem Volk, ist darum eine zweite Anforderung an wahre Staatsweisheit."

„Dem Urtheil vor versammeltem Volk," sagte Freiherr von Wiesenthau, „entspricht im Strafrecht auch das Urtheil durch das Volk. Keine Nation ist frei, welche dieser Wohlthat, dieser Gewährschaft der

Rechtssicherheit entbehrt. Ein edles Volk muß darnach streben, auf die Wahl seiner Richter Einfluß zu haben: das Verlangen des fränkischen Karls, den Sachsen das Urtheil durch frei gewählte Richter zu nehmen, war eine der vorzüglichsten Ursachen der verzweifelten 30jährigen Gegenwehr jenes Stammes. „Sie wollten keine vom König erwählten Richter und Schöppen," erklärten die Sachsen, „sondern solche, welche das Volk selbst auf die Dauer eines Jahres frei erwählt, damit nicht Ehre, Leib und Leben eines Mannes von der rechtlichen Meinung eines Miethlings abhänge." **Volkes-Stimme, Gottes-Stimme!** Urtheil im Strafverfahren durch die Volkesstimme, gesprochen durch ihr natürliches Organ, das Geschwornengericht, ist zum öffentlichen Leben einer Nation unerläßlich: ohne diese Lebensbedingung gibt es keine Freiheit. Urtheil durch die Volksstimme im Strafverfahren ist daher eine dritte Anforderung an wirkliche Staatsweisheit."

„Wollen wir ein viertes, dringendes Bedürfniß unsres großen Vaterlandes nicht vergessen," sprach Graf Ehrenberg mit Ernst, „die Freiheit der Rede und der Schrift. Erörterung ist der Wecker des Gedankens, der Lebenshauch des geistigen Seins; jedes Volk, dem die Freiheit der Erörterung fehlt, ein Kind, oder krank und siech: Freiheit der Presse muß einem gebildeten Volke werden, oder die geistige Entwicklung ersticken, die Nation zu Grunde gehen. Soll ich darüber streiten oder Gründe bringen, daß die Sonne zum Wachsthum, der Athem zum Leben nothwendig ist? Die Presse ist das Organ der Völker, wie die Zunge das Sprachorgan des Menschen: wer nicht sprechen kann, ist höherer geistiger Bildung unfähig, weil dazu zweierlei gehört,

eigenes Denken und Mittheilung. Den Völkern den freien Gebrauch ihres Sprachorgans verbieten, weil Mißbrauch damit getrieben werden könne, ist gerade so viel, als dem Einzelnen den Gebrauch seiner Zunge verbieten, weil er sie mißbrauchen könne. Ja, der Eingriff in das natürliche, nothwendige und angeborne Recht der freien öffentlichen Erörterung ist noch heilloser, weil durch die Lähmung des Sprachorgans eines Einzelnen nur Einer, durch Vernichtung des Sprachorgans der Völker, der freien Presse, aber eine ganze Nation zu Grunde gerichtet wird. Auch in dieser Beziehung stand die ältere Verfassung, so lange sie noch ihre eigenthümliche Lebenskraft besaß, über den neuern Konstitutionen in Deutschland. Das Recht eines Jeden, über alle öffentliche Fragen ungescheut und rücksichtslos sich auszusprechen, war damals eine so natürliche und nothwendige Sache, daß die Möglichkeit einer Verkümmerung desselben gar Niemanden in den Sinn kommen konnte. Nicht umsonst ist die Censur eine Erfindung der Päpste! Ja! es lag Ernst in den alten landständischen Einrichtungen!"

„Und dann noch die Rückwirkung der Reichsstände auf die Landstände," erinnerte Freiherr von Wiesenthau, „der rege Geist und Wetteifer der Korporationen sowohl in den Städten unter den Bürgern, als auf dem Lande unter dem Adel. In diesem Schlosse fanden die Versammlungen des Ritter-Kantons Orts Gebürg statt; welche kühnen Worte ertönten hier, welche Thaten sind aus ihnen entsprungen?"

„Und die großen Eidgenossenschaften der Städte," fiel Weidner

ein, „ihre Flotten, welche die Nord- und Ostsee beherrschten, und die auswärtigen Könige zum Zittern brachten. Endlich die Erhabenheit des Kaisers und der Reichsversammlungen, der Glanz der Nationalfeste, welche aus den letztern entsprangen, mit der Rückwirkung auf Erhöhung des Gewerb-Verkehrs! Wo suchen wir jetzt die deutsche Flotte, wo die Botschafter einer deutschen Nation, wo ein allgemeines Nationalfest, wo wirklich freie Institutionen? Wie beschämend ist es, welchen tiefen Schmerz erregt es, daß das große deutsche Volk, welches jene Einrichtungen wenigstens dem Prinzipe nach zuerst erfand, jetzt in den freien Institutionen nicht nur hinter Nordamerika und Norwegen, sondern auch hinter England, ja sogar hinter Frankreich zurücksteht!“

„Mich beleidigt der Mangel an Würde,“ bemerkte Gräfin Emilie, „welcher die deutschen Staatsverhältnisse allenthalben darniederdrückt. Was sind doch die kleinen Stäätchen, mit oder ohne Kammer-Verhandlungen, so armselig gegen das englische Nationalleben mit Parlament und Volks-Versammlungen! Die Sache ist wichtiger als man glaubt, und hat unmittelbaren Einfluß auf die Ideen wie die Sitten. Bei verkrüppelten Staatszuständen können sich unmöglich erhabene Gedanken bilden: die Seele will auch Eindrücke von Aussen, um von Innen heraus Großes hervorzubringen, und darum wirkt nicht nur die höhere Tonkunst, sondern auch der Anblick einer erhabenen Gebirgsnatur so weckend auf große Entschlüsse. Auch jene Anmuth im Umgang und jene wahre Feinheit des Benehmens, welche so unbeschreibliche Reize hat, und zugleich auf Milderung der Unbehülflichkeit oder noch schlimmerer Eigenschaften in den unteren Ständen zurückwirkt,

wird bei kleinlichen Staatszuständen, die aller Würde entbehren, niemals zu ermitteln sein!"

„Edle Gräfin," rief Walderode feurig, „Sie berühren die Wunde scharf und unmittelbar. Ohne die Reichseinheit Deutschlands gibt es keine Würde der öffentlichen Verhältnisse, und ohne diese hätte selbst die Freiheit keinen Werth! Ich bedaure eine Freiheit, welche von der Eifersucht großer Mächte leben, oder demüthig um die gnädige Gestattung ihres Daseins bitten muß. Wenn es wahr wäre, daß die Freiheit nur in kleinen Ländchen möglich sei, so würde ich, trotz meiner Begeisterung für sie, darauf verzichten, denn ich gestehe, daß verkrüppelte Republiken meine Seele so wenig ausfüllen würden, als Monarchien derselben Art! Deutsche Reichseinheit! das ist eine Idee, welche die Seele schwellt und hebt: sie ist mein Heiligthum und schon das Aussprechen des Wortes erregt mir stets stolze und erhabene Gefühle!"

„Würde es für unsere Fürsten," fragte Graf Eglofheim, „nicht ruhmvoller sein, unter einem Kaiser, mit der Möglichkeit einstiger Thronfolge und mit Versicherung der Civillisten durch Dotationen aus Domainen, die erste Kammer des mächtigsten Volkes der Erde, der Deutschen, zu bilden?"

„Und für den Adel nicht ehrenvoller," ergänzte Weidner, „in dem Hause der Abgeordneten an der Seite patriotischer Bürger die Rechte der Nation zu verfechten, statt am Hofe eines Fürsten kleinliche Intriguen zu leiten?"

„Welch' unendlich' erhabenes Schauspiel," sprach Amalie, „wäre doch ein einheitliches deutsches Nationalleben, mit einem majestätischen

Reichsparlament, Geschwornengericht, öffentlicher Rechtspflege, Preßfreiheit, Associationsrecht und Volksversammlungen, kurz mit allen Institutionen wirklicher Volksfreiheit."

„Und wie würde es auf die Stellung sowie die Macht Deutschlands nach Aussen einwirken?" sagte Freiherr von Rotenfels. „Wer die Geschichte der letzten 50 Jahre mit wirklich-geistigem Auge durchdringt, und eben so die Bahn beobachtet, welche die neuere Entwicklung der Völker, trotz alles Widersträubens der Regierungen, vermöge der Allmacht organischen Dranges unaufhaltsam einschlägt, der fühlt sich auf das lebhafteste überzeugt, daß die Staatskunst neue, tiefer gehende und gediegenere Grundlagen aufsuchen müsse. Früher traten bei den Staatsverwicklungen, bei streitigen Ansprüchen der Höfe unter einander und den daraus entstandenen Kriegen nur die Regierungsgewalten der Länder einander gegenüber: das Volk nahm hingegen aus eigenem Antrieb wenig oder keinen Antheil. Das ist nun seit 50 Jahren bedeutend anders geworden. Einige Nationen von Europa haben sich der Reife genähert: bei ihnen ist die Leitung der Staatsangelegenheiten sowohl im Innern, als gegen Aussen der Gegenstand freier und allgemeiner Erörterung, und sie sehen die Verwicklungen nach Aussen als ihre eigene Sache an, wofür sie mit Eifer, Hingebung und Aufopferung einstehen. Da die Macht solcher Völker nach Aussen natürlich ungleich größer ist, so muß dem Staatsmann der neuern Zeit nothwendig alles daran gelegen sein, daß er in seinen Beziehungen nach Aussen nicht nur auf die Regierungsgewalt, sondern auch auf die Theilnahme der Unterstützung des Volksgeistes rechnen könne.

„Nichts ist wahrer," fiel Walderode mit Nachdruck ein, „und nichts ist zugleich für die nationalen Zwecke sowie für die Zukunft der Völker wichtiger, als der Satz, auf den uns Freiherr von Rotenfels aufmerksam macht. Die Geschichte scheint seit 50 Jahren beinahe nur einen Zweck vorzugsweise zu befolgen, jenen nämlich, die Staatsmänner zu belehren, daß in unsrer Zeit bei großen Staatsverwicklungen der Nationen gegeneinander die bloße Regierungsgewalt der verschiedenen Länder zur befriedigenden Lösung noch nicht genügend sei, sondern daß ein neues kräftiges Element hinzu treten müsse, der erwachende, kühn aufstrebende Volksgeist. So oft sich die Regierungs-Gewalten der Länder mit dieser neuen Kraft der Zeit verbündeten, waren sie siegreich, und so oft sie sich dieselbe entfremdeten, ohnmächtig. Napoleon versuchte ein anderes Element dafür unterzuschieben, den Waffenruhm, die Begeisterung eines ruhmgekrönten Heeres für den Feldherrn, welcher dasselbe so oft zum Siege geführt hatte. Die Triebfeder war stark, von großer innerer Kraft; aber sie war im Verhältniß zu dem Volksgeist gleichwohl zu schwach: — Napoleon sank ohnmächtig dahin, weil er den Geist der deutschen Nation gegen sich erregt, und jenen des eigenen Volkes nicht für sich zu gewinnen gewußt hatte. Wer ist der Staatsmann, der bei solchen Lehren, bei solchen gebieterischen Winken der Geschichte den Volksgeist bei seinen Entwürfen nicht mit in Rechnung bringen wollte? Es ist gewiß, es ist so klar, als irgend etwas sein kann, daß dieses neue Element des Staatslebens auf das sorgsamste gepflegt, genährt, entwickelt werden muß, daß jede Nation, die es verkümmern läßt, hinter den andern, welche den entgegengesetzten

Weg betreten, entschieden zurückbleiben muß, und großen Weltereignissen, wenn solche früher oder später eintreten, nicht gewachsen sein kann. Wir Deutsche stehen aber in der Entwicklung des Nationalgeistes, welcher bei benachbarten Völkern so kräftig, kühn und hochstrebend sich ausbildet, ungemein zurück, und es wird wahrlich Zeit, uns zu ermuntern, auf unsere innere Erstarkung hinzuwirken, den andern Nationen in ihrem schönen Wetteifer zu folgen. Welches Mittel führt aber zu solchem nothwendigen, nach Beschaffenheit der Zeiten unabweislichen Zwecke? Nur die freien Institutionen! Es liegt eine ungeheure Macht in weiser, edler Volksfreiheit!"

„Wie wahr, wie unendlich wahr," sprach Amalie mit begeisterter melodischer Stimme. „Auch die Sittlichkeit, der reine Lebenswandel, die öffentliche Rechtschaffenheit gedeihen nur unter dem wohlthätigen Einfluß der Freiheit, stehen und fallen mit ihr. Die Geschichte lehrt dieß deutlich, immer waren die Völker um so sittlich besser, tugendhafter und milder, je freier sie waren, immer folgte auf den Sturz der Freiheit auch der gänzliche Verfall der Sitten. Ja sie ist, diese Grundlage alles Erhabenen und Würdigen, diese sorgsame Pflegerin alles Schönen und Edlen, sie ist unser höchstes Gut, und bedauernswürdig alle Zeiten und Geschlechter, wo das Streben nach ihr verspottet, verachtet, geschmäht wird. Doch diese Zeiten nähern sich ihrem bleibenden Ende, ein junges Geschlecht reift heran, getragen von glühender, begeisterter Kraft für Erfüllung der Bildungszwecke, also für Geltendmachung der menschlichen Würde, der Selbstständigkeit, der Freiheit der Völker. Ein neuer, ganz neuer Abschnitt ist in der Ge-

schichte Deutschlands seit dem Wiedererwachen des Nationalgefühles im Jahre 1813 eingetreten, welcher die Durchführung edler Nationalzustände zu seiner Aufschrift, seinem Charakter wählen wird. Ehre und Ruhm dem Manifest von Kalisch! Seitdem der Volksgeist zur Rettung des Vaterlandes aufgerufen wurde, schied sich die alte und die neue Zeit. Jene war schweigsam, düster, gebeugt, diese ist geistig bewegt, glühend-beredt, heiter, klar, hochaufstrebend. Wollet nicht irre werden an den dunkeln Streifen, die an dem neuen Geiste noch flüchtig vorüberschweben: der wallende Lichtglanz hat sich bereits angekündigt: bald steht er siegreich und herrlich über den weichenden düsteren Schatten! Dann wird die Brust, in der die Liebe zum Vaterlande wohnt, nicht mehr verstummen, sondern der beredte Mund überströmen von jenen gewaltigen Klängen, welche das Herz des Volkes rühren, erschüttern, das Nationalgefühl wecken und alle Bessern zu großen Entschlüssen ermuntern!"

Amalie hatte sich in ihrem schönen Enthusiasmus bewußtlos vom Sitze erhoben, und die übrige Gesellschaft das Beispiel unwillkürlich befolgt. Als alle Blicke mit Entzücken auf der Rednerin hingen, als die Begeisterung allgemein war, sprach Walderode:

„Sie schildern **Nationalwürde**, edle Frau! und zeigen uns zugleich den Weg dazu. Ja so ist es, wie der Genius Ihnen eingab, den schlummernden Geist des Volkes müssen wir wecken! „Gebt mir einen großen Gedanken, an dem ich mich aufrichte," sagte der sterbende Herder, gebt meinem Volke eine mächtige Idee, möchte ich rufen, an der es sich sittlich stärke und erhebe, und wieder einherschreite in

Größe und Herrlichkeit. Alle Macht gehört dem Gedanken, und wenn die Ideen, nachdem sie sich still gebildet, in's Leben kühn und hoch hereintreten und die Brust der Menschen füllen, ihre geistige Natur wecken, und wie im Sturme sie fortreißen zur hingebenden, hochaufstrebenden Begeisterung, da werden die Zeiten großartig und thatenreich, die Geschichte bereitet ihre Tafeln und verzeichnet die Beweise des göttlichen Ursprungs des Menschengeschlechts, wie sie in erhabenen Handlungen sich ausdrücken. Alle bedeutenden Zeiten hatten einen eigenthümlichen Gedanken, welcher die Triebfeder der geistigen Bewegung, der Mittelpunkt der gemeinsamen Thätigkeit wurde: mit unwiderstehlicher Gewalt ergreift derselbe gewöhnlich die Geschlechter, und führt sie meist mit Hülfe einer tieferschütternden, jeden Widerstand vernichtenden Beredsamkeit zu einem würdigen Ziele. Auch unsere Zeit bedarf solcher mächtiger, den Menschengeist verjüngender Ideen, damit die Völker von der flachen Gewöhnlichkeit, dem gedankenlosen Körperleben oder der krankhaften mystischen Ueberspannung wieder der regen und anständigen Geistesthätigkeit sich zuwenden und ihre öffentlichen Zustände durch das Bewußtsein und das Gefühl eines höhern Berufes reiner und edler entwickeln. Nach dem Standpunkte unserer Bildung ist aber der Gedanke, welcher uns wieder zum bessern geistigen Leben erwecken, alle Kräfte verjüngen, ein thatenkühnes, hochsinniges Streben erzeugen soll, die Idee der ..... Nationalwürde. Schon das Aussprechen des Namens schlägt gewisse Saiten in unserm Innern wohltönend an: ja wir fühlen es, wir empfinden es deutlich, die Herstellung erhabener Nationalwürde ist das Bedürfniß der Zeit, ist die Aufgabe eines neuen, jugendlichen,

thatkräftigern Geschlechts, ist die geistige, mächtige Triebfeder, welche uns fehlt und die wirksam werden soll, um unsere innern Kräfte wieder zu beleben, zu stärken und in dem gemeinsamen Hinwirken auf ein edles Ziel zu vereinigen. Alles Schöne, Sittlich-Erhabene und Große, was die Menschheit nur immer sich erringen mag, spricht sich in dem Begriffe „Nationalwürde“ aus. Seht ihr das kühne, stolze, hochaufgerichtete Volk, das nicht stumm, bleich, gebeugt und furchtsam dahinschleicht, sondern mit heiterem, edlem, freiem, klarem Antlitz einhertritt, seinen Werth fühlt, seine Rechte kennt und sie hochschätzt: seht ihr das Volk, wie es für die Freiheit, die Menschenwürde, die großen Zwecke unseres Geschlechts erglüht, wie es, andern Nationen gegenüber, den Schwachen schirmt und den übermüthigen Mächtigen bekämpft, wie es seine Rechte gegen Jeden, der sie zu verletzen wagen sollte, mit tapferer Hand zu schützen weiß: seht ihr, wie seine Jugend dahin schreitet, und stolz und glücklich im Gefühle der Herrlichkeit des Vaterlandes mit klopfenden Herzen, tief erregter Brust, flammenden Blicken, glühender Wange, vorgebeugtem Haupte den Dichtern und Rednern lauscht, welche die Thaten, den Ruhm, die Ehre, die unendliche, heilige Würde des Vaterlandes verkünden? Wenn ihr das sehet, so gehet hin und saget: ich habe gefunden, was ich suchte, meine Zweifel sind gelöst, ja die Weltordnung hat Sinn, ja die Anstrengungen, die Vorbereitungen, welche sie Jahrtausende beschäftigen, sind des Zieles werth, denn ich habe ein Volk in seiner Nationalwürde gesehen. Die Natur hat große, erhabene Schauspiele, aber nichts gleicht dem erschütternden Bilde des Aufwachens der Geschlechter zum Ge-

fühle, zum Bewußtsein ihres Werthes. O, wie großartig, wie rührend schön ist dieser Augenblick! Dunkel war es vorher vor den Blicken, und eine blitzende, blendende Klarheit erfüllt jetzt alles: öde, werthlos schien vorher das Leben, und nun steht es auf ein Mal in einem leuchtenden, würdigen Ziele vor uns: das Herz war freudenlos, den niedern Bedürfnissen zugewendet, und jetzt fließt es über von hoher, reiner, sittlich-großer Begeisterung. Und welche schaffende, welche umwandelnde und veredelnde Macht jene gewaltige Idee besitze, seht ihr an dem Wetteifer edler Thaten, den sie erzeugt, in dem Vergessen und dem Auflösen des Ichs, in der bereitwilligen, eifrigen Unterordnung desselben unter die öffentlichen Zwecke, die öffentlichen Bestrebungen für gemeinsames, bleibendes Wohl des Vaterlandes und des Menschengeschlechts. Nationalwürde ist die noch einzig mögliche, geistige Triebfeder der gegenwärtigen und der kommenden Zeiten, der einzig mögliche Gedanke, welcher die Grundlage und der Mittelpunkt edler geistiger Zustände werden kann, der ätherische Hauch, welcher allein die Kunst höher zu heben vermag, der göttliche Funken, welcher die erschlafften, kalten, erstorbenen Gemüther der Menschen wieder zum Leben, zur Thatkraft, zur sittlichen Veredlung entzünden soll. Es gibt nur einen Weg zur bessern Zukunft ..... Oeffentliches Leben, freie Entwicklung der Volkskräfte, treue, hingebende Pflege der öffentlichen Freiheit, wie sie das Selbstgefühl der Völker und das Bewußtsein der Nationalwürde erzeugt, jener mächtigen, tief erregenden Kraft, welche der Hebel und die Triebfeder aller großen Thaten wird, aller Thaten, die schon im Alterthume die Welt mit Bewunderung erfüllten, und später

die Blätter der Geschichte abermals und in noch höherem Grade mit Ruhme füllen werden. Nationalwürde heißt die Aufschrift des Thores der Zukunft, Nationalwürde der Grundstein des großartigen Baues zur Emancipation des Menschengeschlechts."

Ein leises Murmeln des Beifalles durchlief mit Feierlichkeit die Reihen der Gesellschaft, Amalie dagegen trat mit Hoheit vor Waldenrode, und erhob das leuchtende, fast verklärte Antlitz sprachlos gegen ihn. Dann senkte sie das Haupt, preßte mit beiden Händen die Brust, und stammelte mit einer Demuth, die unendlich rührend war:

„Hier stand es immer so, aber noch unklar, verschwimmend unter den ungesichteten Gefühlen. Jetzt dagegen ist der Strahl der Erleuchtung in die Seele gefallen, jetzt können sich die Empfindungen Rechenschaft geben. Weg mit jedem Versuch des Dankes! Hier steht er, hier wird er ewig stehen! Doch bei der Heiligkeit des Augenblickes Gewährung einer Bitte! Wenden Sie die Gabe der Beredsamkeit nie anders, denn für Freiheit und Volkswürde an. Werden Sie der Hort, der starke Held meines Volkes! Und wenn die Mächtigen Ihnen ihre Reichthümer und Ehrenstellen zeigen, so hüllen Sie sich in die Größe Ihrer Grundsätze, und bleiben Sie der treue Freund des Volkes. Werden die Stürme hereinbrechen und die Eiche schütteln, werden die Leiden die Kraft erschüttern und durch die Dauer des Elendes den starken Mann zu zerstören drohen, o so rufen Sie dann nicht: „Jetzt sehe ich, daß die Tugend ein leerer Name ist!" Wenn die Schwachen wanken, fliehen, verzweifeln, so harren Sie aus im Widerstande, wie im felsenfesten Vertrauen, und wenn endlich alle Ideale in dem höchsten Un-

glück, in der undankbaren Zurückstoßung des Volkes, erlöschen wollen, ach! so erinnern Sie sich, daß Grundsätze über Zeit und Menschen erhaben sind."

Siebentes Hauptstück.

Etwas über ein Jahr nach den erzählten Vorgängen sah man an einer steilen Anhöhe im Fichtelgebirg einen zahlreichen Trupp Jäger auf einer Freiung dem Hochwalde zuwandern. Die Schützen gehörten, nach ihrem Aeussern zu schliessen, theils dem vornehmern Stande, theils jenem von Handwerkern und einfachen Landleuten an. In ihrer Mitte schritt ein hagerer Mann von mittlerer Größe, mit einem ausdrucksvollen, Entschlossenheit verkündenden Antlitz, welchen man nach den üblichen Trachten jener Landschaft für einen Revierförster oder Forstmeister halten mußte. Nur wenige Schritte vor den hastig eilenden Jägern voraus gingen einige junge, kräftige Bauernpursche mit mehreren Koppeln von Jagdhunden. Man konnte über 30 Hunde von verschiedener Farbe und Größe zählen, und diese drängten unruhig einander, während sie zugleich, wie im Vorgefühl der bevorstehenden Lust,

lebhaft mit den Ruthen schlugen. „Ruhig Grünewald!“ sprach einer der Bursche zu einem schön gezeichneten, vorzüglich feurigen Hunde, „du bist doch immer der wahre Satan, und steckst auch die andern Bestien an!“

„Wie sicher der Instinkt diese Thiere leitet!“ bemerkte der Forstmann, welcher Niemand anders war, als Revierförster König von Hallersdorf, „ich glaube, ihre feinen Nasen haben schon herausgebracht, daß hier der erste Trieb gemacht wird. Halt denn, Kreis gebildet, Gewehr bei Fuß!“ kommandirte der Förster. Als der Befehl vollzogen war, rief König, auf seine Büchse gestützt, mit gutmüthiger Laune:

„Ich will barmherziger sein, als Schöntag, und es kurz machen; doch folget schön, Landeskinder, und macht mir nicht wieder dumme Streiche. Also aufgepaßt: Kein Schmalreh und keine Gais geschossen, die Gewehre immer so getragen, daß das Rohr gegen den Boden gekehrt ist, vom Stand nicht weggeschlichen!“ Der besondere Tagsbefehl für heute lautet: „Es darf durchaus nichts anders geschossen werden, als alte Thiere und Rehböcke!“

Indem der Förster nun rasch aus dem Kreise hinausschritt, bemerkte er:

„Ihr Gabriel, könnt gleich hier stehen bleiben, ihr habt da die Freiung vor euch, also Platz zum Schießen!“

Die übrigen Jäger traten nun in den Hochwald, der bis zum nächsten Gipfel eine halbe Viertelstunde lang ziemlich gäh bergauf

stieg. Von Zeit zu Zeit beorderte der Leiter der Jagd einen der Schützen zum Stillstehen, bis er endlich auf dem Gipfel des Fichten-Schachtes ausrief:

„Sie bleiben hier Walderode! Ich habe Ihnen absichtlich diesen Stand aufgehoben; denn Sie können hier sowohl am südlichen als am nördlichen Abhang hinabschießen, und haben durch den Schlag hier auch schönen Raum. Ich umgehe jetzt mit Treibern und Hunden den Schacht. Aber die Jagd beginnt ganz südlich dort!"

Der erste Trieb ging vorüber, ohne daß ein Schuß fiel. Wenn die Schützen angestellt waren, sollte Niemand ein Wort sprechen. Nach Beendigung der einzelnen Triebe gingen die Jäger dagegen immer wieder truppweise in lebhafter Unterhaltung.

„Was ist denn auf der Höhe bei'm Hexenstein," erscholl es in einer der wandernden Gruppen, „für ein Dollpatsch gestanden? Stellt sich ein Fuchs bei konträrem Wind über eine Minute auf 40 Gänge vor ihn hin, und doch schießt der Krautschütz nicht!"

„Das wird der Dr. Walderode gewesen sein," antwortete eine zweite Stimme!

„So! Dann war es eben so gut, der hätte auf 10 Schritt nichts getroffen, und wenn der Fuchs fest vor ihn hingenagelt gewesen wäre!"

„Wenn du, Beutler, nur so gut schießen könntest, als der Doktor," sagte auf ein Mal König, der eben aus einem Dickicht hervortrat, zu einem Bürger aus Sparneck.

„Was? Gut schießen!" rief der Postmeister von Münchberg. „Ich

will verdammt sein, wenn der Doktor die Stephanskirche auf 20 Schritte trifft!"

„Ihr seid doch neidische Dickohren!" zürnte der Förster, „habt ihr nicht gesehen, wie der Doktor bei'm letzten Sternenschießen hinleuchtete?"

„Ja aber im Laufen?" warfen die beiden Widersacher zumal ein.

„Was," rief König, „hat er nicht den hochbeinigten Fingal vom alten Stadtschreiber in höchster Flucht auf 60 Gänge getroffen, als er ihn für einen Fuchs ansah!"

Dieser Vertheidigungsgrund, welcher dem Förster nur in der Hitze entfuhr, brachte unter der gesammten Jagd-Gesellschaft ein unmäßiges Gelächter hervor, welches noch größer wurde, als Walderode inzwischen herangekommen war, und auf die Frage, warum er auf den Fuchs nicht Feuer gegeben, ganz ruhig antwortete:

„Es ward ja so gestreng befohlen, nichts als alte Thiere oder Rehböcke zu schießen!"

„Bei'm Teufel," brummte König und schritt rasch voran, „weiß der nicht einmal, daß man Raubthiere zu allen Zeiten erlegt! Doch jetzt stille," kommandirte er, „zweiter Trieb!"

Walderode, dieß Mal mehr gegen die Niederung zu gestellt, erhielt von seinem Freunde die Ermahnung, gut aufzupassen.

„Hier kommen Sie gewiß zum Schuß, weil oben in mehrerern Dickigten sowohl Rehe als Hirsche stehen. Beweisen Sie doch den Großsprechern, daß Sie schießen können! Ein Mann, der bei dem Scheibenschießen aus dem Schwarzen gar nicht herauskommt, und bei

dem Sternenschießen gedrehte Kugeln auf der Kante trifft, auf der Jagd so gleichgültig! Ach, wenn Sie mir nur 14 Tage lang folgen wollten, Walderode," sagte der Förster mit schmeichelnder Stimme, „Sie würden der beste Jäger im ganzen Voigtland, und das will was heißen!"

„Aber, Sie wissen ja, lieber König, daß mir die Scherze über meine negative Waidmanns-Kunst so viel Vergnügen machen!"

„Daß dich, daß dich! — — Nun was lümmelt ihr da," rief der Förster den treibenden Bauernpurschen zu, „und reisset eure neugierigen Klotzer auf. Vorwärts, und oben bei der Köhlersleiten eingehetzt!"

Als nach ungefähr 10 Minuten das Klappern und das Geschrei der Treiber zum Aufscheuchen des Wildes vernommen wurde, hörte man auch den gellenden unterbrochenen Laut des Grünewalr.

„Der hat einen Hirschen," oder bei seinem hitzigen Laut wenigstens einen sehr starken Rehbock!" dachte unser Jäger.

Bald darauf hörte er das Knistern der dürren Aeste und erblickte unmittelbar hernach einen ungewöhnlich großen Rehbock, welcher dem Abhange herab in vollster Vertheidigung begriffen war. Rasch schlug Walderode an, und überzeugt, gut abzukommen, wollte er eben Feuer geben, als er hinter den Geweihen des Wildes einen Hut erblickte. Das Gewehr zurückschleudern, und hinter einen sehr großen Fichtenstamm springen, war das Werk eines Augenblicks. Wenige Sekunden hernach hörte man Posten in den Baum einschlagen.

„Mühlenhans," ertönte oben wie ein ferner rollender Donner die Stimme Königs, welche bei besonderen Gefahren einen ungeheuern, erschütternden Umfang hatte, „wenn du mir noch ein Mal von deinem

Stande wegschleichst, so werde ich mit deinen steifen Ohren und deinem faulen Leichnam in einer Weise in Berührung kommen, daß dich sogar dein dickes Fell nichts nützen soll. Du Stierauge, das hätte ein schönes Unglück geben können!"

„Was ist geschossen worden?" rief eine Stimme von unten.

„Ein Hirsch!" antwortete Walderode's Nachbar.

„Wie viel hat er Enden?"

„Enden?" antwortete der Nachbar, indem er komisch die Aeste des angeschossenen Fichten-Stammes der Zahl nach flüchtig überschlug, „der kann wohl 120 Enden haben!"

„Da oben steht sicher der Kindskopf, der Beutler von Sparneck!" sprach die Stimme unten.

Jetzt hörte man nicht das gewöhnliche Huppen eines Jägers, wenn er die Kameraden wegen irgend einer Veranlassung zur Hülfe ruft, sondern ein unmenschliches durchdringendes Gebrüll, wofür die leidenschaftlichen Voigtländer wegen seines öftern Vorkommens ein eigenes Wort gebildet haben. „Reben" heißen sie es. Einer der Schützen rebte also furchtbar, und eiligst strömten alle Jäger von ihrem Standpunkte dem Nothruf zu. Als sie angekommen waren, sahen sie den Forstgehülfen Königs, einen wackern Mann, doch unbeschreiblich leidenschaftlichen Jäger, auf einem Rehbock liegen, welchen er so eben erlegt hatte. Ob er gleich die Schützen vor sich sah, rebte er gleichwohl fort.

„Wir sind ja da!" erinnerte der Mineralog Weidner sanft.

„Hu, hu, hu, hu!" schrie fortwährend der Forstgehülfe, ganz blau von der Anstrengung.

„Wollen Sie denn heute gar nicht zur Besinnung kommen?" fragte endlich König, indem er den jungen Mann mit gigantischer Kraft schüttelte. Jetzt erst schlug der Forstgehülfe die Augen auf, und sagte:

„Ja so! Aber auf einem scharfen Messer bis Rom will ich reiten, wenn ich mein Lebtag einen so großen Rehbock gesehen habe!"

Nachdem zum dritten Trieb angestellt war, bemerkte König seinem Freund Walderode, daß dieß Mal ohne Zweifel Hirsche zum Vorschein kommen würden.

„Häufig gehen aber die Thiere," fügte er hinzu, „hier hinter den Treibern durch. Ich will Sie deßwegen ein Mal im Rücken der Jagd anstellen."

Kaum war eingehetzt, als ein altes Thier in der Ferne, wild aufgescheucht, durch den Hochwald flog. Von Felsenstück zu Felsenstück ging verwegen der Sprung, bis der schlanke, schöne Hirsch die lange Reihe der Jäger erblickte. Pfeilschnell wandte er nun und durchstob den Hochwald nach der Richtung zu, wo Walderode und etwas abwärts noch ein Bauer angestellt war. Dem letztern zum Schuß kommend, blitzte die Pfanne bald auf, und den Hirschen schleuderte es an den Boden, als wenn man ihn mit angebrachten Seilen plötzlich umgerissen hätte. Glühend vor Freude warf der Bauer die Flinte weg, stürzte sich auf den Hirschen, und packte denselben, da er ihn noch stark schlagen sah, bei den Geweihen an.

„Matzengörg!" sagte König, mit raschen Sätzen durch Felsentrümmer sich durcharbeitend, „schämt euch. Ist das Jäger-Manier!"

„Tausend Sakrament!" rief er, als er näher gekommen war, „das Thier ist noch überdieß nur durch den hohlen Leib geschossen und wird bald mit dem Esel fertig werden! Geht auf die Seite, Matzengörg!" schloß er dann, indem er langsam die Büchse von der Schulter nahm, „er wird gleich springen und ich will ihm also erst auf den rechten Fleck die Kugel setzen!"

Der Bauer sah und hörte aber vor Jagdeifer nicht. Auf ein Mal sprang der Hirsch in einem gewaltigen Satz empor, und schleuderte den Matzengörg mit einer solchen ungeheuern Kraft von sich, daß er mehrere Schritte weit flog und dann erst noch über und über baumelte. Da der Förster nun in einem lang gehaltenen, hohen Ton „Grünewald, Grünewald!" rief, und die Jäger wußten, was das zu bedeuten habe, sah man bald mehrere, unter andern den Forstgehülfen sich nähern, welche eiligst dem angeschossenen Thier nachsetzen wollten.

„Nichts da, nichts da!" sprach König. „Wo ihr hinwollet, ist nichts zu fangen. Der Grünewald bringt ihn dort heraus!" indem er rückwärts auf einen entfernten schmalen Waldpfad deutete. Als die Jäger dort angekommen waren, sahen sie, daß der rauhe Köhlerweg ganz jach den Bergrücken hinanlief. Die Fichtenstämme, eng geschlossen, hatten hier einen ungeheuern Umfang: das Farrenkraut schoß in der Höhe des Getraides empor, und die tiefe Einsamkeit, nur von dem Gesäusel der Wipfel zuweilen belebt, erregte ein romantisches, fast schauerliches Gefühl. Auf der Höhe oben wurde die Scenerie durch die Aussicht in das tiefe Thal und das entfernte schwache Gewimmer eines Hochofens noch entzückender. Man sah auch hier keinen Fuß freies

Land, als den engen Meilerweg, welcher zu den Hüttenwerken unten führte.

„Seht ihr dort," fragte der Förster, indem er am südlichen Abhang hinabdeutete, „seht ihr die große Fichte, welche so schief hängt? Der Sturm wollte sie ein Mal heben, aber dort kommt das alte Thier heraus, und von hier aus muß es geschossen werden, oder es ist wieder die Pfalz vergiftet. Ein Bauer ist und bleibt doch ein Stier; ich habe schon oft geschworen, daß ich keinen mehr auf die Jagd mitnehme, und werde es zuletzt halten Dort unten ist die Jagdgrenze, und ohne Zweifel jagen die drüben heute auch. Gelingt hier also der Fangschuß nicht, wenn das flüchtige Thier über den Weg setzt, so sind wir um den schönen Hirschen!"

„Da wollen Sie den Hirschen während des kurzen Augenblicks des Setzens schießen?" fragte Walderode erstaunt.

„Freilich, denn zwischen den Fichtenstämmen kann man ihn nicht treffen, doch jetzt stille, ich höre schon einen kurzen Stoß des Grünewald!" Nach einer kurzen Pause ertönte ein gellender, schnell abgebrochener Laut eines Jagdhundes, dem in Zwischenräumen bald andere, noch schärfere folgten. Noch hing die Büchse an der Schulter des Försters, als das bekannte Geprassel der dürren Zweige vernehmbar wurde, und das schäumende Thier zu Gesicht kam. Ein Jäger erhob hindeutend, lautlos den Finger, der gleichsam wie bei'm Starrkrampf stehen blieb, und die Augen der übrigen Schützen folgten, die gespannteste Erwartung ausdrückend. Als der Hirsch nur noch wenig Schritte von dem Waldweg entfernt war, flog die Büchse Königs mit meister-

hafter, man möchte sagen künstlerischer Präcision und Schnelligkeit von der Schulter an den Backen, das lebhafte Auge des Försters schoß Feuerstrahlen, mit Blitzesschnelle den verzweifelten Sätzen des Hirsches folgend, und die hagere Gestalt schien wie begeistert zu schweben, als sie in Sturmes-Eile nach dem Fangschuß rang. Jetzt berührte ein leiser Finger den Abzug, und hauptüber stürzte der Hirsch auf der entgegengesetzten Seite des Weges in den Forst. Als die Jäger dort anlangten, hatte das Thier schon verendet.

„Ich wußte dieß," bemerkte König gleichgültig, „denn ich kam ganz regelrecht ab, und habe ihm sohin das Herz durchschossen!" —

Unter vielfachen Wechselfällen hatte die Jagd von Morgens fünf Uhr bis gegen zwei Nachmittags gedauert, als ein brennender Durst, durch die Hitze des schönen August-Tages angeregt, einigen Schützen die Bitte um baldigen Schluß abpreßte. Die Triebe waren seit einiger Zeit ohnehin wieder rückwärts gegangen, und bereitwillig rief also König:

„So wollen wir denn den letzten machen!"

Sämmtliche Jäger wurden hiebei an einem Waldsaume, einer Gebirgswand entlang, angestellt, welcher an eine schöne Freiung stieß, voll von Felsentrümmern und hoch aufgeschossenem Farrenkraut. Die Hunde, dießmal nahe an einander, brachten bald einen Rehbock, und nun bildete das Anschlagen derselben durch die Verschiedenheit der Stimmen einen Chor, der absichtlich musikalisch gestimmt zu sein schien. Das aufgestöberte Wild hatte die hitzigen Hunde so nahe auf den Fersen, daß es keinen Rath wußte, und scheu an der langen Schützenlinie hinabflog.

„Buff, baff, biff, buff!“ knatterte jetzt das Flinten- und Büchsenfeuer der Jäger, wie das Heckenfeuer der Soldaten, bis endlich die Entlassung eines Schweißhundes andeutete, daß der Rehbock angeschossen sei. Bald nachher hörte man die Stimme des Forstgehülfen, welcher die Hunde abwehrte, und man sah, wie der Rehbock auf einen Karren zu dem übrigen erlegten Wild geworfen wurde.

In lebhafter Unterhaltung, welche häufig durch ein laut aufhallendes allgemeines Gelächter unterbrochen wurde, wanderte nun der Jägertrupp thaleinwärts. Als er eine halbe Stunde zurückgelegt haben mochte, verloren sich allmälig die dichtern Schachten, und man sah einen stark befahrnen Landweg an einem hübschen Bauernhaus vorbeilaufen, dessen Riegelwände zwischen dem schneeweißen Gemäuer roth bemalte Balken zeigten.

„Da reckt unser Herr Gott endlich den Arm heraus,“ sagte der Münchberger Postmeister (die gewöhnliche Redensart, mit der man im Voigtland ausgesteckte Wirthshaus- oder Bierzeichen scherzweise kenntlich macht) „wenn dem Bärenfritz sein Bier noch so gut ist, so will ich noch besser hinanleuchten, als der Doktor bei'm Sternenschießen!“

Auf diese Bemerkung konnte man an den sonneverbrannten Jägern ein eigenthümliches Muskelspiel des Gesichtes beobachten, welches die bevorstehende Lust des Durstlöschens auszudrücken pflegt, und den Dr. Walderode immer so sehr zum Lachen reizte.

„Ich verschlinge heute das Bier, und wenn es auch die Eigenschaften hätte, die den Förster in Verzweiflung setzen: dünn, bitter und schaal!“ betheuerte der Beutler.

Unterdessen hatten die Jäger die einsame Schenke erreicht, und mit Lust bemerkt, wie der Wirth, ein sehr bejahrter, doch noch sehr rüstiger Mann, einen vorübergehenden Bauern zu verhöhnen suchte.

„Du kehrst jetzt immer auf dem Hammer ein,“ schloß er endlich mit sonderbarer Lustigkeit seine Rede, „und gehst trocken bei mir vorbei. Meinst du, du thust mir einen Tort? **Alter, ich trinke mein Bier schon selber!**“

„Hat Er,“ fragte Walderode, „nicht wenigstens für die Sparnecker und Münchberger noch einige Gläser, die bleiben uns sonst unter den Händen, bevor wir zum Schichtmeister gelangen!“

„Nur eingetreten, meine Herren,“ lautete fröhlich die Antwort des Wirthes, und „geschwind Buben“ der Zuruf an mehrere Männer, deren Jüngster ein starker Vierziger war. Als diese mit den Händen voll Gläsern aus dem Keller zurückkamen, ergriff Bärenfritz eines derselben, wischte den Schweiß ab, und rief mit Selbstgefälligkeit aus:

„Strahlt das nicht, wie die Sonne von Austerlitz?“ Mitten unter den unaufhörlichen Neckereien der Gäste klang die Stimme des Bärenfritz auf ein Mal halb weinerlich:

„Freilich könnte ich seelenvergnügt sein, denn mein Bier schmeckt mir, Gott sei Dank, einen Tag besser als den andern, wenn mir nur die Buben nicht so viel Herzeleid machten; aber, noch nicht hinter den Ohren trocken, wollen die schon heirathen!“

„Was denn für Buben?“ fragte Weidner verwundert.

„Nun, die das Bier gebracht haben, und eben wieder in den Keller sind!“

„Also jene Männer, wovon der Jüngste ein Vierziger ist?“

Ohne die Gegenfrage zu beachten, klagte Bärenfritz:

„Und das kleine Maidlein haben sie auch schon angesteckt!“

Hier trat eine starke Dirne mit einer Butte in's Zimmer, hoch in den dreißigen, und als Weidner fragte, „wer ist das,“ schrie der Wirth:

„Wer denn anders, als das kleine Maidlein!“

Nachdem die Jäger die Schenke wieder verlassen hatten, und lachend den Hüttenwerken in Rollenstein zuschritten, bemerkte einer derselben:

„Die Narrenspossen hat gewiß der Förster angezeddelt, indem er dem Bärenfritz seine Rolle eingegeben hat!“

„Bei Leibe nicht!“ versicherte Walderode, „die Sache ist Ernst, und die Schenke eben deßwegen in der ganzen Gegend berühmt.“ —

Als die Gesellschaft gegen vier Uhr den Hochofen und die Wohnung des Schichtmeisters in Rollenstein vor sich sah, bemerkte man in letzterer eine ungewöhnliche Geschäftigkeit. Nicht nur die Köhlerknaben liefen emsig umher, sondern auch die beiden Töchter eines Hammerschmides schienen zur Aufwartung beigezogen zu sein.

„Die Höfer sind schon da!“ sagte König, „und auch der Herr Rath hat Wort gehalten; denn dort steht ja die bekannte Kutsche!“

Es war öfters der Fall, daß bei Jagdpartien oder sonst, Gesellschaften von Hof Rollenstein besuchten, und dann immer bei dem Schichtmeister einsprachen; heute war aber der Besuch durch ganz besondere Gründe veranlaßt worden. Es sollte nämlich der Abschied

zweier Freunde, die aus der Gegend wegzogen, gefeiert werden, und diese waren .... Weidner und Walderode, in deren Verhältnissen sich seit einem Jahre viel verändert hatte. Ersterer wurde von dem Oberappellationsgericht zu München in der That völlig freigesprochen, und zwar mit einem gewissen Glanze. Seit einigen Monaten zum Bergmeister ernannt, war seine Vermählung mit Jenny und die Abreise nach seinem Amtsort in der Nähe des Steigerwaldes auf den andern Tag nach der geschilderten Jagd festgesetzt worden. Walderode hingegen, immer mehr den öffentlichen Angelegenheiten sich zuwendend, hatte unterdessen seine Rechtspraxis allmälig eingeschränkt, und endlich ganz aufgegeben, um sich der schriftstellerischen Laufbahn im staatsrechtlichen Fache zu widmen, und da seine Abhandlungen über die Verhältnisse der Reichs-Ritterschaft und die National-Interessen überhaupt, Aufsehen erregten, so erhielt er die Einladung, die oberste Leitung des ministeriellen Journales in München zu übernehmen. Der junge Rechtsgelehrte hielt damals ein Fortschreiten der Regierung zu liberalen Grundsätzen noch nicht für unmöglich: plötzlicher Uebertritt der ministeriellen Zeitschrift zur Freisinnigkeit konnte aber dasselbe Ergebniß vielleicht von Seite der Minister selbst befördern, oder wenigstens nützlich auf die Staatsverwaltuug einwirken ...... Walderode nahm daher die Anträge unter der Bedingung an, daß er nur nach seiner Ueberzeugung schreibe. Selbst diese gestand man ihm, nebst vielen andern, mit Auszeichnung zu, und der Vertrag kam nun wirklich zu Stande. In Folge der Julius-Revolution hatte auch in Deutschland die öffentliche Meinung entschiedener freisinnige Fortschritte verlangt, und es

ward allmälig sogar eine kleine Aufregung der Gemüther bemerkbar. Unter solchen Umständen drängte man in Walderode, seine Abreise nach München zu beschleunigen, und dieselbe war in der That auf Ende Augusts, wenige Tage nach der geschilderten Jagd, festgesetzt. Letztere war sogar ein Theil der Abschieds=Feier, und für den Abend fanden sich viele nähere Freunde und Bekannte beider Männer zu gleichem Zwecke bei Schichtmeister ein. Medicinalrath Hechtel war mit Walderode zu innig verknüpft, um an dem Abschiedsfest nicht Theil zu nehmen, und so wurde er denn gegen seine Gewohnheit bewogen, eine Nacht auswärts zuzubringen.

„Das wird heute schöne Komödien geben," lispelte der Münchberger Postmeister, als die Jäger ihre Gewehre in der dazu bestimmten Kammer bei Schichtmeister unterbrachten.

Achtes Hauptstück.

Mitten in der geräumigen hellen Schenkstube des Schichtmeisters in Rollenstein stand ein sehr großer runder Tisch, an welchem die vornehmern Gäste gewöhnlich Platz zu nehmen pflegten, während an den Wänden herum und im Nebenzimmer verschiedene kleinere Tafeln für den gewöhnlichen Zuspruch von Hammerschmiden, Bergleuten, Köhlern und Bauern angebracht waren. Bei dem Eintritt der Jagdgesellschaft waren einige Plätze am runden Tisch schon besetzt, und noch andere schienen von umherwandelnden Herren bereits eingenommen zu sein. Auch an den übrigen Tischen gab es schon viele Gesellschaft, da es gerade Sonnabend war, und an diesem Tage die Arbeitsleute etwas früher Feierabend oder Schicht machten. Unter den umherwandelnden Herren bemerkte man ausser dem Medicinalrath den Steiger Wunscholb, welcher von Zeit zu Zeit vor einem kleinen, mit Bergleuten besetzten Tisch

stehen blieb. Nach einer Weile hörte man ihn dort einen andern Steiger fragen:

„Also war er heute schon wieder da, und traurig? Das kommt in neuester Zeit oft, wenn uns nur die große Wasserkunst nicht einstürzt!“

„Pah!“ bemerkte ein schöner schlanker Mann in den Vierzigern, welcher sächsischer Kavallerie-Major war, wegen der Familien-Güter aber mit Erlaubniß seiner Regierung in Hof wohnte, „pah! Der Geist wird nur dem neuen Bergmeister sein Beileid über dessen bevorstehende Vermählung bezeigen wollen. „Erinnern Sie sich noch, Weidner,“ wandte er sich jetzt an diesen, „als wir jüngst bei dem Amtmann in Kainau einsprachen, wie der gute Mann so seelenvergnügt war, doch bei dem Rollen eines Wagens auf ein Mal leichenblaß wurde, und traurig ausrief: „Ach Gott, es wird doch meine Frau nicht kommen! Und sein jammervolles Armesündergesicht, als er an's Fenster getreten war und seine Besorgniß bestätiget sah?“

„Die Scene war allerdings hübsch genug,“ erwiederte der Bergmeister. „Welche Strahlen von Freude schossen auf dem Gesichte des Amtmanns auf, als bei dem Empfang der Frau am Kutschenschlage diese ausrief: „Johann, du packst nicht ab, wir fahren nach der Fütterung der Pferde sogleich weiter, weil ich meinen Sohn in Heinersdorf besuchen will.“

„Der Amtmann war ein großer Musikfreund,“ schloß der Major; „aber keine Symphonien Mozart's und Beethoven's kamen für ihn dem unendlichen Wohllaut jener Worte gleich. Und wie er sich spudete,

daß das Essen für seine geliebte Gemahlin und den Kutscher bald gerichtet wurde, und wie er freundlich schob und schob!"

„Er hat genug, Kärner," hörte man jetzt den Schichtmeister zu einem starken Mann in den mittleren Jahren sagen: „ich schenke ihm nicht mehr ein!"

„Herr Schichtmeister nur noch einen Schimmel, ... Herr Schichtmeister nur einen noch ..... Sie werden mir doch meinen Durst löschen lassen!"

„Wenn man 40 Schimmeln (das Maaß einer gewöhnlichen Weinflasche) getrunken, kann der Durst gelöscht sein," entschied fest der Wirth, „es wird nicht mehr eingeschenkt."

„Da haben wir ja das leibhafte Seitenstück zu unserm König," bemerkte die breitschulterige Riesen-Gestalt, in welcher man wohl den kleinen Laubmann erkennen wird, „der im Felsenkeller von Hallersdorf ein Mal noch mehr zu sich genommen hat, als der Kärner!"

„Ja, das war etwas anders," vertheidigte sich der Förster, „das geschah so zu sagen im Amt, im Interesse des Dienstes, also des öffentlichen Wohles. Es war der erste Tag meiner Ankunft von Frankenberg, und ich dachte bei mir: „damit die Bauern doch gleich wissen, wen sie vor sich haben und Respekt bekommen, will ich ein Uebriges thun." Es waren aber nicht viel mehr, als bei'm Kärner, nur einige 50 Schimmeln!"

„Das heiße ich Völlerei," sagte ein rechtskundiger Magistratsrath.

„Kleiner," rief König dem Kupferschmid zu, „wie schrieb der alte Major des Rechtsraths, als dieser Offizier war, von ihm in die Konduiten-Liste?"

„Ein schlechter Exercierer und dem Trunk ergeben, doch brav vor dem Feind!"

Selbst durch das allgemeine Gelächter, welches diese Antwort erregte, hörte man jetzt wieder die Stimme des Steigers Wunscholo, welcher zu seinem Kollegen hitzig sprach:

„Bloße Nester, Herr, Nester, nichts als eingesprengte Nester!"

„Warten Sie nur, bis wir den Stollen hinangetrieben haben, und die Wasser bewältigen!"

„Und wenn ihr tausend Stollen hinantreibt, so kommt ihr auf keinen fortsetzenden Kupfergang. Nester, Herr, Nester! Das will ich Ihnen sogleich geognostisch beweisen!"

Als Wunscholo die Demonstration begann, nahm er seine gravitätische Stellung an, die er bei solchen Gelegenheiten zu zeigen pflegte. Das rechte Bein vorgestreckt, hob und senkte er zum Nachdruck häufig den rechten Arm. So oft aber der Arm stieg und fiel, folgte ihm auch das rechte Bein.

„Der kann den Takt dazu schlagen," bemerkte der Medicinalrath, „wenn die Jäger mit den Lügen über ihre heutige Jagd anrücken!"

„Es ist heute Sonnabend, erinnerte der Major, und es darf also weder von Jagd noch von Rechtsfällen gesprochen werden *)."

*) Nach den Statuten des humoristischen Klubs war den Juristen und Jägern des-

„Einen Fall wird man mir doch ausnahmsweise vorzutragen erlauben,“ sprach Walderode, „da er wie Berufungs-Abhäsionen mit dem Zwecke der heutigen Gesellschaft konnex ist.“

Als es von allen Seiten hieß, „unter dieser Bedingung zugestanden“, begann der Doktor seine Erzählung also:

„Im Dorfe Emtmannsberg wollte im vergangenen strengen Winter ein Schornsteinfeger aus Baireuth eines Tages seinen Beruf erfüllen, und hatte sich zu dem Ende schon am Abend vorher bei einem Bauern einquartiert. Da es ihm aber bei einer Kälte von 29 Graden selbst in der Stube nach Mitternacht zu kalt wurde, kroch er in den Kachelofen, deren innerer Raum in unsern Bauernstuben bekanntlich kleinen Tanz-Säälen gleich kommt. Die Magd, welche früh einzuheitzen hatte, wußte nichts von dem Ofen-Bewohner, schob daher, wie gewöhnlich, einen Bündel Reisig zum Entzünden des Holzes in den Kasten, und steckte es in Brand. In der Stube saß der Schneider des Orts, der bei dem Bauern auf der Stöhre war, mit seinem Lehrjungen der Landessitte nach schon bei Licht an der Arbeit. Als nun das Reisig in Brand kam, wurde der Schlotfeger vom Rauche aufgeweckt, und das Feuer mit dem ungeheuern Holzstoß gewahrend, gerieth er in eine solche Seelenangst, daß er mit dem Kopf durch den Kachelofen in die Stube hinein rannte. Die Schneider richteten auf das ungewöhnliche Geräusch im Ofen ihre Blicke dahin, und als sie nun sahen, wie ein schwarzes

---

selben nur an einem bestimmten Tag in der Woche erlaubt, von ihren Steckenpferden zu sprechen, weil es für die Laien zu langweilig war.

Wesen aus ihm hervor springe, dem die Flammen des hell auflodernden Reisig auf dem Fuße folgten, hielten sie den Ankömmling für den Teufel, und fuhren in ihrer Bestürzung mit Haupt und Leib durch die geschlossenen Fenster hindurch. Sie nahmen zwei ganze Flügel mit, und es entsteht nun die Rechtsfrage, ob der Schaden für einen casus zu halten ist, den der Eigenthümer zu tragen hat, oder ob eine culpa vorliegt, und ob in diesem Fall die Magd, der Schornsteinfeger, oder die Schneider das Fenster bezahlen müssen?"

„Strafe, Strafe," steht schon im Kalender, rief der Rechtsrath.

„Was der Dr. Reicholo vorhin erzählt hat," rechtfertigte sich Walderode, „steht im Kalender, aber die Emtmannsberger Geschichte hat mir der Beamte, welcher den Prozeß zu entscheiden hatte, selbst erzählt, und sogar meine Ansicht über die Rechtsfrage zu wissen verlangt!"

„Es wäre prächtig, wenn man selbst den Doktor mystificirt hätte," bemerkte der kleine Laubmann, indem er ein Stück Schinken herausbrachte, und auf einem Teller vor sich hinlegte.

„Was habt ihr denn da," fragte sogleich die bekannte näselnde Stimme.

„Wollen Sie mitspeisen, Herr Rath, wir haben beide mehr, als genug!"

„Danke, doch prächtig ist der Schinken, wo habt ihr den her?"

„Der Pestilenziarius Gräfe*) hat mir ihn als Schlachtschüssel im letzten Winter geschickt!"

---

*) Im Voigtland hatte der erste Chirurg und Landarzt zu Hof auf dem Lande den

„Der Gräf hat ja dieß Mal gar nicht geschlachtet.“

„Ja er hieß mir auch, so zu Ihnen zu sagen!“

„Er wohnt aber neben mir, und ich hätte es bemerken müssen!“

„Ja er hat im Keller geschlachtet, damit Sie es nicht innen werden sollen!“

„Im Keller? Wie doch die Menschen durchtrieben werden, und die Undankbarkeit von dem Kerl dem Gräf? Was hat der von mir schon gelernt und erhalten! Aber dem will ich sein Kellerschlachten einstreichen, wie dem Schlingel mit dem Erdäpfel-Brei!“

Bei diesen Worten sah man den gewöhnlichen Kampf in den Gesichtszügen der Zuhörer, wenn sie das Lachen noch eine Weile unterdrücken wollten, um durch die zu frühe Erboßung Hechtel's nicht den Stoff für noch größeres Vergnügen zu verlieren.

„Das haben Sie uns ja noch gar nicht erzählt, Herr Rath! Wir bitten also .....,“ sagte der Major.

„Die Geschichte ist zu lange, und ich erzähle nicht gerne lange Geschichten!“

„Ich gebe Ihnen, Herr Rath, zum Ersatz für den Lachs einen jungen Hasen und Sauerkraut,“ erklärte der Gardist.

„Es ist bekannt, Laubmann, daß ihr ärger lügt, als die Jäger!“

„Ich stelle Bürgschaft!“

„Nun wenn Ihr nicht Wort haltet, so sehe ich Euch nie mehr

Gesundheits-Zustand zu beobachten, und hierüber dem Physikus regelmäßig Berichte zu erstatten. Da die Einrichtung aus alter Zeit zur Verhütung der Pest herrührte, führte jener Chirurg amtlich den Titel Pestilenziarius, und Gräfe hieß wirklich so.

an. So hört denn! Im vergangenen Juli war ich wegen der Blattern-Impfung in Helmbrechts. Der Hummel-Hofmann hat mich gefahren, und den Dollsdorf hatte ich zu meiner Bedienung mit genommen. Ich bezahle über Mittag einschließlich der Zehrung des Kutschers und des Pferde-Futters gewöhnlich 1 fl. 48 kr. Damals machte ich mich wohl auf ein oder zwei Kassemännchen (24 Kreuzer) mehr gefaßt, weil wir bis um 5 Uhr geblieben waren. Als ich aber das Einspannen bestellt hatte, und nach der Zeche frage, antwortete der Heidenreich im Löwen: „Sechs Gulden und zwei Kreuzer!“ Seid ihr denn bei Sinnen, rief ich ihm zu, oder wollet ihr einen dummen Spaß machen? „Ja Herr Rath,“ erklärte der Löwenwirth, „Sie wissen nicht, wie viel der Hummel und der Dollsdorf getrunken haben?“ Nun wie viel? „Vierundneunzig Schimmeln!“ Als ich am Wagen einsteigen wollte, stürzte der Hofmann vom Bock herab zwischen die Pferde hinein, und der Dollsdorf, der mir den Kutschenschlag öffnen wollte, rückwärts auf das hintere Rad. Und solche stechgaulvollgesoffenen Kerle glaubten noch, daß ich mit ihnen fahren werde. Diese Unverschämtheit ärgerte mich am meisten. Ich schickte die Schlingel leer fort, trug ihnen aber auf, in Schauenstein dem Pfarrer meine Ankunft für den andern Tag zu melden, damit er die Aeltern der impfpflichtigen Kinder bestellen möge. Als ich ankam, war nichts bestellt. „Ich habe es Ihnen doch gestern sagen lassen, Herr Pfarrer,“ bemerkte ich verdrießlich, „durch den Hofmann und den Dollsdorf.“ „Ja es waren gestern“, lautete die Antwort, „wohl zwei Kerle spät Abends hier; man konnte sie aber kein Wort verstehen, weil sie artikulirte Laute hervorzubringen nicht mehr

im Stande waren.“ „Und wie oft meint ihr,“ fragte der Medicinalrath seine Zuhörer mit ungemeinem Wohlbehagen, „daß die Flegel nur zwischen Helmbrechts und Schauenstein (1 Stunde weit) umgeworfen haben?“

Da alle Anwesenden das Errathen für mißlich erklärten, schrie der Physikus vergnügt:

„Ein und zwanzig Mal! Und die unverschämten Kerle meinten, daß ich mit ihnen fahren soll. Als ich am andern Tage zu Hause anlangte, wartete bei mir schon ein Mädchen mit der Nachricht, daß ich augenblicklich zu dem Dollsdorf kommen möchte, weil man jede Minute auf sein Ende aussehe. Ich hatte herausgebracht, daß der Schlingel bei der Geschichte mit dem Erdäpfelbrei seine Hand im Spiele gehabt habe, und ob er gleich so unverschämt war, zu glauben, daß ich gestern mit ihm und Hofmann fahren werde, ging ich doch sogleich zu ihm. Der Kerl hatte in Folge seines unerhörten Saufens eine Art von Brechkrampf bekommen. Seine Stube war ganz überschwemmt, und sein Bett schien die Arche Noahs zu sein. — Fast Wellen schlugen die Fluthen, und immer neue Ströme stürzten hervor. Und was meint ihr,“ lautete wieder die Frage an die Zuhörer, „daß ich dem Dollsdorf gegeben habe?“

Bescheiden und ehrerbietig gestanden wieder alle Anwesenden die Unmöglichkeit, dieß sagen zu können.

„Noch ein Brechmittel!“ rief der Rath mit hoher durchdringender Stimme. Schon wollte der Sturm in der Gesellschaft losbrechen; doch der Physikus winkte gebieterisch mit der Hand, und fuhr unter allgemeiner Stille dann fort: „Die Diagnose war richtig, und ich wußte

wohl, daß der Säufer darauf sogleich gesund werden würde, während ausserdem eine schlimme Krankheit sich anspinnen konnte; aber es würgte den Kerl, daß sein Gesicht alle möglichen Farben annahm. Man hätte an ihm die Theorie der Farben studiren können. Als der Dollsdorf gerade ganz schwarzblau war, und jammervoll stöhnte, schrie ich ihm in's Ohr, „„das ist für den Erdäpfelbrei!""

Wie aus geborstenen Schleusen die angeschwellten Gewässer, so brach jetzt das Gelächter der Gesellschaft hervor. Selbst der Steiger Wunschold, welcher sonst Erzählungen der Art nur Narreteien läppischer Kindsköpfe zu nennen pflegte, mußte zu seinem Aerger mitlachen. Der Medicinalrath, dießmal über die allgemeine Heiterkeit nicht erzürnt, sondern, als einer Anerkennung seiner Erzählungs-Kunst, im Gegentheil darüber erfreut, schritt stolz im Zimmer umher, bis ihm auf ein Mal der Zeiger der Wanduhr in's Gesicht fiel, der auf acht Uhr deutete. Begleitet von Walderode und seinem Gastfreunde König wanderte er bald nachher der nahen Försters-Wohnung zu, während auch die übrigen Fremden von ihren Gastfreunden, dem Steiger Wunschold und einigen Hammerherren, fröhlich nach Hause gebracht wurden.

Am andern Tage wohnte die gesammte Gesellschaft der Trauung des Brautpaars in der benachbarten Dorfkirche bei. Das Kirchlein lag romantisch auf einem Felsen, der von einer Seite nur mit Mühe zugänglich war, die erhabene Natur stimmte hier an sich schon zur beschaulichen Ruhe, als aber bei der Annäherung des Hochzeitzuges vollends das Glöckchen ertönte, zog der Friede feierlich in die Seele unsrer Freunde. Jenny, wegen ihrer Dienstfertigkeit und Herzensgüte von

allen Hüttenleuten geliebt, war heute der Gegenstand deren Stolzes. Mehrere Köhler, Bergleute und Hammerschmide hatten vor der Kirche zahlreiche Gruppen gebildet, und äusserten freudig ihre Bewunderung des schönen Brautpaares.

„Ein edler Herr, der Bergmeister!" flüsterten verschiedene Stimmen, „aber sie verdient es, Gott segne sie!"

Als die schöne Jenny im weiß-seidenen Kleide und mit der Zierde des jungfräulichen Kranzes an den rauhen Männern vorüberging, war ihre Rührung zwar nicht ganz zu verbergen, gleichwohl brach zuweilen ein Strahl ihrer innern Zufriedenheit und des Stolzes auf den hochgeachteten Bräutigam hervor.

Nach Beendigung der Feierlichkeit begab sich die Gesellschaft zu dem einsamen Steigerhäuschen, um dort nach einem kleinen Mahle endlich der Nothwendigkeit des Scheidens sich zu fügen.

„Wann werden Sie wieder den Katzensteig heraufreiten, Walderode?" fragte unbefangen der Steiger; aber man sah, daß der Doktor, der Bergmeister und selbst der alte Rath einen schmerzlichen Zug im Antlitz zu unterdrücken suchten. Vergebens wurde die Unterhaltung vielseitig gewendet und angefacht, es behauptete sich ein stiller Ernst, nur pausenweise von schönen Bemerkungen unterbrochen. Der Medicinalrath, nicht nur überaus wissenschaftlich gebildet, sondern, wenn er wollte, auch im Umgang ein sehr feiner Mann, gab endlich der liebenswürdigen Braut den Arm, um sie zur Tafel zu führen, und so sah sich die Gesellschaft plötzlich in dem obern Zimmer des Steigers, wo sie bei frugalem Imbiß oft schon die reizende Gegend bewundert hatte.

„Außer dem Humor," bemerkte der alte Rath, „erquickt nur noch etwas mein Inneres in so hohem Maaße ..... die Gebirgs-Natur!"

„Vielleicht sind nach geistigen Gesetzen beide verwandt," sagte Walderode.

„Mir scheint es auch so!" fuhr der Rath fort. „Der Humor wird nur durch den Kontrast so erhaben, und humoristische Figuren müssen nothwendig in irgend einer Art Geistesgröße besitzen, wenn ihre Eigenschaften besonderes Vergnügen machen sollen. Was wären alle Scherze Schoppe's ohne die unendliche Tiefe seines Gemüthes? Auch in unserm lieben, lieben Kreise würde die Quelle der Laune vielleicht nicht so erquickend und so unerschöpflich sprudeln, soferne nicht die Persönlichkeit mancher Freunde ungewöhnlich wäre. Wenn ich an die Schlacht bei Mosaik denke, und im Geiste unsern Major mit seiner Escadron gegen die Batterie stürmen sehe, wenn ich von der Erinnerung erschüttert werde, daß er im Scheintode auf dem Schlachtfelde schon beerdiget werden sollte, als ein russischer Stabs-Offizier zufällig noch Lebenszeichen an ihm bemerkte, bei dem Gedanken endlich, daß er in amtlichen Berichten wirklich schon für todt erklärt und von seiner Gemahlin seit Monaten tief betrauert wurde, als er plötzlich wieder erschien, bei solchen Erwägungen erscheinet mir die geistvolle Laune des Freundes im ungleich erhabnern Lichte. Selbst unser Gardist in der Schlacht bei Jena mit seinem herrlichen Hauptmann Waldenfels," wollte der alte Mann im Erzählen fortfahren; aber er brach schnell ab, weil eben der Major und Laubmann wieder in das Zimmer getreten waren.

„Und sein großes Spital in den neunziger Jahren mit fünfhundert kranken Soldaten,“ dachte Walderode bei sich, „die Bösartigkeit der Seuche, das Hinsterben aller Aerzte, und wie Er mit dem Tode rang und endlich siegte! Elisee und der humoristische Alte, was erregt stolzere Gefühle, als die Liebe solcher Männer?“

Jetzt erkannte man die Ursache des kurzen Verschwindens des Majors und des Gardisten; denn man vernahm das Rollen verschiedener Wagen. Schweigend trat die Gesellschaft an die Fenster, und bei andern Veranlassungen würde sie sich an der Gruppe ergötzt haben. Die schönen Rappen des Majors drängten sich unruhig an der Deichsel, die gewölbte Brust von Zeit zu Zeit mit weißen Schaumflocken bedeckend, Ajax schrie an der Hand eines Bergmannes in stolzer Freude auf, und die Wasserkunst auf der Grube sowie die Hüttenwerke im östlichen Thale trugen ihre Töne, als wüßten sie um den Abschied, gleichsam klagend in die Herzen der Freunde.

„Ich verstehe, Major,“ rief endlich der alte Rath mit einem tiefen Seufzer, als eben die gepackte Kutsche des Bergmeisters vorfuhr, „lindern wir die Schmerzen durch entschlossenes Durchgreifen!“

Indem er nun vor die Brautleute trat, und ihre Hände faßte, sprach er mit Feierlichkeit:

„Der Himmel sei mit euch, gute Kinder, möge euch das Glück zu Theil werden, dessen ihr würdig seid. Wir, Bergmeister und Jettchen, können uns bei geringer Entfernung doch zuweilen sehen, doch Walderode!“

Rasch wandte er sich nun zu diesem, fuhr mit der Hand wehmüthig über die feuchten Augen, und sagte:

„Gott segne Sie, Walderode! Sie gehen einer ehrenvollen, vielleicht aber auch verführerischen Laufbahn entgegen. Würde ich Sie nicht in dem verborgensten Winkel Ihres Herzens kennen, so würde ich Ihnen zurufen: wenn der Versucher nahet, so erinnern Sie sich, daß Sie der Liebling Eliser's und des alten Hechtel's sind!"

Walderode, von krampfhaftem Schmerz durchwühlt, und kaum sich beherrschend, laut aufzuschreien, stürzte sich dem alten Mann in die Arme, rief mit herzerschütterndem Tone: „Adieu Heinrich (Förster König), Adieu Major, Adieu ihr Lieben alle!" und stürmte zur Thüre hinaus. Wild sprang er in den Sattel, und in weiten, verwegenen Sätzen flog Ajax in's westliche Thal hinab. Der junge Mann wußte mehrere Stunden Wegs nicht, wo und wie er ritt; erst als er in die Bernecker Schluchten einbog, kam helleres Bewußtsein wieder. Während er hastig das Haupt wandte, um einem Vorübergehenden sein nasses Antlitz zu verbergen, lispelte er leise zu sich selbst:

„Wenn die Schmerzen überwunden sind, mag das Gefühl der Pflicht-Erfüllung erhebend sein, aber im Augenblick, wo das Opfer gebracht wird, thut es wehe, ach zu wehe!"

Neuntes Hauptstück.

Als im August 1830 die neue Ordnung der Dinge in Frankreich gegründet war, und das Haupt der jüngern bourbonischen Linie durch die Volkswahl den Thron Frankreichs bestiegen hatte, schien diese plötzliche Erschütterung Europa's nicht der Abschluß der alten, sondern die Eröffnung einer neuen Revolution zu sein. Während die dreifarbige Fahne wieder glorreiche Erinnerungen erweckte, erfüllte der neue schöne Sieg des Volkes die französische Jugend mit eben so viel Stolz, als Enthusiasmus. „Es lebe Lafajette!“ erscholl es wieder auf allen öffentlichen Plätzen in Paris, und als zugleich die Akkorde der Hymne von Marseille ihre ungeheure Macht über die Gemüther der Franzosen von Neuem auszuüben begannen, so schienen sich Bewegungen einzuleiten, deren Folgen schwer zu berechnen sein möchten. Am Hofe des neuen Königs hatte man freilich wesentlich andere Wünsche

und Absichten, als das tief erregte Volk; aber eben der Widerstand, welcher von Oben herab bald sich ankündigte, konnte Anfangs vielleicht gerade die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen, und Frankreich vollends in einen Vulkan verwandeln. In der That bildete sich auch gegen die neue Ordnung der Dinge bald eine noch heftigere Opposition, als jene war, die nach 15jährigem Kampfe so eben gesiegt hatte, und während die Energie der entschiedenen Volksblätter täglich stieg, sah man auch Gesellschaften entstehen, welche, wie jene der Volksfreunde (societé des amis du peuple), lebhaft an 1789 erinnerten. In Deutschland hatte schon die Nachricht von dem Volkssieg der drei Julius-Tage eine bedeutende Wirkung hervorgebracht, wie wir bereits erwähnten: Schöpferin des Geistes, welcher hier unter der Nation sich zu zeigen begann, war die neue Pariser Revolution freilich nicht, da derselbe schon seit 1813 still sich gebildet hatte; doch seine Offenbarung hatte sie sichtbar beschleuniget. Wie nun auch in unserm Lande die geistige Bewegung zunahm, so richteten sich die Blicke der Gebildeten mit Theilnahme auf den lebhaften Meinungs-Kampf in Frankreich, und als vollends nicht nur die Ereignisse von Brüssel und Warschau, sondern Erschütterungen in Deutschland selbst die Gemüther aufregten, so schien auch unser beschauliches, stilles Volk auf ein Mal wie umgewandelt zu sein, und über die Beschaffenheit der öffentlichen Zustände ernstliche Untersuchungen anstellen zu wollen. Die Regierungen, bestürzt über solche unerwartete Veränderung, und nicht ohne Besorgnisse über den Ausgang der Gährung in Frankreich, waren ungewiß, wie sie sich unter so schwierigen Umständen am besten

benehmen möchten, und sahen sich ängstlich nach guten Rathschlägen um. Auch die öffentliche Meinung gab sich dortmals mit Ertheilung von solchen ab; allein der Weg, welchen sie vorschlug, Entwicklung der Volksfreiheit, fand nur bei wenigen Kabineten Beifall. Ja einige wollten sogar gerade den entgegengesetzten Weg versuchen, um der Ausbreitung freisinniger Ideen entgegen zu wirken. Unter allen deutschen Landschaften hatte damals in Baiern die periodische Presse am besten sich ausgebildet, und in dem Geiste des Volkes am meisten Wurzeln gefaßt, weil sie im Bereiche der innern Angelegenheiten des Landes keiner Censur unterlag. Obgleich die freie Erörterung durch mehrjährige Uebung bereits ein allgemeines Bedürfniß geworden war, dessen Verkümmerung in Verbindung mit der darin liegenden Verletzung der Verfassung schon in gewöhnlichen Zeiten lebhaftes Mißvergnügen erregen mußte, wollte die Regierung gleichwohl einen Versuch machen, auch in Beziehung auf innere Landes-Angelegenheiten die Censur eigenmächtig einzuführen. Die dießfallsige Verordnung erschien denn; aber sie bewies nur, wie mächtig der Sinn für öffentliches Leben in Deutschland bereits sich entwickelt hatte. Nicht bloß die gebildetern Stände, sondern auch das Volk in Franken und Schwaben, und selbst in einigen Gegenden von Baiern bezeigte offen seine Unzufriedenheit, und forderte seine Vertreter oder Behörden zur nachdrücklichen Protestation gegen eine Maaßregel auf, die augenscheinlich eine Verletzung der Verfassung sei. In Baiern war damals gerade eine neue Kammer gewählt worden, von welcher die Regierung bei der allgemeinen Aufregung nichts Gutes erwartete. Um nun dem gefürchteten Einflusse der Presse auf die Volks-

vertreter vorzubeugen, war eben die Censur-Verordnung erlassen worden, sowie gleichzeitig mehrerern Staatsbeamten wegen ihrer bekannten Freisinnigkeit zum Eintritt in die Abgeordneten-Kammer der Urlaub verweigert worden war. Hätte man bei Hof die Absicht gehabt, sich eine scharfe, schneidende Opposition in der Volks-Kammer zu erwecken, so hätte man gar keine zuverlässigere Mittel zu solchem Zwecke wählen können, als die bemerkten beiden Maaßregeln. Sogar gleichgültige Deputirte erklärten jetzt, daß sie auf die Seite der Opposition treten würden. Ein Ereigniß trug dazu bei, auf die Volksstimmung noch mehr einzuwirken, und fast eine gewisse Begeisterung für die Freiheit hervorzurufen. Unter den Beamten, welchen zum Eintritt in die Kammer der Urlaub verweigert worden war, befand sich nämlich ein Mann aus dem bairischen Adelstande, Freiherr von Closen, königlicher Kämmerer und Ministerialrath. Die Wahl desselben zum Abgeordneten der bairischen Ritterschaft in gegenwärtiger Zeit hatte bei seiner bekannten Freisinnigkeit erwiesen, wie entschieden auch der Adel dem selbstständigen Aufstreben des Volkes bereits zu folgen beginne, und als durch die Wahl des Freiherrn von Rotenfels, zu einem der Abgeordneten der fränkischen Ritterschaft, noch bedenklichere Zeichen aufstiegen, so hatte die Staatsverwaltung in ihrer Bestürzung eben zu dem Vertheidigungsmittel gegriffen, dem Ministerialrath von Closen den Urlaub zu verweigern. Der Freiherr, von dem edlen Geist der Zeit lebhaft durchdrungen, beschloß ein großes Beispiel patriotischer Tugend zu geben: — er forderte daher die Entlassung von seiner hohen, einflußreichen Stelle, und verzichtete also auch auf den bedeutenden jährlichen Gehalt von

dreitausend Gulden. Handlungen der Art hatte man seit dem Erlöschen der ältern Verfassungen in Deutschland nicht mehr erlebt: — die schöne That erregte daher allgemein Aufsehen und Bewunderung, und ihre Wirkung war eben darum ungeheuer. „Wie wahr muß es also sein," hieß es im Volke, „daß die Freiheit die Selbstsucht ermäßiget, das Ich zur bereitwilligen Unterordnung unter die allgemeinen Zwecke bestimmen kann, die Menschen überhaupt besser macht, wenn Aufopferungen der Art ihr entspringen? Mit welchen Absichten mag aber die Regierung umgehen, wenn sie solche würdige und charakterfeste Männer aus der Kammer zu entfernen sucht?"

Als die Staats-Regierung den erschütternden, tief erregenden Eindruck ihrer Maaßregeln bemerkt hatte, gestattete sie endlich den weisern Rathschlägen wohlgesinnter Männer Eingang, und willigte ein, nicht nur rücksichtlich der Urlaubsfrage bei Volksvertretern aus dem Beamtenstande eine authentische Auslegung des dießfallsigen Verfassungs-Gesetzes an die Stände zu bringen, sondern auch die Preßfreiheit durch ein besonderes Gesetz sicher zu stellen. Und dieses Gesetz sollte auf Geschwornengericht und Oeffentlichkeit sowie Mündlichkeit des Rechtsverfahrens gegründet werden! Walderode wollte nach der Einführung der Censur unter keiner Bedingung zur Leitung der ministeriellen Zeitschrift sich verstehen; allein bei wiederholten Unterhandlungen hatte er die bestimmteste Versicherung erhalten, daß einer der königlichen Staatsräthe bereits beschäftiget sei, den Entwurf des besagten Gesetzes zur Sicherstellung der Preßfreiheit auszuarbeiten. Dieser Umstand in Verbindung mit der Erklärung, daß die Regierung noch

weitere freisinnige Maaßregeln und namhafte Verminderung der öffentlichen Lasten auf dem bevorstehenden Landtag vorschlagen werde, hatte den jungen Rechtsgelehrten endlich bewogen, den Antrag des Ministers des Innern anzunehmen. In der Thronrede zur Eröffnung der Stände-Versammlung wurde in der That nicht nur die Aufhebung verschiedener drückender Steuern, sondern auch das besprochene Preßgesetz, ja selbst die vollständige Einführung der Oeffentlichkeit des Rechtsverfahrens angekündet, indem in letzterer Beziehung eine neue, auf jenen Grundsatz gebaute Gerichtsordnung vorgelegt werden sollte. Mit Freude und Vertrauen trat daher Walderode wenige Tage nach Eröffnung der Kammern die Leitung des ministeriellen Journales an, welches den Titel „Reichsblatt“ führte.

Einige Tage nach dem Erscheinen des ersten Blattes der neuen Redaktion befand sich eine Gesellschaft bei dem bairischen Gesandten, Herrn von Freienfels, in Wien in lebhafter Unterhaltung. Dieselbe bestand ausser dem Botschafter und seinem Sekretär aus verschiedenen bairischen Standesherren, welche auf einer Reise begriffen waren, und dem Herrn von Freienfels einen Besuch abgestattet hatten. Man besprach die Regierungs-Maaßregeln, wodurch in Baiern eine so große Unzufriedenheit unter dem Volk erregt worden war, und erschöpfte sich in Muthmaßungen über den Ausgang des Landtages. Als der Gesandtschafts-Sekretär, Herr von Saalenstein, nach kurzer Abwesenheit wieder in das Zimmer trat, fragte Freienfels:

„Depeschen von dem Ministerium?“

„Keine besondern, nur das gewöhnliche Postpacket; aber nach

einem Blick, den ich in's „Reichsblatt" geworfen, scheint das Ministerium geändert zu sein!"

„Wie so? Geben Sie schnell!" sagte gespannt der Botschafter. „Wahrlich, hören Sie doch meine Herren!" rief er, und las sodann folgende Stelle vor:

An das Publikum!

In Berücksichtigung der Verhältnisse der Zeit wird das Reichsblatt von jetzt an zum Theil eine veränderte Richtung annehmen und seinen Plan erweitern. Die Tendenz des Blattes soll darin bestehen:

1) durch Vertheidigung gemäßigter konstitutioneller Prinzipien die konstitutionelle Regierung und Verwaltung aus freiem Antriebe zu unterstützen, dabei zwar frei von unbedingter Unterwerfung auch jene Ansichten, welche von denen der Verwaltung abweichen, nach Maßgabe der Ueberzeugung der Redaktion unabhängig zu behaupten, jedoch mit allen jenen Blättern, welche die Grenzen einer aufrichtigen und gegründeten Opposition überschreiten, in die Schranken zu treten;
2) durchdachte und praktisch ausführbare Vorschläge zur Verbesserung des inneren Zustandes des Landes zu erörtern;
3) zugleich politische Nachrichten möglichst schnell zu liefern, und Raisonnements, so weit es die Verhältnisse erlauben, daran zu knüpfen;
4) während der Ständeversammlung die Verhandlung der Deputirten-Kammer im Wesentlichen schnell zu liefern, und damit Beurtheilung der Diskussionen zu verbinden.

„In dem nun folgenden leitenden Aufsatz," bemerkte Herr von Saalenstein, „wird schon die Censur-Verordnung angegriffen, und geradezu eine Verletzung der Verfassung genannt!"

„Es kommt wirklich immer besser," erklärte der Gesandte, und theilte der Gesellschaft folgende Stelle mit:

„Durch die Vernichtung der Freiheit der Meinungen wird der Schutz gegen die Excesse der Presse zu theuer erkauft und man durfte, im öffentlichen Interesse, zu einer solchen Maßregel selbst dann nicht schreiten, wenn das konstitutionelle Edikt über die Freiheit der Presse die Auslegung zuliesse, welche die Verwaltung vor Kurzem angenommen hat. Da aber diese Auslegung noch überdieß denn doch wohl unrichtig ist und dadurch zu einer gesetzwidrigen Verfügung herabfällt, so konnte sie nur Schaden bringen und mußte selbst die Mißbilligung derjenigen erregen, welche einen Schutz gegen die Ausschweifungen der Presse am meisten gewünscht hatten."

Schon schien Herr von Freienfels das Zeitungsblatt wieder weglegen zu wollen, als er auf den Schluß des ersten Aufsatzes noch einen Blick warf. Von Neuem eifrig lesend, bemerkte er sodann:

„Hier bekommen wir Aufklärung meine Herren! Der Schluß des Artikels lautet also:

„Der Minister, welcher erklärt, daß er in der Kammer der Deputirten eine gründliche Diskussion über die Gesetzmäßigkeit oder Gesetzwidrigkeit der von ihm gezeichneten Verordnungen nicht scheue, sondern wünsche und deßhalb veranlassen werde; der Minister, welcher nicht bloß gestattet, sondern verlangt, daß auch diejenigen Jour-

nale, welche für die Organe des Ministeriums gelten, eine freisinnige Tendenz annehmen, eine unabhängige Stellung behaupten und selbst über Maßregeln der Verwaltung, wo es nur immer die Grundsätze der Redaktionen solcher Blätter fordern, mit Ernst und Nachdruck mißbilligend sich zu äussern, ein solcher Minister, sagen wir, kann in Ansichten fehl greifen, allein er kann nie die Absicht haben, die konstitutionellen Rechte des Volkes zu beschränken."

„Der Minister des Innern, welcher die Censur-Verordnung gegengezeichnet hat," nahm der Gesandte wieder das Wort, „bleibt also im Amt, und es ist wohl nur in der Redaktion des halbofficiellen Blattes ein Wechsel eingetreten; aber dieser ist von solcher Art, daß die liberale Schattirung im Gesammt-Ministerium gesiegt haben muß, und die Verheißungen freisinniger Maßregeln in der Thronrede demnach Ernst waren. Alle wirklichen Freunde des Thrones und des Volkes zugleich müssen der Regierung über diese Sinnes-Aenderung aufrichtig ihren Glückwunsch darbringen!"

Auch in andern Kreisen, vorzüglich in der Hauptstadt München, und namentlich in den beiden Kammern hatte der besagte Aufsatz des „Reichsblattes" großes Aufsehen erregt, und sichtbar die Wirkung hervorgebracht, auf die er berechnet war. Walderode, die Zustände des Landes genau kennend, hoffte nämlich von der gegenwärtigen Stände-Versammlung, wegen der Wichtigkeit der Zeitverhältnisse, endlich einmal fruchtbare Ergebnisse. Er hielt die letztern nicht nur wegen der Lage des Volkes selbst, sondern auch im Interesse des repräsentativen Systems für nothwendig, damit das Volk gegen ewig-nutzlose Landtäge

am Ende nicht gleichgültig werde. Um jedoch wirklich schöpferische Maßregeln durchzuführen, hielt er auch Eintracht zwischen der Regierung und den Ständen für nothwendig, und beschloß darum, aus allen Kräften zunächst auf jenen Zweck hinzuwirken. Deßhalb tadelte er die Einführung der Censur zwar unumwunden, suchte aber zugleich das Vertrauen, welches er von Neuem gefaßt hatte, auch der übrigen Opposition wieder einzuflößen, und dadurch einträchtiges Zusammenwirken der Stände und der Regierung herbeizuführen. Schon durch den ersten Aufsatz im „Reichsblatt" war, wegen der Freimüthigkeit und der unabhängigen Stellung der Redaktion, jene Absicht zum Theil erreicht worden; noch entschiedener wurde dieß aber der Fall, als das halboffizielle Journal seinen Charakter der Unpartheilichkeit immer mehr entwickelte. Man sah nun, daß Unabhängigkeit der Gesinnung einen wesentlich andern Eindruck hervorbringe, als ihr Gegensatz. Unter den vorigen Redaktionen des „Reichsblattes" waren die Regierungs-Maßregeln zu unbedingt vertheidiget worden, und das Blatt verfehlte gerade deßwegen jede Wirkung. Als es jetzt dagegen fortfuhr, alle Maßregeln der Minister, welche die Mißbilligung der öffentlichen Meinung erregten, mit Anstand, doch Nachdruck zu tadeln, verschaffte es sich allmälig auch bei der Opposition Ansehen und Achtung. Diese benützte Walderode alsdann, um die freisinnige Richtung vor leidenschaftlichen und grundlosen Angriffen, vornehmlich aber vor gehässigem, systematischem Widerstand inständigst zu warnen.

„Die Opposition," schrieb er, „ist nothwendig, sie ist so unentbehrlich, daß eine konstitutionelle Regierung beinahe versucht werden

sollte, darum zu bitten, wenn sie nicht von selbst sich bildete. Allein nur die gemäßigte und verständige, die gründliche und aufrichtige Opposition ist nützlich. Das Wesen derselben besteht darin, 1) daß man, gestützt auf genaue Kenntniß des Zustandes des Landes, den Gang der Regierung beobachtet und überall, wo ein Abweichen von dem gesetzlichen Wege oder ein Zuwiderhandeln gegen die Bedürfnisse und Interessen der Nation bemerkbar wird, tadelnd, warnend und auch belehrend auftritt; 2) daß man dabei jedoch ungünstige Lagen und selbst einen gedrückten Zustand des Volkes der Regierung nur insoferne zurechnet, als dieselbe dazu selbst Veranlassung gegeben oder die Mittel der Verbesserung aus Mangel an Einsicht oder an gutem Willen anzuwenden unterlassen hat; 3) daß man der Regierung auch Gerechtigkeit widerfahren läßt und ihre Verdienste anerkennt; 4) daß man die Vorwürfe und den Tadel gegen die Regierung nicht auf Hörensagen und Vermuthungen, sondern bloß auf Thatsachen gründet. Sobald die Opposition dagegen Neigung zeigt, die Schranken zu überschreiten, oder die Sache mit Personen zu verwechseln, sobald sie ferner nicht mehr durch Gemeinsinn und Vaterlandsliebe, sondern durch Leidenschaft und persönliche Gehässigkeiten in Bewegung erhalten wird, so stiftet sie unabsehbaren Nachtheil."

Eine Sprache der Art verfehlte bei der Achtung, welche das halbofficielle Blatt auch bei den Freisinnigen sich erworben hatte, ihre Wirkung nicht; es zeigte sich vielmehr, daß die Opposition in der That gemäßigter wurde, und daß gewisse heftige Aufsätze in dem „konstitutio-

nellen Deutschland" zu Straßburg selbst bei der Mehrheit der Liberalen Mißbilligung erregten. So sah denn Walderode seinen Hauptgrundsatz, daß eine gerechte Regierung die freie Presse nicht zu fürchten habe, glänzend im Leben bestätiget.

„Das Reichsblatt wirkt wie eine elektrische Kraft auf die Provinzen," schrieb Weidner an seinen Freund, und:

„das geht ja vortrefflich," sprach Graf Ehrenberg, als er mit dem Freiherrn von Rotenfels eines Tags zu Walderode in's Zimmer trat. Der Graf hatte als erblicher Reichsrath seinen Sitz in der ersten Kammer, und seit Eröffnung derselben bereits ruhmvoll sich ausgezeichnet: denn nach seinem Antrag wurde in die Antwort-Adresse der Reichsräthe der wichtige Satz eingeschaltet: „daß die Freiheit der Presse so wenig entbehrt werden könne, als der Schutz gegen die Mißbräuche derselben."

„Die Haltung des Reichsblattes," fuhr Ehrenberg fort, „findet bei den höhern Ständen unter allen Aufgeklärten entschiedenen Beifall, und man hofft von einem solchen Zusammenwirken der Kammern und der Presse heilsame Eindrücke auf die Regierung! So wird denn ein wirklich freisinniges Preßgesetz und vollständige Oeffentlichkeit des Rechtsverfahrens vielleicht doch durchgesetzt. Bringen wir es nur dahin, so macht der Landtag in der Geschichte Deutschlands Epoche. Man würdiget die ungeheure Bedeutung der vollen Preßfreiheit noch nicht genug; haben wir sie nur einmal, so ist für alle übrigen Reformen, so tief sie auch gehen mögen, die Bahn gebrochen!"

„Wenn unsre Staatsmänner," bemerkte Freiherr von Rotenfels,

„doch nur in der gegenwärtigen, hoch aufstrebenden Zeit Weisheit und Gemeinsinn entwickelt würden: wie wäre es dem Charakter der deutschen Nation so angemessen, und wie sehr würde es sie ehren, wenn die bessere Zukunft friedlich auf dem Wege allmäliger Reformen, statt blutiger Erschütterungen herbeigeführt würde?“

„Wie wahr!“ schloß Graf Ehrenberg. „Wollen wir darum Vertrauen zu der Regierung zeigen, damit sie zu weitern Fortschritten ermuntert werde. Die Aufsätze des „Reichsblattes“, welche für diesen Zweck berechnet zu sein schienen, waren mir aus der Seele geschrieben. Ich wünsche dem Blatte aufrichtig Unwandelbarkeit in seiner gemäßigten, würdigen Sprache!“

Zehntes Hauptstück.

„Möchte daher jeder Redliche allen Theilen der Verwaltung das volle Vertrauen wieder zuwenden und die Regierung in allen gerechten und billigen Dingen auf das nachdrücklichste unterstützen! — Mögen aber auch die Organe der Presse, besonders wenn diese wieder frei sein wird, nach Selbstbeherrschung redlich ringen und keinen Augenblick außer Acht lassen, daß zwar unerschrockene Freimüthigkeit, jedoch erweckt durch Menschenliebe und geleitet durch Unparteilichkeit und Mäßigung, reiner kräftiger Wille, ausgerüstet mit Scharfsinn und Sachkenntnissen, endlich edler Gemeinsinn, gereinigt von Egoismus und Leidenschaft und belebt durch das Streben nach Verbesserung des Zustandes der Nation, die Anforderungen an die Organe der freien Presse seien."

So lautete am andern Tag nach jener Unterredung der Schluß

eines größern Aufsatzes im „Reichsblatte". Je mehr diese halb-officielle Zeitschrift sich bestrebte, die öffentliche Meinung wieder mit der Landes-Regierung zu versöhnen, letztere durch allgemeine Achtung stark und mächtig zu machen, desto eindringlicher und fast begeisterter sprach sie der Staatsverwaltung auch zu, an das Wohl des Volkes zu denken, und namentlich aufrichtig zu allen Grundsätzen einer wahren Repräsentativ-Verfassung sich zu bekennen. Nachdem in einem Aufsatze vom 12. März 1831 dringend um die Beseitigung von Uebelständen gebeten wurde, welche die öffentliche Meinung, so zu sagen, als Nationalleiden bezeichne, nämlich der hohen Zölle, der Taxordnung in der freiwilligen Gerichtsbarkeit, und des Stempelgesetzes, wurde auch für die Beförderung der geistigen Interessen fortwährend warme Fürsprache eingelegt.

„O könnte sich doch die Regierung," hieß es in einem Aufsatz vom 17. März, „zu dem Entschlusse erheben, die Freiheit der Presse jetzt schon dem Volke wieder zu geben; möchte sie die Censurverordnung wenigstens vorläufig suspendiren. Welchen Anklang würde eine solche Verfügung in den Herzen aller Vaterlandsfreunde finden, mit welcher innigen, hingebenden Begeisterung würden alle Guten an die Regierung sich anschliessen? Und welch' einen entscheidenden Einfluß müßte dieß auf den Gang der Verhandlungen der Kammern haben?"

Walderode hatte über die Mittel zur Emporhebung des Nationalwohlstandes viel gedacht; in einer Reihe von Artikeln empfahl er daher Erweiterung des Handelsgebietes, Einführung der Gewerbe-Freiheit, Errichtung einer Kredit-Anstalt für Grundeigenthümer nach Art der schlesischen Pfandbriefe, Erbauung von Kanälen und Eisenbahnen,

und vornehmlich durchgreifende Reform des Erziehungswesen. Höher noch als den materiellen Wohlstand schätzte unser Freund aber die Selbstständigkeit des Volkes, und besonders in dieser Beziehung suchte er hellere Einsichten und edleres Selbstgefühl zu erwecken. Seine Begriffe von Selbstständigkeit eines Volkes umfaßten indessen etwas mehr, als bloße konventionelle Formen, oder politische Bildung, so nothwendig auch beide sind, denn er forderte vom Volk, daß es seine Mündigkeit auch im Geschäftsleben bewähre, daher nicht alle bessern Einrichtungen oder Fortschritte nur immer von der Regierung erwarte, sondern alles, was man auf dem Wege der Associationen ausführen könne, wie z. B. die Erbauung von Eisenbahnen selbst in's Werk setze.

Walderode war ein wahrhaft-unabhängiger Charakter, welcher auch über den Begriff der Freisinnigkeit besondere Grundsätze sich gebildet hatte. „Was ist ein Liberaler?“ schrieb er im „Reichsblatt“. „Duldung und Menschenliebe, freudige Hingebung für Recht und Wahrheit und unermüdliches Streben nach großen Zwecken scheinen uns neben erleuchteter tiefer Einsicht die Hauptcharakterzüge des wahren Liberalen zu sein. Vorzügliche charakteristische Merkmale der Liberalität lägen also: 1) in der Freimüthigkeit, d. h. der Fähigkeit und Neigung, seine Ueberzeugung, wo es dem gemeinen Besten nützen kann, ohne Rücksicht auf die Folgen und insbesondere unbekümmert um die Gnade des Fürsten oder die Gunst des Volkes rein und wahr auszusprechen; 2) in der Selbstbeherrschung und Mässigung; 3) in der Hingebung und namentlich der Aufopferung der liebsten Wünsche für Recht und Wahrheit und für das allgemeine Wohl; 4) in der Groß-

muth und 5) in jener starken Kraft eines erleuchteten Geistes, wodurch man fähig wird, Widerlegung seiner Meinungen aufrichtig anzunehmen und der Aufklärung und Wahrheit auch auf Kosten seines eigenen Interesses das Wort zu reden."

Sich bestrebend, diese Grundsätze auch im Leben zu bewähren, wurde er in der That der Schmeichelei gegen das Volk eben so unfähig, wie jener gegen die Großen. Er schränkte seine Freimüthigkeit daher keineswegs auf den Tadel von Regierungshandlungen ein, sondern war der Meinung, daß auch die gesetzgebenden Kammern dem Richterstuhle der öffentlichen Meinung unterworfen seien, und daß man eben so dem Volke die Wahrheit sagen müße.

Den Abgeordneten gegenüber rügte er Beschlüsse, die ihm Fehlgriffe zu sein schienen, so entschieden, daß er sich unter seiner eigenen Richtung manchen Gegner erweckte.

„In der letzten Sitzung der Deputirten-Kammer," schrieb er einst, „mußte der unbefangene Beobachter leider die Bemerkung machen, daß die Majorität bei der Abstimmung über die Einberufung des Grafen von B.....u den Takt vollständig verloren hatte. Der §. 16 der Geschäftsordnung sagt ganz klar, daß ein Abgeordneter, welcher, nach Verwerfung des Urlaubs- oder Entlassungsgesuches, einberufen worden war, jedoch binnen der bestimmten Frist nicht erscheint, und auch keine weiteren, von der Kammer als gültig erkannten, Entschuldigungsgründe vorbringt, unter Anberaumung einer weitern Frist

von 10 Tagen und unter dem Rechtsnachtheile einberufen werden müsse, daß er die Ausschliessung aus der Kammer zu gewärtigen habe.“

„In dem vorliegenden Falle hatte nun die letztere bereits ausgesprochen, daß der Graf B.....u das Eintreten ohne Grund verweigere; sie hat ferner in der letzten Sitzung wieder ausgesprochen, daß kein weiterer Entschuldigungsgrund vorgebracht worden sei, welcher als gültig anerkannt werden könnte; die Kammer mußte daher schlechterdings die gesetzliche Ordnung befolgen und die weitere Einberufung unter Androhung des vorschriftsmäßigen Präjudizes beschliessen. Der sophistisch aufgegriffene und sophistisch unterstützte Mittelweg, die Einberufung noch ein Mal ohne Androhung eines Rechtsnachtheiles zu verfügen, ist den klaren Vorschriften der Geschäftsordnung, der Natur der Sache und der Würde der Kammer zuwider. Wenn die letztere bittet, wo sie ihrer Pflicht gemäß befehlen soll, so vergißt sie ihre Majestät.“

„Sie soll immer rücksichtslose Gerechtigkeit üben und mag es auch dem Gefühle noch so unangenehm sein, wider einen edlen Vertheidiger der konstitutionellen Freiheit eine Strafe erkennen zu müssen — die Kammer darf nicht schwach sein.“

Auch die Vielsprecherei, wodurch sich die Volksvertreter die Kraft zum Handeln so sehr verkümmerten, rügte er öfters, und zwar theils ironisch, theils ernst.

„Wir sehen in der That nicht ein,“ hieß es z. B. in einem Aufsatz des „Reichsblattes“, „wie bei so vielen angehäuften Geschäfts-Gegenständen der zweiten Kammer auch nur die wichtigsten erlediget

werden können. Je schlimmer diese Lage der Dinge ist, desto mehr sollten unsre ehrenwerthen Abgeordneten der Sprechlust Herr zu werden suchen. Das viele Reden, wovon billig genommen doch wenigstens die Hälfte ohne Nachtheil für die Sache unterbleiben könnte, nimmt der Kammer ihre beste Kraft und verurtheilt sie zu einem geschäftsvollen Nichtsthun. Die Mitglieder derselben sollten schlechterdings unter sich einig werden, die verschiedenen Ansichten nur durch Hauptredner vertheidigen zu lassen. Durch ein freiwilliges Uebereinkommen kann am meisten für die Abkürzung der Verhandlungen geschehen."

„Ein Mittel der Abkürzung läge vielleicht auch darin, im Protokolle alles wörtlich so, wie es gesprochen wird, abzudrucken. Denn dann möchten manche Mißtöne zum Vorschein kommen, welche den Wunsch, im Protokolle als Redner zu stehen, hin und wieder vermindern würden."

Nach den Begriffen, die sich Walderode von der wahren Liberalität gebildet hatte, vermochte er seine Ueberzeugung nicht zu verläugnen, wenn sie auch, wie z. B. in Rechtsfragen, seiner Partei nicht zu frommen schien. Er gestand vielmehr offen zu, wo in irgend einer Angelegenheit das Gesetz dem Wunsche seiner Richtung nicht günstig war. Eben darum fühlte er sich sehr verletzt, wenn irgend ein Gegner von der Opposition bloß darum, ohne Gründe und nur im Allgemeinen, geschmäht wurde, weil er in einer Rechtsfrage nicht zu Gunsten der Opposition sich erklärte. Wo dieß geschah, trat Walderode stets kämpfend gegen seine eigenen Meinungs-Genossen auf:

„Man ist wohl ohne Zweifel darüber einig," schrieb er einst,

„daß es eine schöne Eigenthümlichkeit des deutschen Charakters sei, seine innere Ueberzeugung ohne Rücksicht auf Vortheil oder Nachtheil gegen Feind oder Freund freimüthig auszusprechen. Das Festhalten an diesem ächt deutschen Grundsatze ist insbesondere dann sehr ehrenwerth, wenn die Ueberzeugung des Individuums mit dem Urtheile und der Meinung der großen Masse der Nation nicht übereinstimmt. Es gehört in solchen Fällen in der That ein hoher Muth und selbst Seelengröße dazu, diese seine Ueberzeugung gleichwohl frei und unerschrocken auszusprechen. Deßhalb hat in der Deputirtenkammer die freimüthige Erklärung des Grafen von S.....m *) über eine Ansicht, welche gegen die öffentliche Meinung läuft, die gerechteste Anerkennung der Charakterstärke des Grafen gefunden.“

„Je ehrenwerther aber das freie Bekennen der inneren Überzeugung ist, desto kleiner und verachtungswerther erscheint das Benehmen einer sogenannten Opposition, welche die Mitglieder der Deputirtenkammer, die in ihrem Sinne nicht gestimmt haben, mit persönlichen Beleidigungen überfällt.“

„Ein solches Beispiel gab neuerlich „der Späher im Ständehause“, welcher einen Votanten der Minorität bei der Abstimmung über den Eintritt des Freiherrn von Closen, ohne in der Sache Gründe anzugeben, persönlich anfällt. Wenn der Verfasser jenes Artikels einen Begriff davon hätte, welche große und erhebliche Zweifel die Frage über das Recht des Freiherrn von Closen in juristischer Beziehung darbot,

*) Ein heftiger Widersacher Walderode's.

und wie gewichtvoll insbesondere die von dem Deputirten v. Korb für die Ansicht der Minorität entwickelten Gründe seien, so würde er die leidenschaftliche Verunglimpfung eines Mitgliedes der sehr ehrenwerthen Minorität unterlassen haben. Alle gediegenen Oppositionsblätter sollten daher ihre tiefe Indignation über das oberflächliche Urtheil und die leidenschaftlichen Persönlichkeiten des „Spähers im Ständehause" nachdrücklich aussprechen."

„Eine Opposition, welcher es an materiellen Kenntnissen gänzlich mangelt, den Stand und den Gang der Geschäfte nicht zu beurtheilen vermag, und wider die Regierung und jeden, der nicht überall im Sinne der Opposition stimmt, nur stets im Allgemeinen eifert, ist gar nichts werth."

Der Pflicht eingedenk, daß man die Freimüthigkeit auch gegen das Volk beweisen müsse, sprach Walderode unter andern:

„Das Volk werde thätiger zur Beförderung seiner Interessen: es erhebe sich aus dem Zustande der Unmündigkeit und lasse durch Gemeinsinn sich beleben: es vereinige sich in Gesellschaften zur Ausführung großartiger Unternehmungen und werde überhaupt regsam durch die Verbindung der Kräfte der Einzelnen für gemeinsame und große Zwecke. Anstatt, einem unmündigen Kinde gleich, das in allen Fällen eines wirklichen oder eingebildeten Bedürfnisses nur immer den Vater anruft, fortwährend die Regierung mit vergeblichen Wünschen und Anträgen zu bestürmen, erinnere sich das Volk, was es durch gemeinsinniges Zusammenwirken ohne Beihülfe der Regierung

zu leisten vermöge, und entschliesse sich, Hand an das große Werk zu legen."

Der Regierung wurde dagegen beharrlich zugesprochen, das Volk ebenfalls zu nützlichen Unternehmungen zu ermuntern, und damit die Macht des Beispiels und der Erfahrung in den gewinnreichen Einkünften der vortheilhaftesten Eisenbahnzüge wirksam werden könne, bei den ersten Aktien-Gesellschaften die Garantie für billige Verzinsung der einzulegenden Kapitalien zu übernehmen.

Daß das „Reichsblatt„ bei dem Volke immer mehr Ansehen erlange, ergab sich schon aus der Vermehrung der Leser; aber auf die Staats-Regierung war seine Wirkung völlig nichtig. Nicht nur die Bitten um materielle Verbesserungen, nicht bloß die dringenden Gesuche um Beseitigung der drückendsten Uebelstände in der Justiz waren stets fruchtlos, so nahe und praktisch-sicher auch der Weg zur Abhülfe lag, sondern selbst die Censur blieb fortwährend beibehalten, und anstatt kräftiger Wille zur Entwicklung des konstitutionellen Prinzips schien eher Abneigung gegen die Volksfreiheit aus der Haltung und den Maßregeln der innern Staatsverwaltung hervorzuleuchten. Walderode hatte ebenfalls so sehnlich gewünscht, daß die Fortschritte des öffentlichen Lebens in Deutschland durch allmälige Reformen von Oben auf friedlichem Wege erzielt werden mögen: es lag ihm so viel an der Eintracht zwischen der Regierung und dem Volk, und tief verwundete ihn daher stets die Versicherung einiger gut unterrichteter Männer, daß der Durchführung eines wirklich liberalen Regierungs-Systems von Oben eigenthümliche, doch unüberwindliche Hindernisse im Wege stünden.

Lange wollte er jener Betheuerung keinen Glauben beimessen, bis er endlich der Gewißheit des Augenscheins weichen mußte.

Wie sich aus der bisherigen Geschichte schon ergeben hat, war ein Theil des Adels in Franken, Baiern und Schwaben entschieden freisinnig, und dasselbe galt auch von der Mehrheit der katholischen Geistlichkeit. Das schöne Verhältniß gegenseitiger Achtung und Duldung unter beiden Konfessionen hatte sich so sehr befestiget und erweitert, daß die Beseitigung von Uebelständen, worüber sich die Protestanten beschweren konnten, gerade von den Katholiken in Franken bei der Ständeversammlung in Antrag gebracht wurde. Dessenungeachtet gab es unter dem Adel und der Geistlichkeit einige Würdeträger von düsterer Sinnesart, welche, wie die Kamarilla Karls X., Konstitutionen für gleich bedeutend mit Revolutionen hielten, und von jedem Schritt zur Erweiterung der Volksfreiheit einen Angriff auf den Thron und den Altar besorgten. Unglücklicherweise standen diese Männer der Staatsleitung sehr nahe, und sie wurden denn nicht müde, unter Hinweisung auf Frankreich bei jeder Frage über eine Reform von dem Hinarbeiten auf Staats-Umwälzungen zu sprechen. Es ist möglich, daß die Ueberzeugung jener Würdeträger aufrichtig war; indessen die Wirkung ihrer Vorstellungen erwies sich als höchst unglückselig: denn wo die Macht der öffentlichen Meinung und die Bitten wohlwollender Männer auf die oberste Staatsleitung endlich einen solchen Eindruck gemacht hatten, daß die Bewilligung freisinniger Zugeständnisse schon beschlossen war, wußten jene Unglücksgeister durch Weissagungen verderblicher Folgen wieder Aengstlichkeit und Mißtrauen gegen das Volk zu erwecken.

Unter solchen Umständen wurde denn auch Walderode endlich zu dem Geständniß gezwungen, daß der Weg gutgemeinter Vorstellungen wohl schwerlich zu einem Ergebniß führen möge, vielmehr die Volksvertretung ihre volle verfassungsmäßige Gewalt anwenden müsse, um die Entfernung der ungesetzlichen Censur und überhaupt die Annahme eines wirklich konstitutionellen Regierungs-Systemes zu erzwingen. Bevor unser Freund in diesem Sinn zu sprechen und zu handeln begann, machte er noch verschiedene Versuche, das Mißtrauen der Staatsverwaltung gegen die Volksfreiheit und das repräsentative Prinzip zu beschwichtigen.

„In der letzten Sitzung der Deputirten-Kammer," schrieb er unter andern, „war der Umstand bemerkenswerth, daß auch die der Opposition angehörenden Mitglieder im Sinne der Regierung stimmten, weil diese das Recht auf ihrer Seite hatte. Dadurch bewährte sich der eigenthümliche Zug des deutschen Charakters, daß selbst die Opposition in der Regel redlich und aufrichtig ist, und daß für einen planmäßigen Widerstand mit der Absicht, der Regierung in allen Dingen ohne Rücksicht auf die merita causae zu widersprechen, eine Majorität nicht gewonnen werden kann. Aber eben dieser schönen Eigenthümlichkeit des deutschen Charakters wegen verdient es unser Volk vor allen, daß man ihm konstitutionelle Freiheit gewähre und daß man dasselbe mit unpopulären Ordonnanzen verschone."

Diese und ähnliche Vorstellungen, noch überdieß von den augenfälligsten Thatsachen unterstützt, blieben jedoch beharrlich nutzlos, und die bittere Stimmung, welche sich deßhalb dem Gemüthe Walderode's

eindrückte, theilte sich allmälig auch der Sprache des „Reichsblattes“ mit. Jetzt ließ der Minister des Innern den Hauptverfasser zur Annahme eines andern Tones ermahnen, sowie gleichzeitig verschiedene Staatsmänner denselben um Nachgiebigkeit bestürmten.

„Was nützt Ihnen der Widerstand?“ flüsterten diese, „man entfernt Sie von der Redaktion, und Ihre Zukunft wird gefährdet. Eine aufgegebene Rechtspraxis ist nicht im Augenblick wieder gegründet, Sie setzen sich den Gefahren der Nahrungssorgen aus, während Sie bei Erfüllung des höhern Willens unmittelbaren Einfluß im Staate mit den höchsten Würden und reichen Einkünften vor sich sehen. Man legt Werth auf Ihre Acquisition,“ lautete bedeutungsvoll der Schluß der Ermahnung.

Gründe der Art konnten bei dem festen Sinn und der Unerschrockenheit Walderode's keinen Eindruck machen: die Sprache des „Reichsblattes“ behauptete sohin ihren Nachdruck und näherte sich langsam wirklicher Opposition. Das Ministerium griff nunmehr zum Hülfsmittel der Censur und ließ verschiedene Aufsätze unterdrücken. Walderode, bei dem ersten Anblick eines Censurstriches furchtbar erschüttert, machte die Aufsätze in Flugschriften bekannt, die auf seine Kosten gedruckt und unentgeldlich vertheilt wurden. Trotz der halbofficiellen Eigenschaft war das „Reichsblatt“ nicht Eigenthum der Staatsregierung, sondern einer der größten Verlagshandlungen Deutschlands; diese wurde denn um Entfernung des neuen Haupt-Redakteurs angegangen. Der Chef jener Handlung, Freiherr und königlicher Kämmerer, stand mit dem Ministerium in der genauesten Verbindung, er hatte auch alle

Kräfte angestrengt, den Uebertritt des „Reichsblattes“ zur Opposition durch gütliche Vorstellungen zu verhindern; als dieß aber doch geschehen war, lehnte er wider alle Erwartung die Aufforderung zu dem Redaktions-Wechsel, trotz ihrer dringenden Wiederholungen, gleichwohl unerschütterlich ab *). Das Ministerium des Innern, welches wegen seines Verhältnisses zum „Reichsblatte“ die Censur desselben durch einen Rath aus seiner Mitte hatte versehen lassen, stellte es nunmehr unter die gewöhnliche Censur der Kreis-Regierung, und erklärte zugleich in der allgemeinen Zeitung, „daß die halb officielle Eigenschaft des „Reichsblattes“ aufgehört habe, und die Erlaubniß für die öffentlichen Behörden, dasselbe auf Regiekosten zu halten, zurückgenommen werde.“ Auch jetzt noch rang die bemerkte Zeitschrift nach Mäßigung, und kündigte sogar den Entschluß an, selbst unter den eingetretenen Umständen eine wirklich konstitutionelle Regierung unterstützen zu wollen.

„Das „Reichsblatt“, berichtete Walderode dem Publikum, „ist ist von gestern an unter die gewöhnliche Censur der Kreisregierung gestellt. Wir finden darin die Erklärung des Ministeriums des Innern, daß unser Journal in keiner Beziehung mehr für ein ministerielles Blatt oder halb offizielles Organ zu halten sei. Indem wir dieses dem

---

*) In der Anzeige über das Aufhören des „Reichsblattes“ erklärte er sich selbst in folgender Weise hierüber: „Weder die Verlagshandlung, noch deren Eigenthümer haben sich erlaubt, noch werden sich bis zum Schlusse desselben erlauben, auf dasselbige einzuwirken, denn wenn wir schon aus dem selbst auferlegten Grundsatz, Anderer Meinung zu ehren, jeder Einsprache uns enthalten hätten, so war dieß noch mehr durch unsere Verbindlichkeit, die gesetzlichen Normen der Censur zu beobachten, uns geboten, der wir alles anheim stellen mußten.“

verehrlichen Publikum anzeigen, bemerken wir zugleich, daß dadurch die Tendenz unseres Journals, wie solche am 10. März d. J. in der Nummer 69 angekündiget wurde, nicht im Mindesten verändert werde, daß wir insbesondere nicht gemeint sind, blos den Zwecken der Opposition zu dienen, sondern daß wir die konstitutionelle Regierung — aber auch nur diese, und kein inkonstitutionelles Ministerium — wo es nur immer die Grundsätze der Redaktion erlauben, mit warmer Anhänglichkeit unterstützen werden."

„Dagegen werden wir auch nie ermüden, gegen ein Ministerium zu kämpfen, welches den konstitutionellen Interessen nicht zusagt, oder gegen eine Kammer, die keine Kraft zeigt, so wie wir überhaupt mit allen Kräften nach Unpartheilichkeit ringen werden."

Das beharrliche Anklammern der Staatsverwaltung an die Censur und andere illiberale Maßregeln machten die Ausführung solcher Absicht leider unmöglich, und so näherte sich die Sprache des „Reichsblattes" endlich unbedingter Opposition. Daß das Ministerium feierlich von jener Tagesschrift sich los gesagt hatte, war nach dem Geiste der Zeit eher eine Empfehlung derselben, ihr Leserkreis vermehrte sich also, statt sich aufzulösen, und sie stand nun nicht nur offen in den Reihen der Opposition, sondern, wegen des entfernten Druckortes der fränkischen Volksblätter, selbst an der Spitze derselben. Allerdings wurden die leitenden Aufsätze in der Regel von der Censur gestrichen; sie wurden indessen eben so beharrlich als Flugschriften besonders gedruckt, und zur Entschädigung der Abonnenten dem Haupt-

blatt beigelegt. Da man auf nicht-periodische Schriften, wegen des zu klaren Wortlautes der Verfassung, die Censur doch nicht auszudehnen wagte, so hatte sich Walderode thatsächlich Preßfreiheit errungen.

Eilftes Hauptstück.

An einem schönen Maimorgen 1831 wandelten in einem der Nebensäle des Ständehauses zu München mehrere Abgeordnete umher, in eifriger Unterhaltung begriffen. Nach ihren ausdrucksvollen Geberden und ihrer ganzen Haltung schienen sie noch der Nachwirkung einer heftigen Aufwallung zu unterliegen, die große Ereignisse entweder in freudiger oder betrübender Weise hervorzubringen pflegen. Daß gegenwärtig der erstere Eindruck vorgefallen sei, ergab sich aus den fröhlichen, fast begeisterten Blicken unsrer Gesellschaft.

„Ein großartiges, herrliches Ergebniß, die gestrige Abstimmung!“ unterbrach ein Deputirter des Rezatkreises endlich die schweigende Pause.

„So glänzend,“ erwiederte ein rheinländischer Abgeordneter, „hätte ich es nicht zu hoffen gewagt! Mit 97 gegen 26 Stimmen ausge-

sprochen, daß durch die Censur-Verordnung die Staatsverfassung verletzt, und daher Seine Majestät um schleunige Aufhebung derselben zu bitten sei, und der Antrag, den Minister des Innern wegen der Gegenzeichnung jener Verordnung in den Anklagestand zu versetzen, nur mit 71 Stimmen gegen 50 beseitiget! In der That großartig: der konstitutionelle Sinn entwickelt sich mächtig in Deutschland, und die Freiheit macht sich allgemach als wirkliches Bedürfniß geltend!"

„Dieß haben wir einzig und allein der Presse zu danken," bemerkte ein Deputirter aus Schwaben. „Während das Volksblatt in Würzburg durch mehrjährige schöne Wirksamkeit das öffentliche Leben überhaupt geweckt hat, gab das „Reichsblatt" den Verhandlungen unsrer Kammer so zu sagen erst Schnellkraft und Nachdruck. Es ist kaum zu beschreiben, wie die leitenden Aufsätze dieses Blattes auf den Gang unsrer Berathungen, und das Wesen unsrer Beschlüsse einwirkten. Ohne den Eifer desselben wäre die gestrige Abstimmung schlechterdings nicht zu Stande gekommen. Ich war auch Mitglied früherer Stände-Versammlungen, wo es noch keine unabhängige Zeitschriften gab, und kann daher den Unterschied am besten an den Eindrücken auf mich selbst und den ganzen Gang der Verhandlungen erkennen. Es gab dort auch viele freisinnige und fähige Abgeordnete, allein es fehlte, in Ermanglung der Presse, das verbindende Mittelglied zwischen Kammer und Volk, die mächtige Kraft unabhängiger Organe, welche das Volk durch Erläuterungen der Kammer-Verhandlungen mit Theilnahme für dieselben sowie die öffentlichen Angelegenheiten überhaupt erfüllen,

und durch die Allgewalt der Volks-Meinung rückwirkend wieder die Macht der Volks-Vertreter erhöhen!"

„Welche ungeheure Wirkung," erklärte der erste Deputirte wieder, „brachte nur die Bekanntmachung der Abstimmungen im „Reichsblatt" mit dem Namen jedes einzelnen Votanten hervor. Man war früher im Volk über die Grundsätze und die politische Richtung vieler Abgeordneten durchaus nicht klar. Wenn jetzt dagegen in den Journalen zu lesen ist: in dieser oder jener Frage stimmten folgende Deputirte „für" und folgende „gegen", wird das Publikum sowohl auf die Personen, als auf die Sache aufmerksamer. „So! stimmt der auf die Art" hörte ich neulich bei meiner kurzen Reise nach Hause in mehrerern Städten und Flecken sprechen, „der bekommt meine Stimme auch nicht mehr!"

„Wie wahr dieß sei," fiel der rheinländische Abgeordnete lächelnd ein, „wurde erst kürzlich durch eine Begebenheit schlagend erwiesen. Der Bürgermeister von Landau stimmte bekanntlich früher nicht mit uns, sondern mit den unbedingten Anhängern der Regierung. Als nun die Art seiner Abstimmung durch das „Reichsblatt" in Landau bekannt wurde, ergoß sich in allen Gesellschaften eine solche Fluth von Scherzen und Neckereien, daß die Gemahlin des Bürgermeisters in Verzweiflung gerieth. »Wenn du nicht anders stimmest, so lasse ich mich scheiden!« schrieb sie endlich ihrem Manne, und seitdem gibt es gar keinen eifrigern Oppositions-Mann, als unsern Bürgermeister. Ich glaube gar, er ist auch mit unter den Fünfzigern!"

„Was, unter den Fünfzigern," schrie ein Abgeordneter aus Baiern mit komischem Eifer, „wenn der Minister des Innern gehenkt werden

sollte, würde der Landauer Bürgermeister sogleich ausrufen: „Gehenkt? Bah, viel zu wenig, gerädert muß er werden, und zwar von unten!“ Doch Scherz bei Seite, die Presse wird in der That erst die Seele der Stände-Verhandlungen. Wie die Regierung in den Kammern, so müssen diese wieder in der öffentlichen Meinung und deren vorzüglichsten Organen, den Zeitschriften, eine wachsame Kontrole haben!“

„Wenn die Geschichte,“ äusserte ein Deputirter aus Oberfranken, „für die Völker das wäre, was für den Einzelnen die Erfahrung ist, so würde der gegenwärtige Landtag, abgesehen von allem Uebrigen, schon dadurch ein großes Ergebniß geliefert haben, daß er die Bedeutung der freien Presse für die Volksvertretung in's Licht gesetzt hat. Es wurde unwiderleglich erwiesen, daß die Repräsentation, ohne den Einfluß der Journale, selbst durch die Oeffentlichkeit der Kammer-Verhandlungen noch nicht das volle Leben empfangen könne, sondern nur unter der Mitwirkung einer unabhängigen, sohin freien Presse, ihre ganze wohlthätige und mächtige Wirksamkeit zu entwickeln vermöge!“

„Einverstanden, einverstanden!“ rief die gesammte Gruppe, indem sie dem Eingang in den Sitzungssaal sich näherte.

Hier hatte der erste Präsident so eben auf seinem erhöhten Platz sich niedergelassen, und zur Eröffnung der Verhandlung einen der eingeschriebenen Redner auf die Rednerbühne berufen, als ihm ein Kammerbote sich näherte, und einige Worte leise zuflüsterte.

„Der Herr Staatsminister der Finanzen und des Aeussern,“ nahm der Präsident hierauf das Wort, „ist erschienen, um im Namen Sr. Majestät des Königs der Kammer eine Mittheilung zu machen. Ich

lade daher zwei der Herren Abgeordneten zu dem Empfange des Herrn Ministers ein!"

Nachdem zwei Deputirte sich erhoben und in den Vorsaal begeben hatten, trat, begleitet von ihnen, in Staats-Uniform ein schlanker hoher Mann in den Sitzungs-Saal, dessen Haltung, neben einer gewissen anziehenden Freundlichkeit, ungemein edlen Anstand ausdrückte. Als derselbe die Rednerbühne bestiegen hatte, nahm er aus dem Portefeuille eine königliche Verordnung hervor, und sprach:

„Seine Majestät haben mir befohlen, der verehrlichen Kammer folgende allerhöchste Verordnung mitzutheilen.

„„Wir haben uns bewogen gefühlt:

I. Die Censur-Verordnung vom 15. Septbr. 1830 ausser Wirkung zu setzen.

II. Dem Staatsminister des Innern, Herrn von Röderer, seinem Ansuchen gemäß, die Enlassung zu ertheilen.

III. An die Stelle desselben dem Staatsrath von Bielefeld die Verwesung des Ministeriums des Innern zu übertragen.

Der Staatsminister des Aeussern und der Finanzen ist mit der Vollziehung gegenwärtiger Verordnung beauftragt!""

„Es lebe der König!" ertönte es mit allgemeiner lange nachhaltender Begeisterung in allen Theilen des großen Sitzungs-Saales, und hastig eilten nach der Entfernung des Ministers die Deputirten den Ausgängen zu, weil die Sitzung unter so ausserordentlichen Umständen für heute geschlossen worden war.

Am Abend jenes Tages las man im „Reichsblatt":

„Es lebe der König!

„Die Censur-Verordnung vom 15. September ist ausser Wirkung gesetzt."

„Aus freiem Antriebe hat der edle Monarch seine treue Nation mit diesem Geschenke überrascht. Alle entgegengesetzten Bemühungen der Feinde des Lichtes und der Freiheit waren vergeblich. Die konstitutionelle Sache hat gesiegt: das Prinzip der Rückschritte ist überwunden."

„Es blühe Baiern unter der Aegide seiner Verfassung; es lebe der König in der Liebe seines Volkes!"

Zwölftes Hauptstück.

Amalie an Walderode.

„An den Grenzen der scheidenden und der kommenden Zeit steht prüfend das Auge des Forschers, die Winke des Schicksals zu deuten, seine dunklen Charaktere zu entziffern: doch die Seherkraft trügt, und nur das Herz vermag entweder hoffend oder fürchtend die Dinge der Zukunft zu ahnen. Als ich an jenem unvergeßlichen Tage zu Wildenau von dem Vorgefühl einer größern schönern Zeit wieder einmal so lebhaft durchdrungen war, täuschte mich die Tiefe meines Glaubens nicht; was ist seitdem geschehen, Walderode, wie herrlich flammt der Geist unsres Volkes empor?"

„Das „Reichsblatt" vom 25., 26. und 27. Juni (1831)," schrieb kürzlich der „Westbote", „enthält einen wichtigen Aufsatz, welchen man besonders drucken und unter alle Staatsbürger um wenige Kreuzer oder unentgeldlich vertheilen sollte."

„Dieß ist geschehen, und der Eindruck überall erschütternd: das Volk fühlt sich gehoben, erkennt seine Rechte, wie seine Pflichten, die Zeit will also werden, wie Sie schilderten, Walderode! Nicht bloß das Repräsentantenhaus in München, sondern auch unsre badische Volks-Kammer wirkt mit einer Freisinnigkeit, einer Kraft und einer Würde, die ich bewundere. Es scheint beinahe, die ministerielle Seite sei ganz verschwunden, die Volksvertretung ein einziger Kämpfer, welcher der Entwicklung der Freiheit endlich Bahn zu brechen entschlossen ist. Die Wechselwirkung beider Repräsentantenhäuser auf einander vermehrt ihre Kraft täglich: wie in München, so steht auch in Karlsruhe bei der überwiegenden Mehrheit der Deputirten der Entschluß unerschütterlich, dießmal um jeden Preis vollständige Preßfreiheit zu erringen.“

„Duttlinger erstattete heute den Bericht über die Preßfreiheit, welche von Welcker in einer Motion auf eine entschiedene Art verlangt wurde. Die Kommission, beauftragt mit der Prüfung dieses Antrages, bestand aus den fünf Deputirten: Duttlinger, Mittermayer, Rindeschwender, Mohr und Grimm. Einstimmig geht der Antrag auf „vollkommene Preßfreiheit, ohne alle Beschränkung, sie mag irgend einen Namen haben wie sie will, keinerlei periodische Schriften, (also auch nicht Zeitungen) sollen irgend einem Hindernisse unterliegen; Beschränkung auf das Inland wird nicht zugegeben; die bestehenden Bundesbeschlüsse, wenn sie jemals angewendet werden wollen, sind nicht anerkannt, die noch etwa zu ergehenden Bundesbeschlüsse, insofern sie die Preßfreiheit hemmen würden, erhalten keine

Rechtsgültigkeit; Badens Regierung kann, nachdem die Bundesakte im 18. Art. Preßfreiheit wohl verhieß, allein nicht erfüllte, — trotz dem Versprechen, daß in den ersten Sitzungen darüber berathen werden sollte, — für sich Preßfreiheit einführen" rc. Die baierische Preßgesetzfrage wurde auf die Art erwähnt, wie anderwärts auch. — Am Schlusse des Berichtes sprach Duttlinger die Ueberzeugung aus, es werde wohl kein Mitglied der Kammer geben, welches sich der Einführung vollkommner Preßfreiheit widersetzen würde. — So viel man weiß, haben sich die Kammermitglieder auch in diesem Sinne bereits vertraulich erklärt. — Die Grundlinien des vorgeschlagenen Preßgesetzes — worin das Geschwornengericht eine conditio sine qua non bildet — will ich übergehen, indem ich mir dieß bis auf den (sogleich beschlossenen) Druck des Kommissions-Berichtes verspare. — Das Publikum nahm den größten Antheil an diesem Berichte. Es scheint, als lebten wir an dem Vorabende, wo, wie Duttlinger sagte, „die Presse von ihren schmachvollen Fesseln befreit sein wird." Man zweifelt hier kaum mehr an einem großartigen Ergebniß des Landtags. Welche Gefühle werden uns durchglühen, Walderode, wenn es im Vaterlande heißt: „**das Wort ist frei!**"

„Ist dasselbe nicht der einzige Weg zur Ausbildung des Selbstgefühles des Volkes, und letzteres nicht dringendes, unabweisliches Bedürfniß der Deutschen? Unsere öffentlichen Zustände sind gedrückt, ärmlich, leblos, fast unwürdig: das Gefühl, das Bewußtsein des Nationalwerthes und der Nationalzwecke ist noch zu dürftig: das öffentliche Leben, die

edlere, höhere Freiheit fehlen, und gehemmt ist dadurch der Thatendrang, das kühne Aufstreben zu großartigen und reinen Entwürfen. Wir müssen anders, wir müssen besser werden, und wir werden es durch den Kultus der Freiheit und der Nationalwürde. Zu diesen großen, erhabenen Ideen wollen wir uns wenden: sie werden uns verjüngen, stärken, veredeln: sie werden unseren sittlichen Werth erhöhen, unsere geistigen Erfolge vermehren, im Innern uns heiter, glücklich, nach Aussen stark, mächtig, geachtet machen. Oefters warfen uns die Fremden die Beleidigung in's Antlitz, daß wir ohne sie nicht zur besseren Zukunft gelangen können, sondern daß wir um der Freiheit willen uns an sie verkaufen müssen: darum wollen wir unser Nationalgefühl pflegen und es kräftig und stark werden lassen, damit wir dem fremden Uebermuth nicht nur gebührend begegnen, sondern ihn auch beschämen können durch die würdige Ausbildung unserer öffentlichen Zustände, durch die Leistungen in Kunst und Wissenschaft, durch hohe Sittlichkeit und edlen, reinen, hochstrebenden Freiheitssinn, kurz durch alle schönen Vorzüge eines zum Selbstbewußtsein und zur Freiheit erwachten Volkes. Man kann es nicht oft genug sagen: es ist eine neue, ganz neue Zeit eingetreten, es entsteht ein Wettstreit der verjüngten, lebensfrischen Völker; dieser Wettstreit gilt den besseren, sittlich-erhabneren Eigenschaften des Menschengeschlechts. Kein Volk darf bei ihm müßig, thatenlos sein, keines darf zurückbleiben, ohne seine ganze Zukunft auf das Spiel zu setzen. Die Triebfeder dieses lebendigen, nach Thaten drängenden Wetteifers, der Athem, welcher ihm den kühnen Aufschwung ertheilt, ist das Gefühl der Nationalwürde, das eifrige Verlangen ihrer weitern

und schönern Ausbildung. Aufstreben zum klaren, lebendigen Bewußtsein derselben ist daher Bedürfniß sämmtlicher Völker, ist vor allem Bedürfniß der Deutschen. Wollen wir es darum sorgsam pflegen und gewissenhaft entwickeln, jenes schöne Gefühl der Nationalehre, wollen wir seiner uns würdig machen, durch edle, unabhängige Gesinnung, durch erhebende Freiheitsliebe, durch jenen männlichen, rühmlichen Stolz, welcher eben so weit von kriechender Demuth, als von eitlem, schwachsinnigem Hochmuth entfernt ist, mit einem Worte durch alle jene Gedanken, Grundsätze und Handlungen, wie sie dem unabhängigen, freien, edlen Geiste geziemen. So wird alsdann jene schöne, ergreifende Idee zur sittlichen Verbesserung des Menschen, zur größern Ausbreitung der Rechtschaffenheit, zur Milde, Güte, Mäßigkeit führen: sie wird den innern wie den äussern Menschen frei machen, d. h. sie wird durch Vernunft und Weisheit gegen die nothwendigen Uebel des Lebens Duldung erzeugen, also von unbilligen, ausschweifenden Ansprüchen abziehen, und das öffentliche Glück auf billige Zufriedenheit gründen." —

Dreizehntes Hauptstück.

Die begeisterte Frau hatte scharf und wahr beobachtet; denn das südwestliche Deutschland war in der That von großen Ideen ergriffen, und schien zur Durchführung derselben nicht bloß schöne Worte, sondern auch ernste Thaten, auf dem Wege gesetzlicher Ordnung, in Bereitschaft zu halten. In geistiger Beziehung war es vornehmlich die endliche Gewährung vollständiger Preßfreiheit, und in materieller die Verminderung der öffentlichen Lasten, was die liberale Richtung der süddeutschen Volksvertretung auf den Landtagen des Jahres 1831 Anfangs zum Gegenstand ihres Strebens und ihrer Wirksamkeit erhoben hatte. Allein bald stellte die lebhafte Erörterung der Zeitschriften und der Rednerbühnen mit ihren gewaltigen Einflüssen auf die Volksstimmung das Ziel der Patrioten höher, und der Gemeinsinn, einmal angeregt bald sich läuternd und veredelnd, rückte die Sonder-Interessen

der einzelnen Landschaften allgemach in den Hintergrund, und richtete sein Augenmerk auf die höhern Angelegenheiten einer einheitlichen Nation und eines großen Gesammt-Vaterlandes der Deutschen. Die entschiedene Schattirung der Opposition, namentlich der wissenschaftlich-gebildete Theil derselben, bezeichnete darum mit Nachdruck die annähernde Rückkehr zur Reichseinheit als das oberste Bedürfniß unsres Volkes, als die würdigste Aufgabe einer ungewöhnlichen Zeit. Von Besonnenheit geleitet, und möglichst im praktischen Sinne vorschreitend, suchte jene Opposition zunächst nur auf inniges Zusammenwirken der konstitutionellen Landschaften Deutschlands hinzuwirken. Eine Verständigung der verschiedenen Kammern über dasjenige, was möglicherweise zunächst zu erreichen sei, eine Vereinigung alsdann zu gemeinsamen Anträgen der Art, eine planmäßige Leitung der freisinnigen Zeitschriften endlich in demselben Sinne, schienen schon ein gewisses geistiges Band für einen bedeutenden Theil unsres Volkes vermitteln zu können. Wenn hiernächst die sämmtlichen Regierungen des konstitutionellen Deutschlands bewogen werden konnten, einer solchen Richtung der öffentlichen Meinung zu folgen, und ausser der Gründung eines Handels-Vereines auch Gleichartigkeit der wichtigsten Regierungs-Maßregeln einzuleiten, so mußte die Sache der Reichseinheit einen entscheidenden Fortschritt gewonnen haben. Von der öffentlichen Meinung unsrer konstitutionellen Provinzen war die Unterstützung eines solchen Planes im Jahre 1831 mit Gewißheit zu erwarten, da die freisinnige Richtung nicht nur in Baiern, Würtemberg und Baden, sondern auch in Sachsen, Hannover, Braunschweig, Nassau und den beiden Hessen

die Volksmassen augenscheinlich durchdrungen hatte. Unter solchen Umständen war die Frage, welche Politik die bairische Regierung in der gegenwärtigen Zeit endlich bleibend ergreifen werde, von ganz besonderer Wichtigkeit; denn die Stellung jener deutschen Landschaft war so eigenthümlich, daß sie unter Umständen einen überwiegenden Einfluß in den Angelegenheiten Deutschlands erlangen konnte. In Baden war allerdings die freisinnige Ueberzeugung gleichmäßiger verbreitet und allgemeiner: die Kammer der Abgeordneten reich an Einsicht, Freigefühl und Vaterlandsliebe: auch die Regierung des Landes nicht ohne guten Willen, gegen die Volksfreiheit nicht geradezu feindselig, sondern nur insoferne hemmend, als die Rücksichten auf den Bund es forderten; allein Baiern nahm wegen ungleich größerer Staatsmacht unter den konstitutionellen Landschaften des deutschen Gesammtreichs die erste Stelle ein. Die politische Bildung war dort freilich ungleichartiger, dafür die liberale Gesinnung, wo sie bestand, um so entschiedener. Wenn sich daher die Regierung aufrichtig für diese erklärt hätte, so würde die freisinnige Richtung aller konstitutionellen Provinzen Deutschlands um die bairische Regierung sich geschaart, und überhaupt durch die Unterstützung der öffentlichen Meinung des Gesammtreiches der besagten Staatsverwaltung eine moralische Kraft verliehen haben, welche jener einer Großmacht gleich oder noch überlegen sein konnte. Es war geschichtlich erwiesen worden, welche unermeßlichen Folgen die Vereinigung der drei Stände einer benachbarten Volksvertretung nach sich gezogen hatte. Was konnte in dem gemäßigtern, die friedliche Entwicklung liebenden Deutschland entstehen, wenn die Mitglieder sämmt-

licher deutschen Kammern zunächst nicht amtlich, sondern nur zur freundschaftlichen Besprechung und Annäherung, mit Zustimmung einer liberalen bairischen Regierung, in München sich versammelt hätten?

Einer der bestimmtesten Charakterzüge jener Zeit war die eingewurzelte und allgemein verbreitete Hoffnung der Patrioten, daß sich irgend eine deutsche Staatsverwaltung an die Spitze der freisinnigen Meinung stellen werde. Eben so einstimmig hatte man Anfangs die bairische Regierung dazu bezeichnet. Auch Walderode hegte solche Wünsche, und es war dieß einer der Hauptgründe, warum er die Leitung des „Reichsblattes" übernommen hatte. Seitdem gehörte er zwar wieder der Opposition an; indessen der Sieg derselben über das Ministerium Röderer wurde von Umständen begleitet, welche für wirkliche Aenderung des Regierungs-Systemes in Baiern einige Hoffnung erweckten. Ermuthiget durch die Entschlossenheit der ständischen Opposition, trat nämlich die liberalere Schattirung der Minister mit Nachdruck auf, und zeigte, daß nach dem Geiste des Volkes und der Zeit nur aufrichtiges Anschliessen an die konstitutionellen Prinzipien und gemäßigtes Fortschreiten nach der freisinnigen Richtung, einer Staatsverwaltung Kraft und Dauer zu leihen vermöge. Als solche Vorstellungen endlich Eingang fanden, und durch die plötzliche Entlassung eines unpopulären Ministers, so wie die Aufhebung der Censur, selbst praktisch schon mächtig gewirkt hatten, faßte auch Walderode wieder einiges Vertrauen zu der Staatsregierung. Bereitwillig kam er daher den Wünschen mehrerer einflußreichen Personen entgegen, welche Ermuthigung der neuen Re-

gierungs=Tendenz durch wohlwollende Beifallsbezeugung der unabhängigen Presse anriethen. Und so wurde der Ministerwechsel und die Wiederherstellung der Preßfreiheit im Innern durch das „Reichsblatt" in der Art angezeigt, wie oben erzählt worden ist. Gleiche Politik befolgte nicht nur ein Theil der ständischen Opposition, sondern auch die gesammte liberale Richtung des Adels und der höhern Gesellschafts-Kreise überhaupt. Man wollte nach Oben eine wirkliche Verbündung mit der öffentlichen Meinung des freisinnigen Deutschlands einzuleiten und den Muth zu erwecken suchen, an die Spitze derselben sich zu stellen. Selbst ernste Staatsmänner hielten eine solche Politik nicht für Träumerei, sondern für einen Rathschlag nüchterner Ueberlegung und gereifter Erfahrung. Es fanden in diesem Sinne sehr tiefe und gediegene Erörterungen statt, und es entstanden offizielle Denkschriften, welche bei einstiger Publikation ein merkwürdiges Licht auf jene bedeutende Zeit werfen, und geschichtlich bleibend die größte Wichtigkeit behaupten werden.

Walderode, in steter naher Verbindung mit den einflußreichsten Personen aus den höhern Gesellschafts=Kreisen, war von allen diesen Vorgängen bis in die Einzelnheiten auf das Genaueste unterrichtet, ja selbst eines der verbindenden Mittelglieder, auf welche bei Entwerfung des großartigen Staatsplanes gerechnet worden war. Als in angestrengter Verfolgung desselben die Hoffnungen für die Ausführung einige Zeit lang täglich sich mehrten, glühte seine Seele vor geheimer Freude, und oft blizte sein Auge feurig auf, wenn er in den einsamsten Partieen des englischen Gartens sich erging. Leider sollten auch diese

schönen Hoffnungen wieder zerstäuben! Der leitende Gedanke der Staatsregierung fand an dem ihm zugedachten, erhabenen Beruf zwar ungemeines Vergnügen; allein es fehlte die Entschlossenheit. Obschon nur von friedlicher Vermittlung der höhern Zukunft Deutschlands die Rede war, schien die großartige Unternehmung gleichwohl Gefahren darzubieten, welche die Ängstlichkeit erschreckten, und so erfolgte denn immer scheues Ausbiegen, so oft zum muthigen Ueberschreiten des Scheidewegs angespornt wurde. Mit den Reformen im Innern des Landes ging es nicht viel besser: man sprach wohl von der Bereitwilligkeit dazu; doch die Ansichten über die nothwendige Ausdehnung derselben blieben selbst hinter den Forderungen der gemäßigten Liberalen ungemein zurück, und man wollte sich zu nichts anderem, als den unzureichenden und wenig sagenden Zugeständnissen der Thronrede verstehen. Walderode litt unendlich, als er diese neue bittere Erfahrung machen mußte: er kehrte verschlossen in sich zurück, besuchte die höhern Kreise seltener, und faßte den festen Entschluß, ohne wirkliche Garantien seine Stellung in der Opposition nicht mehr zu ändern.

Am letzten Juni 1831 hatte das „Reichsblatt" aufgehört, weil es der Verleger in der Opposition nicht fortführen, und daher nur den Ablauf des halbjährlichen Abonnements erwarten wollte. Unmittelbar auf dasselbe folgte jedoch eine neue Zeitschrift, die „Rednerhalle", die von Walderode in Verbindung mit einem Gesellschafter gegründet worden war. Man sandte dieselbe den Lesern des „Reichsblattes" als dessen Stellvertreter zu, und da nur wenige die Annahme ablehnten und für die Aufkündigungen dreifache neue Bestellungen einliefen, so hatte das

neue Organ der Presse sogleich einen größern Wirkungskreis. Es gehörte seiner Haltung und Grundsätzen nach freilich abermals der Opposition an; allein für das Erste hielt Walderode das Blatt mehr neutral, um seine Ueberzeugung durch fortgesetzte Beobachtungen reifen zu lassen; hingegen in den Briefen an Amalie zeigte er offen den tiefen Schmerz getäuschter Hoffnungen, und die trüben Ahnungen zukünftiger Leiden.

Walderode an Amalie.

„Ernst und ergreifend geht eine Warnung durch die ganze Geschichte, die Abmahnung von Uebermuth im Glück, von Ueberspannung in dem Gebrauche der Staatsgewalt. Ein frevelhafter König spielte in Rom mit den Pflichten der Menschlichkeit und übernahm sich in hochfahrendem Stolze ..... und das Schicksal warf ihn kalt und streng von seiner Höhe herab in die Ohnmacht: in seiner Herrlichkeit, deren Grenzen er so wenig anerkennen wollte, als sein Vater Jakob der Erste, trat der erste englische Karl in sein Parlament und beleidigte die Rechte und Würde der Volksvertreter, aber das Schicksal antwortete ihm mit dem Gerüste, das vor seinem Fenster in Whitehall aufgerichtet wurde: sein Sohn, Jakob der Zweite, mochte an seinem Beispiel nichts lernen, er rüttelte mit einer Vermessenheit an der Geduld und Langmuth des Volkes, daß ihn die Nemesis endlich in die Verbannung schleuderte; 60 Jahre und darüber hofften und strebten die Ueberbleibsel der Stuarts, den verlornen Thron wieder zu erlangen, doch das Schicksal war unerbittlich, bis in entfernte Glieder rächte sich der frevelnde Mißbrauch der Staatsgewalt und der finstere An-

schlag auf die Bildung, die Aufklärung und die Rechte des Volkes. Napoleon verletzte mit einer frevelnden Anmaßung, mit einem Uebermuthe, der heute noch jede Muskel krampfhaft spannen möchte, das deutsche Gebiet und überlieferte ein Opfer seiner Staatsentwürfe *) jenen willenlosen Werkzeugen, die er Kriegsgerichte nannte; Napoleon erkannte weder in seinen Plänen, noch in seiner Machtvollkommenheit eine Grenze und ein Maaß an, er verspottete die Verwahrungen des Schwachen gegen den Mißbrauch der Gewalt, allein niedergeworfen und ohnmächtig protestirte auch er auf offenem Meere vor Angesicht Gottes und der Menschen wider die ihm angethane Gewalt, indessen zu spät; wie er gehandelt hatte, mußte ihm wieder geschehen. Zweiundzwanzig Jahre irrten endlich die französischen Bourbons in der Verbannung umher, sie hatten Zeit und Veranlassung genug, über die Folgen des Regierungssystems Ludwigs des Fünfzehnten nachzudenken und ihre Vorsätze mit den Lehren der Geschichte sowie ihrer eigenen Erfahrung in Einklang zu setzen; doch im Glanze der Macht war abermals das Unglück mit allen seinen Fingerzeigen bald vergessen, der alte Uebermuth, das alte Freveln mit der Macht kehrte zurück, bis dann Lafayette die denkwürdigen Worte sprach: „es ist zu spät,“ und es war zu spät: die Macht der legitimen bourbonischen Linie ist für immer gebrochen, an ihren Ueberbleibseln wird sich, trotz allen Hoffnungen, Entwürfen und Unternehmungen, das Schicksal der letzten Stuarts wiederholen.“

*) Enghien.

„So lehrt, so mahnt die Geschichte, allein meist vergebens. — — Auch in unsern Tagen erhebt sich ihre Stimme wieder. Ein Element, welches in der Weltgeschichte immer die größte Bedeutung hatte und die großartigsten Wirkungen hervorbrachte, ein Element, auf dessen wohlberechneter Entwicklung die bleibende Zukunft der Bildung beruht, das volksthümliche, macht sich abermals geltend. Es ist bekannt, welche Erschütterungen das gewaltsame Bekämpfen dieser mächtigen Kraft im Alterthume zur Folge hatte, man weiß, daß alle Versuche, sie zu lähmen, fruchtlos waren, daß die civilisirtesten Völker das demokratische Prinzip endlich als Staatsgrundsatz anerkannten und in seiner Entwicklung die Blüthe ihrer Kunst, ihrer Bildung und ihrer Macht fanden. Mit noch größerer Kraft kündigt sich derselbe Grundsatz in den neuen Staaten an: die Erschütterungen, welche durch den Widerstand gegen ihn entstanden, waren noch heftiger, als in der alten Geschichte; sie deuten auf die innere Macht des Prinzips und müssen den Staatsmann zum ernsten Nachdenken auffordern. Es gibt in der Bildungsgeschichte der Staaten Kräfte, welche noch mächtiger sind, als der Wille, als das gesammte, allerdings schwere Gewicht der Staatsgewalt, es sind dieß die organisirenden Triebkräfte der Natur und sie richten sich nach jenen ewigen und unwandelbaren Regeln, welche ununschränkt und unerreichbar den Gang der Bildung leiten und die Völker unter die Herrschaft der Gesetze der Sittlichkeit und Gerechtigkeit emporzuheben bestimmt sind. Sittlich und gerecht sollen die öffentlichen Zustände werden, sie sind aber weder das eine, noch das andere, wenn die bei würdigen Nationalzuständen Ehrfurcht gebietende

Stimme der Völker dumpfes Schweigen beobachten und die Angelegenheiten des Allgemeinen nicht nach den Geboten des gemeinsamen Wohles ordnen soll, wenn mit einem Worte dem geistigen Wesen des Menschen die Mündigkeit, die Würde, die Rechtsgleichheit und die ganze Stellung als Mitglied einer freien, edlen Gesellschaft versagt wird. Die Menschheit stand lange in den Kinderschuhen, allein sie schickt sich allmälig an, diese abzulegen: die männliche Reife kündigt sich an, die Völker sollen rechtsbegabte, unabhängige Wesen, die Staatsgesellschaft nach dem Bedürfniß und dem Ausdruck der öffentlichen Meinung geleitet werden: die Natur hat ebenfalls ihren eigenen Willen, sie vertheilt die Gaben der geistigen und sittlichen Fähigkeiten auch unter die Männer des Volkes, und fortan, steht in dem Buche des Schicksals geschrieben, sollen auf dieser Erde Einsicht, Kenntnisse, Gemeinsinn, kurz geistige und sittliche Auszeichnung, in welcher Hütte sie sich finden mögen, auf die gemeinsamen Angelegenheiten der Gesellschaft gebührenden Einfluß ausüben. Dieß ist der Sinn, die Forderung des Volksthums und vergeblich würde man sich der Erfüllung derselben widersetzen. Die bildenden Kräfte der Schöpfung, der fortstrebende Gang des Weltorganismus, haben den innern Menschen bereits emancipirt, die äußern Ereignisse, welche den Drang nach Freiheit der Völker und veredelnde Umgestaltung der Staatsverhältnisse beurkunden, sind nur äußere Wirkungen innerlich thätiger Ursachen, der Arm der Staatsgewalt ist daher zu kurz, zu schwach, die innerlich aus organisirenden Kräften der Weltordnung mächtig hervorbrechende Richtung des Zeitalters zu beherrschen, jeder Versuch, gewaltsam ihr zu wider-

stehen, eben so frevelhaft, als eitel. Freiheit der Völker, Würde der Nationalzustände heißt die Aufschrift des Jahrhunderts und sie wird sich zu bewähren und zu rechtfertigen wissen. Die Geschichte lehrt, mit welcher Macht das Bedürfniß einer veredelnden Umwandlung der Völker-Verhältnisse in neuerer Zeit sich offenbart hat, es ist ganz unverkennbar, daß der tiefe Drang nach jener Umwandlung, wie er in so vielen Erscheinungen sich äußerte, aus der organischen Entwicklung selbst unwillkürlich hervorbrach, also nicht ein Erzeugniß der Erkünstelung, sondern der Nothwendigkeit war."

„Jetzt ist darum die Zeit gekommen, wo Weisheit der Staatskunst sich zeigen könnte, jetzt die Stunde, wo Selbstbeherrschung und Mäßigkeit im Gebrauche der Staatsgewalt ganz besonders Pflicht und Nothwendigkeit ist. Wir stehen an einem Wendepunkte der Bildung, in einer Periode, wo zwei wesentlich verschiedene Zustände sich ausscheiden und an die Stelle abgelebter und abgenützter Formen, neue lebensfrische Verhältnisse auftreten; wirkliche Staatsweisheit sieht in solchen kritischen Epochen ein, daß die heftig drängenden und gährenden Kräfte, welche die neuen Verhältnisse herbeizuführen berufen sind, nur geleitet, nicht ganz zurückgedrängt und überwältigt werden können: sie betritt daher und eröffnet selbst die Bahn der Reformen, denn dieß ist unter solchen Umständen das einzige Mittel, das heftige Bedürfniß und Verlangen der Zeitrichtung nach erneuernden Zuständen in angemessene Schranken einzuschließen. Wo hingegen solchen brausenden, von Feuer und jugendlicher Kraft überströmenden Elementen eine maaßlose Reaktion entgegengesetzt wird, da werden die Dinge auf eine verhäng-

nißvolle Spitze getrieben und laufen immer auf das Verderben der Reaktion hinaus. Abermals erhebt die Geschichte ihre warnende Stimme, abermals führt sie die Beispiele der strengen Macht der Nemesis vor unsere Augen. Wer wird es sein, der am Ende reuevoll trauert? Das jugendliche, die Verhältnisse neu belebende Bildungsprinzip oder die reaktionäre Neigung? Das erste nicht, es müßte denn sein, daß die Gesetze der Weltordnung sich ändern."

„Werden die Vorstellungen wohlwollender Weisheit, werden die ernsten Warnungen der Geschichte von unserer Regierung beachtet werden, Amalie? Wird diese die Stellung begreifen, welche ihr die Weltordnung zugedachte?"

„Traurig, daß die Erfahrung zu der Ueberzeugung des Gegentheils mich verurtheilt! Ein finsterer Geist umschleicht das politische Gebäude Deutschlands: die Zeit rückt und die Mächtigen wollen stehen, der Geist vernimmt den Flügelschlag des Weltgenius und fühlt seine Kraft und versucht seine Schwingen, er will sich erheben zu neuer, höherer Schöpfung und die Zustände der Völker durch Freiheit und nationale Würde veredeln, durch Kunst verschönern; allein gewaltsam ihn zurückdrängend, ringt selbstsüchtige Leidenschaft mit ihm, um dem Gemeinsinn und der Bürgertugend nicht Rechte des Vorzugs opfern zu müssen. Innere Krämpfe der civilisirten Lander sind die vorherrschende Eigenschaft unserer abmattenden Uebergangsperiode, überall hat sich die Richtung, welche die geistige Entwicklung des neuen Zeitalters nehmen soll, bereits zwar angekündigt, der Gedanke zieht still weite Kreise und befruchtet mit tausend und abermal tausend Saamenkörnern die jugendliche Zu-

kunft, doch überall strengt das abgelebte System noch die letzten Kräfte an zu einem heftigen und erbitterten Widerstande."

„Wird derselbe siegreich sein? Niemals für die Dauer, wohl aber für eine letzte Fristung nach den üblichen Zeiträumen der Weltgeschichte! Die Volks-Stimmung ist freilich, wie Sie schilderten, Amalie! auch der organische Drang vorhanden, von dem ich sprach; indessen nur als Vorboten der wirklichen unaufhaltsamen Verjüngungszeit, leicht aufbrausend unter den Wahrzeichen der bevorstehenden Völker-Umwandlung; doch noch zu zart, um den Ernst der Prüfung zu ertragen. Schwelgend in dem schönen Abendroth des kommenden Tages, trauen sich die Massen in Franken und am Rheine jetzt schon die Macht zum Siege zu, während man mir jüngst eine Schutzwache liberaler Münchner Bürger anbot, weil, bei der Erbitterung des Volkes gegen mich, meine persönliche Sicherheit gefährdet sei. Soll ich von der Gleichgültigkeit in Preußen, soll ich von dem Schwanken der hiesigen Volkskammer sprechen?"

„Sind das Widersprüche mit den Wahrzeichen der gährenden Zeit, auf die ich hindeutete? Röthet die emporsteigende Sonne nicht die Häupter der Berge zuerst? Ja die Gluth derselben wirkt auch auf die Massen schon theilweise zurück; gleichwohl glaube ich noch nicht an Festigkeit des Volkes im Sturme und Donner. Wahrhaft weisen Regierungen sollten freilich schon die Vorboten bevorstehender Volks-Umwandlungen genügen, um dem organischen Drang förderlich, statt hinderlich zu sein. Sie sollten eben darum die Bahn der Reformen betreten, weil die kurze Uebergangszeit ihnen Frist gestattet, durch wohl-

wollende Zugeständnisse ihre Nation friedlicher Entwicklung, statt gewaltsamer Umwälzung, entgegen zu führen. Aber eben das, was die Weisheit zur milden Nachgiebigkeit bestimmen sollte, die Möglichkeit eines vorübergehenden letzten Sieges über die Volks-Meinung, verleitet unsre Machthaber zur blinden Strenge, um durch Widerstand gegen den Geist der Zeit ihre Nachkommenschaften zu Grund zu richten. So finden wir denn, Amalie, weder oben noch in den Massen eine Hoffnung für Verwirklichung unsrer gerechten Wünsche ..... in der Gegenwart! Wollen wir darum verzagen?"

„Nein! wir wollen unserm Berufe getreu, als Herolde der spätern Freiheit und Nationalwürde, kämpfend untergehen! Mißdeuten Sie die Stille der „Rednerhalle" nicht, Amalie; ich verfolge schweigend die Entwicklung; aber ich rüste mich mit Vorsicht gegen die Betheuerungen wie die Anträge der Regierung, und sehe in der Ferne sogar schon die Schranken eines noch verhängnißvollern Kampfplatzes!"

Vierzehntes Hauptstück.

In dem geschmackvollen Vorsaale eines neugebauten Hauses zu München öffnete Anfangs Juli 1831 ein wohlgekleideter Mann die Flügelthüre des innern Zimmers, und meldete achtungsvoll:

„Herr Dr. Walderode!“

„Es wird mir eine Ehre sein!“ antwortete eine wohltönende Stimme, und sofort trat der Gemeldete in das Kabinet eines hohen Staatsbeamten.

„Eure Excellenz haben befohlen!“

„Ich habe mir die Freiheit genommen, um Ihren gütigen Besuch höflichst zu bitten; es würde mir Ueberwindung gekostet haben, Ihre edle Zeit zu beeinträchtigen, wenn es nicht Staatsgeschäfte wären, in denen ich mit Ihnen zu sprechen wünschte!“

„Ihre Wünsche, Excellenz, sind mir stets Befehle!“

„Sie sind sehr freundlich, lieber Walderode; doch gehen wir zur Sache! Es ist Ihnen bekannt, daß seit der Zurücknahme der Censur-Verordnung und andern mit ihr in Verbindung stehenden Begebenheiten das bittere unangenehme Verhältniß zwischen der Staatsregierung und der Kammer der Abgeordneten wesentlich sich gemildert und auch die Heftigkeit der Angriffe der Presse bedeutend sich ermäßiget hat. Nicht bloß das einflußreiche Oppositions-Blatt in Franken erklärt sein Vertrauen zu dem Ministerverweser, im Departement des Innern, sondern die angesehenste Fraktion der Kammer-Opposition, Herrn von Seuffert und Herrn Culmann an der Spitze, hat sich der Staatsverwaltung in einer sehr wichtigen Frage genähert. Erfreut über solche glückliche Wendung der Dinge, wünscht man nun das gute Vernehmen der öffentlichen Gewalten noch mehr zu befördern, und es zur wirklichen Eintracht zu erheben. Die neue Verwaltung hat deßhalb nach reiflichen Berathungen den Entschluß gefaßt, aufrichtig im Sinne des konstitutionellen Prinzips zu handeln, und ihre Stärke aus dem Beifall wie der Mitwirkung der öffentlichen Meinung zu schöpfen. Man wird kein Opfer scheuen, welches die Rücksichten auf die Stellung der Staatsregierung und ihre höhern Pflichten, namentlich in dem Verhältnisse zu dem Bund, nur immer darzubringen erlauben, alle Zugeständnisse, die nach jenen Rücksichten möglich sind, werden gemacht, alle Wünsche der öffentlichen Stimme, wo sie nur von dem Geist der Billigkeit und der Mäßigung eingegeben sind, nach Kräften erfüllt oder wenigstens berücksichtiget werden, um jenes einträchtige Zusammenwirken der Staatsregierung und der Stände-Versammlung her-

zuführen, welches von allen wohlwollenden Männern so sehnlich erwünscht wird! Mit einem Wort die Verwaltung sucht mit der Repräsentation und der öffentlichen Meinung Hand in Hand zu gehen, damit auf dem gegenwärtigen wichtigen Landtage zum gemeinsamen Wohle des Regentenhauses, wie des Volkes schöpferische und nachhaltende Ergebnisse erzielt werden möchten. Um die Kraft zur Erreichung eines so schönen Zieles aus dem Prinzip unserer Verfassung selbst zu schöpfen, wünscht die Staatsregierung die Erörterung noch mehr zu beleben, und durch Gründung eines erleuchteten und würdigen Organes, im Bereiche der Journalistik, auch an den Diskussionen der Presse Antheil zu nehmen. Nicht nur Direktor Rudhart, sondern auch mehrere andere, als Schriftsteller berühmte Staatsmänner haben zu dem Ende ihre Mitwirkung in politischer Beziehung bereits zugesagt, verschiedene Mitglieder der Akademie und der Universität würden gelehrte Beiträge im wissenschaftlichen Fache, namentlich dem geschichtlichen liefern, einige beliebte Namen in der schönen Literatur hofft man mit dem literärischen und kritischen Theil der zu gründenden Zeitschrift in Verbindung zu bringen, und um dem Journal in Beziehung auf die Nachrichten in gegenwärtiger bewegter Zeit durch frühere Mittheilung der wichtigsten Vorfälle einen besondern Reiz zu ertheilen, werden unsre Gesandtschaften an auswärtigen Höfen Notizen einsenden und auch sonst gewählte Korrespondenz-Artikel mittheilen. Geistige Kräfte wären also hinreichend vorhanden, und es käme nur darauf an, zur Leitung derselben den rechten Mann zu finden. Bei der Berathung hierüber wurde Ihr Name, Herr Doktor, einstimmig genannt. Da die neue Zeitschrift in der ge-

nauesten Beziehung zu der Regierung stehen soll, so wurde zugleich der Wunsch geäussert, daß Sie, bei Uebernahme der Haupt-Redaktion, unmittelbar in die Staatsverwaltung eintreten möchten, sei es nun als Legations- oder als Ministerialrath. Dürfte man sich also schmeicheln?"

„Excellenz," erwiederte Walderode, „ich hege gegen Sie eine viel zu aufrichtige Hochachtung, als daß mir Ihre wohlwollenden Gesinnungen und Absichten nicht die lebhafteste Freude erregen sollten; allein der plötzliche Uebertritt von der Unterstützung des Ministeriums zur Bekämpfung desselben hat so viel Unangenehmes, daß ich nicht zum zweiten Mal in eine solche Lage kommen möchte."

„Befürchten Sie auch mit einer freisinnigern Verwaltung, welche zu Reformen entschlossen ist, ernstliche Zerwürfnisse? Die Censur ist aufgehoben, ein liberales Preßgesetz wird in den nächsten Tagen vorgelegt, eine Gerichtsordnung mit dem Grundsatz der Oeffentlichkeit bald folgen, verschiedene drückende Steuern werden erlöschen und auch der Antheil der Landrichter an den Sporteln wird nach dem Wunsche des Volkes aufhören. Kann Ihnen alles dieß noch nicht genügen?"

„Offenheit ist vornehmlich bei gegenwärtiger Veranlassung meine Pflicht, Excellenz, und so gestehe ich, daß die genaue Kenntniß der Volkszustände mir nicht erlaubt, die aufgezählten Verbesserungen für hinreichend zu halten. Die Noth ist theilweise groß, und wirkt nachtheilig auf die Sittlichkeit: es sollte etwas Durchgreifendes geschehen, um dem Nationalwohlstand bessere Grundlagen zu verschaffen, und

das Volk überhaupt für die reiferen Verhältnisse heranzubilden, welche die fortschreitende Kultur in Aussicht stellt!"

„Von welchen Einrichtungen versprechen Sie sich annähernde Erreichung eines solchen Zweckes?"

„Zunächst von zweien, Verbesserung der Erziehung und Erleichterung der Ansäßigmachung. Ich ziehe in allen wichtigen Fragen gerne die Geschichte zu Rath, und auch im vorliegenden Fall gibt sie genügenden Aufschluß; denn sie zeigt zur Verbesserung der socialen Verhältnisse offenbar den Weg. Wie unendlich wohlthätig wirkten die milden Stiftungen? Wie viele Arme aus den untersten Volksklassen wurden durch Stipendien und andere Anstalten der Art sogar wissenschaftlich gebildet, und zu bedeutenden Männern erhoben? Hierin liegen merkwürdige Fingerzeige. Wenden wir darum unsere erhöhten Einsichten auf bessere Einrichtung jenes mächtigen Bildungsmittels an! Die alten Gründer von Stiftungen waren zu freigebig, und verkürzten sich dadurch die Mittel zu noch größerer Wohlthätigkeit. Warum sollen Männer, welche auf Kosten milder Anstalten zu einträglichen Aemtern oder sonst zu Wohlstand gelangt sind, das Empfangene nicht allmälig zurückzahlen? Wo letzteres geschieht, werden selbst die schon verwendeten Zinsen der Stiftungs-Kapitalien wenigstens theilweise zu neuen Zwecken derselben Art wieder verfügbar, ihre Wirksamkeit also ungleich größer!"

„Wollen Sie eine solche Einrichtung auf die bestehenden Stiftungen anwenden?"

„Es sei ferne von mir, in Privatrechte willkürlich einzugreifen: der Wille eines Stifters ist so heilig, daß man ihn unverbrüchlich voll-

ziehen soll. Nein, ich möchte neue Anstalten entstehen sehen, um auch die Ausbildung hülfloser Kinder zu Handwerkern oder einem andern Beruf ihres Standes zu erleichtern, und die wohlgerathenen bei ihrer Ansäßigmachung mit dem Vorschießen eines kleinen Betriebs-Kapitals gegen billige Zinsen und Zurückzahlungs-Fristen zu unterstützen! Ich habe, Excellenz, als Vertheidiger, die Lebensgeschichte der Verbrecher häufig verfolgt, und gefunden, daß der Grund ihres Falles nur zu oft in einer verwahrlosten Jugend lag. Wie oft stieß ich ferner in der Rechtspraxis auf Handwerker, welche sich vor dem Verderben retten oder schwunghaft heben konnten, wenn sie Betriebsmittel in Händen gehabt hätten? Vorschüsse der Art aus Zinsen von Stiftungen würden ungemeinen Segen bringen, und die Zustände des Volkes langsam, doch dauerhaft verbessern. Man fängt im Kleinen an, und erweitert mit steigenden Mitteln die Wirksamkeit; denn erweitern müssen sich die Mittel, weil nicht alles verloren gehen kann, sohin abermals schon verwendete Zinse milder Anstalten wieder verfügbar werden!"

„Wie hängt aber alles dieß mit der Politik zusammen? Glauben Sie, daß die Staatsregierung Stiftungen der Art hindern würde?"

„Natürlich nicht entfernt; indessen ich meine, daß die Regierung hierin nicht bloß gewähren lassen, sondern selbst etwas leisten müsse. Ich hege allerdings die Ueberzeugung, daß das Meiste von dem Volke selbst zu thun sei: auch scheint es mir, daß die kommenden Zeiten eben so gut ihre Triebfeder zu milden Stiftungen erlangen werden, wie die Zeit des tiefen Glaubens ...... die Freiheit und die Würde des öffentlichen Lebens vermögen eine solche Triebfeder zu bilden. Aber die Re-

gierungen sollen durch Beispiel wecken und ermuntern. Wenn das Volk die heilsamen Wirkungen solcher milden Anstalten auch nur im Kleinen vor Augen hat, so könnte die Neigung zu Stiftungen wieder erwachen. Was wäre es, wenn der Staat jährlich eine halbe Million anlegen wollte, um aus den Zinsen verwahrloste Kinder, deren wir so viele haben, erziehen zu lassen, und auch angehenden Meistern von gutem Ruf kleine Betriebs-Kapitalien vorzuschießen?"

„Gegenwärtig," erklärte der Staatsmann achselzuckend, „sind für solche Zwecke keine Mittel verfügbar!"

„Kosten die Kunstbauten in München nicht ungleich mehr? Wäre die Verminderung einer Civilliste von drei Millionen um ein Sechstheil eine Unbilligkeit?"

„Wenn Sie die Ausführung solcher Maßregeln wirklich für möglich halten, so müssen Sie freilich bleibend Ihren Platz in der Opposition suchen. Die Civilliste ist ein Punkt, welcher, selbst abgesehen von der Geldfrage, schon des Prinzipes wegen nicht berührt werden kann. Eingriffe in die Macht der Krone sind an sich stets bedenklich, in der gegenwärtigen Zeit hingegen geradezu gefährlich. Wie die Verhältnisse überhaupt beschaffen sind, wird es keinem Ministerium möglich sein, so radikale Veränderungen zu bewilligen!" —

„Und doch habe ich nur mit den kleinern Einschränkungen begonnen. Die öffentliche Meinung erwartet zuversichtlich Aufhebung des Lotto's und größere Ermäßigung der Abgaben, als die Staatsregierung angekündiget hat!"

„Unmöglich, schlechthin unmöglich! Wo sollen die Millionen zu solchem Zwecke erspart werden?"

„Am Militär-Etat! Wenn die Verfassung schöner entwickelt wird, und das Selbstgefühl des Volkes durch den Besitz wahrer Freiheit erweckt ist, so wird eine allgemeine Wehrverfassung eine stärkere Waffenmacht darbieten, als das stehende Heer. Durch Umwandlung des letztern in Lehrkörper lassen sich die größten Summen ersparen; und gleichwohl kann die Veränderung nur allmälig eingeleitet werden!"

„Auch hierauf kann die Staatsregierung bei ihren Verhältnissen zu dem deutschen Bund nicht eingehen. Es sind dieß Ideen, die an sich recht gut sein mögen, dem praktischen Leben unsres Staates dagegen durchaus nicht zusagen!"

„Unter solchen Umständen wird die Censur vielleicht auch von dem neuen Preßgesetz nur in Ansehung bairischer Landes-Angelegenheiten aufgehoben sein?"

„Doch nicht, der Entwurf gestattet Freiheit in den Erörterungen aller auswärtigen Verhältnisse, und nur innerhalb des deutschen Bundes bleibt die Censur für nicht-bairische Angelegenheiten vorbehalten!"

„Das heißt, wir dürfen über Frankreich und England, nur nicht über Deutschland schreiben?"

„Aber bei aller persönlichen Vorliebe für unbedingte Preßfreiheit sehe ich in der That nicht ein, wie es der Regierung möglich sein soll, in dieser Frage ihren eingegangenen Verpflichtungen gegen den Bund sich zu entziehen?"

„Die Bundesakte huldiget selbst der Freiheit der Erörterungen, wenigstens dem Prinzipe nach. Wenn nun die Regierungen aller konstitutionellen Landschaften Deutschlands innig sich verbinden, und ruhige, doch ernste Entschlossenheit entwickeln, so wird auch die Bundes-Versammlung anerkennen müssen, daß die Zeit zur Erfüllung längst gegebener Verheißungen endlich gekommen sei. Nach meiner tiefsten Ueberzeugung darf die Lösung jener entscheidenden Frage nicht länger verschoben werden. Können demnach die Vorstellungen bei den Regierungen auf keinen Erfolg rechnen, so ruht alle Hoffnung auf den Volksvertretern. Und diese wird gegenwärtig nicht täuschen! Die Ideen einer neuen Zeit durchdringen nicht nur die Mehrheit in der zweiten, sondern selbst in der ersten Kammer. Auch hier werden freisinnige Maßregeln angestrebt, ja so entschieden, daß die Verwandlung des sechsjährigen Budgets in zweijähriges in Antrag kommen soll. Mit allen Kräften die gegenwärtig versammelten Repräsentanten-Häuser Deutschlands zu unterstützen, ist heilige Pflicht der unabhängigen Presse, und es wird mir demnach unmöglich, die Vertheidigung der Regierung zu übernehmen!"

„Es ist klar," bemerkte der Staatsmann mit Würde, „daß unsre Wege auseinander gehen. Da ich aber wirkliche Zuneigung zu Ihnen hege, so erlauben Sie mir im Augenblicke des Scheidens vielleicht eine Warnung, welche längerer Erfahrung entspringt. Ich fürchte, Sie täuschen sich, lieber Walderode, über den wahren Zustand der Dinge. Es herrscht allerdings große Bewegung in den Geistern; gleichwohl erwarte ich die Ergebnisse nicht, auf welche Sie zu rechnen scheinen."

„Ich sehe hier einige Blätter der „Rednerhalle“ liegen,“ erwiederte Walderode lächelnd. „Wollen mir Eure Excellenz erlauben, zu meiner Rechtfertigung auf einige Stellen hinzuweisen? Hier steht z. B.

„„Da wir bei der Gleichgültigkeit der größern Masse des Publikums gegen das höhere politische Leben nicht hoffen dürfen, die Kosten unseres Unternehmens jemals gedeckt zu sehen*), so müssen wir an den Gedanken, daß die Regierung des Isaarkreises die „Rednerhalle“ zu Grunde richten werde, uns allerdings gewöhnen. So lange indessen unsere Kräfte der geistigen Anstrengung, dem ewig wiederkehrenden Schmerze über Beschimpfung der menschlichen Würde und den Folgen der mannigfaltigsten Entbehrungen nicht unterliegen, werden wir den Kampf wider die Tyrannei des Geistes und die Unterdrückung der Urrechte der Völker mit Nachdruck fortsetzen.““

„In dem nämlichen Blatt ist auf der letzten Seite unter der Rubrik München zu lesen:“

„„Man kann annehmen, daß die Majorität der Deputirten-Kammer in der Bahn der Konsequenz fortwandeln, daher nach der Zurückkunft des Beschlusses über die Generalfinanz-Rechnung aus der ersten Kammer nunmehr auch diesen wieder aufheben und die gestrichenen Posten anerkennen, endlich bedeutende Reduktionen im Budget vo-

---

*) Nach dem Aufhören des „Reichsblattes“ waren für die Aufkündigungen von 20 bis 30 Abonnenten wohl 60 bis 90 andere Bestellungen auf die „Rednerhalle“ eingegangen, auch inzwischen einzelne neue Leser hinzugetreten; allein trotz des bedeutenden Einflusses dieses Journals stieg die Abonnentenzahl nicht über 600, und das war bei den großen Ausgaben einer täglich erscheinenden Zeitschrift mit den beträchtlichen Honoraren auswärtiger Korrespondenten zur Deckung der Kosten bei weitem nicht zureichend.

tiren, jedoch auch diese Beschlüsse nach der Zurückkunft aus der ersten Kammer wieder zurücknehmen werde.''''

„Sind das überspannte Erwartungen von der Energie der Massen oder deren Vertreter, Excellenz?''

„Ich gebe zu, daß Sie hierin sehr nüchtern zu Werke gehen; aber Ihre Forderungen von Zugeständnissen der Regierung greifen zu weit, und an dem Uebermaaß der geforderten Reformen scheitern gewöhnlich die Bestrebungen bewegter Zeiten. Man wünscht in Deutschland allerdings Reformen, doch keine radikalen. So freisinnig ein Theil des Adels auch ist, so wird er Ihnen dessenungeachtet nur bis auf einen gewissen Punkt folgen, und das Gleiche geschieht ohne allen Zweifel von Seite der Mittelklassen. Ich spreche hier nicht als ein Seher der Zukunft, sondern nur als ein nüchterner Beobachter der Gegenwart. Mit welchem Feuer haben Sie nicht die radikale Umänderung der Geschäfts-Ordnung unsrer Abgeordneten-Kammer vertheidiget, weil ungenügende partielle Reformen ein Hinderniß der gründlichen seien? Ich war in dieser Frage aus den triftigsten Gründen selbst Ihrer Meinung. Gleichwohl hat sich die große Mehrheit der Liberalen von Ihnen getrennt! So wird es immer gehen! Während Sie bei Begnügsamkeit mit den angekündigten Zugeständnissen der Regierung eine vielversprechende Laufbahn betreten könnten, stürzen Sie sich in die Gefahren der Volks-Aufregung, um am Ende mehr oder weniger allein zu stehen!''

„Excellenz, ich kann mich ruhig auf das Urtheil der öffentlichen Meinung berufen, ob die Einführung der Preßfreiheit und die Ver-

minderung der Staatsausgaben um etwa zwei und eine halbe Millionen radikale Veränderungen seien! Was insbesondere die Ersparung betrifft, so ist der Weg dazu so einfach und sicher, daß jeder unabhängige Mann von der Nützlichkeit der Maaßregel überzeugt ist. Das Gleiche gilt von der Freiheit der Erörterung. Heißt es nun bei den Anträgen der Volkes-Stimme auf Entwicklung der Nationalkraft, und auf Verbesserung des Wohlstandes jederzeit: „der Bund giebt es nicht zu, oder das Interesse des Thrones verbietet solche Maaßregeln," so muß dieß am Ende ernste Fragen erregen. Was sind das für Institute, welche mit dem Wohle des Volkes im Widerspruch stehen und geradezu unvereinbar sind? Sollen wir ewig auf einem Punkte stehen bleiben, und, ohne Fortbildung unserer Nationalzustände, verkümmern, weil Rücksichten auf den Thron es erheischen? Nicht die billige Verminderung der Civilliste ist gefährlich, Excellenz, sondern die Anregung der bemerkten Fragen, und diese ist nothwendig, wenn man auch in gegenwärtiger Zeit sehr gemäßigten Reformen, unter Berufung auf die Thron-Interessen, systematisch sich widersetzt. Selbst zum Heile der konstitutionellen Monarchie ist daher Nachgiebigkeit der Regierung in so billigen Dingen unerläßlich. Beharrt sie gleichwohl auf dem Widerstand, so liegt verfassungsmäßig, Macht genug in den Händen der Stände, die nothwendigen Reformen zu erzwingen. Aufgabe der unabhängigen Presse ist es aber, die Volksvertreter mit Nachdruck an die Erfüllung ihrer Pflicht zu erinnern. Möglich, daß die Kammern im Augenblick der Entscheidung den Muth verlieren, und der Schwäche verfallen, möglich auch, daß ein eingeschüchtertes Volk früher oder

später seine Führer verläßt und dem Elende preiß giebt, denn es wäre dieß nicht das erste Mal; indessen alle diese Möglichkeiten, Wahrscheinlichkeiten oder selbst Gewißheiten werden einen starken Mann nicht abhalten, seine Pflicht zu erfüllen. Was kümmert mich der Erfolg, wenn meine Unternehmung nur gemeinnützig, verständig, gemäßigt und überhaupt edel war? Entschuldigen Sie deßhalb, Excellenz, das Geständniß, daß mich Ihre Gründe nicht zu überzeugen vermögen!"

„Sie wollen es so, und wir müssen uns denn trennen! Aber ich hatte mir schönere Hoffnungen von Ihnen gemacht und ein freundlicheres Verhältniß erwartet, als das Begegnen auf dem Kampfplatz!"

„Dessenungeachtet werde ich, Excellenz, stets mit inniger Hochachtung gegen Sie erfüllt bleiben. Man kann die politische Richtung des Staatsmannes beklagen und bekämpfen, und doch zugleich die Tugenden und Auszeichnung des Privatmannes bewundern."

Fünfzehntes Hauptstück.

Die öffentlichen Verhältnisse bildeten sich nun immer schärfer in dem Sinne aus, wie er seit Eröffnung der Stände-Versammlung sich angekündigt hatte. Von Seite der Volksvertreter forderte man standhaft ernstlichere Reformen, und von Seite der Regierung wich man beharrlich allen Anträgen der Art aus. Im Fortrücken der Verhandlungen wurde aber die Haltung der zweiten Kammer immer entschlossener und umgekehrt die Vertheidigung der Minister schwächer. Der Sieg in der Censurfrage, verbunden mit dem Sturz des Ministeriums Röderer, hatte die ständische Opposition über ihre Macht belehrt, und mit Vertrauen auf die eigene Kraft erfüllt. Ihre Schaaren immer dichter schliessend, und von der unabhängigen Presse nachdrücklich unterstützt, lieferte sie den Ministern Kämpfe auf Kämpfe, und in jedem Haupttreffen errang sie einen glänzenden Sieg. Nicht nur verschiedenen Ausgaben

für Bauten und andere Luxus-Gegenstände im Betrag zu 1,500,000 fl. wurde von der Deputirten-Kammer die Genehmigung versagt, sohin die Verbindlichkeit der verantwortlichen Minister zum Ersaz ausgesprochen, sondern auch die Civilliste in der That um eine halbe Million für das Jahr herabgesetzt. Während die Durchführung noch größerer Ersparungen und mit ihrer Hülfe wesentliche Erleichterung der Nation beschlossen ward, kam auch die Vereidigung des stehenden Heeres auf die Verfassung in Antrag, so wie zugleich die Forderung unbedingter Preßfreiheit unwandelbar blieb. Sowohl innerhalb, als ausserhalb der Kammer regte sich der Geist des Volkes mit mächtigen Schwingen, und alles schien eine große Zeit anzukündigen. Bestürzt hierüber, rief die Staatsverwaltung selbst die Presse um Schutz an, und ließ in der schönen Sprache eines berühmten Schriftstellers der siegreichen Opposition Versöhnung antragen.

Walderode hatte früher ebenfalls so eifrig auf Eintracht zwischen der Regierung und den Ständen hingewirkt, und, auf die Zusicherung freisinniger Maaßregeln, das Vertrauen des Volkes sogar nach Einführung der Censur wieder zu erwecken getrachtet. Als er von Neuem zur Opposition gezwungen worden war, und zum Sturze des Ministeriums Röderer wesentlich beigetragen hatte, gab er sich nochmals der Vorstellung hin: „man müsse nach solchen Erfolgen der Regierung Zeit lassen, sich zu erholen, sie freundlich zu weitern Fortschritten ermuntern," und kündigte darum in diesem Sinne die Zurücknahme der Censur-Verordnung an. Jetzt hingegen, wo die Minister zum dritten Mal von Versöhnung sprachen, ohne ihrerseits das Mindeste nachzugeben,

machte ihr Aufsatz gerade umgekehrt erregenden, statt beschwichtigenden Eindruck. „Um die nothwendige Eintracht zwischen der Regierung und dem Volke zu erhalten,“ hieß es in dem Artikel, „soll man kein Opfer scheuen, die Opposition also von ihren Forderungen abstehen!“ Warum, dachte Walderode, werden die Opfer der Versöhnung nur immer von dem Volke verlangt, warum will man von Oben nicht ein Mal den billigsten gemeinnützigen Anträgen der Abgeordneten Gehör geben? Erfüllt von solchen Betrachtungen schrieb er in der „Rednerhalle“ sofort eine Reihe von Aufsätzen, worin die Beweggründe zu der entschlossenen Opposition der Deputirten-Kammer auf historischem Wege entwickelt, und die Heilsamkeit der Reformen nachgewiesen wurden, über welche der Kampf zwischen der Staatsverwaltung und den Ständen schwebe. Damit war die Bitte an die Volksvertreter verbunden, in ihrem energischen Widerstand auszuharren, und mittelst Anwendung aller ihrer verfassungsmäßigen Gewalt, die nothwendigen Reformen durchzusetzen.

Die Sprache dieser Aufsätze erhob sich zu einer Kühnheit, wie man bisher noch nicht erfahren hatte, und die Wirkung war wirklich erschütternd. Gleichwohl bemerkte man in der gehaltenen Sprache den innern Kampf des Verfassers, Anstand und Kunstformen, Mäßigung und Verstandesruhe auch in der Leidenschaft der Entrüstung zu bewahren. Man würde sich von allem dem kaum die rechte Vorstellung verschaffen können, wenn wir den heftigen Mann nicht wenigstens in einigen Sätzen selbst sprechen lassen wollten.

„Die Gegenwart,“ sagte er, „ist die Saat der Zukunft. Alle

Uebel der Zeit finden ihre Ursache in der Vergangenheit. Das öffentliche Leben der Völker hat ebenfalls seine Bildungsstufen zu durchlaufen; es kann dem Zustande physischer und geistiger Veredlung nur allmälich entgegengeführt werden. Ein tief liegendes Uebel des gesellschaftlichen Zustandes läßt sich niemals auf einmal heilen: der ersehnte Zustand des Wohlbefindens ist durch kein Mittel augenblicklich zu erreichen. Jede wahrhaft heilsame Maßregel trägt ihre Früchte erst später; die heilsamsten erst nach mehreren Jahren. Darum hat der Mann, welcher am Staatsruder sitzt, nicht bloß die Aufgabe, für die Gegenwart zu sorgen und die Bedürfnisse des Augenblicks zu befriedigen, sondern er muß auch an die Zukunft denken und bei Zeiten die Maßregeln vorbereiten, deren nachfolgende Früchte ihm die Mittel gewähren, den mit der Zeit steigenden Anforderungen der Völker das Gleichgewicht zu halten. Voraussicht ist die höchste Kunst des Staatsmannes. Unterläßt er diese und mit ihr in der Gegenwart die Sorge für die Zukunft, so überwältigen ihn die Ereignisse und steigen die Bedürfnisse der Zeit zu einer drohenden Höhe, während zu gleicher Zeit die Quellen zu deren Befriedigung täglich spärlicher fließen. Dieses Schicksal hat die bairische Regierung erfahren."

„Ein neuer Staat, zusammengespült aus den Fluthen gewaltsamer Umwälzungen und kombinirt aus den verschiedenartigsten Elementen, gab Baiern seiner Regierung schon vom Anfange an große Aufgaben. Sollten die heterogenen Elemente zu einem in sich abgeschlossenen Organismus erhoben und sollten zu gleicher Zeit die Wunden geheilt werden, welche die Stürme der Zeit den Bewohnern des neuen Staates bis

zur Gefahr für deren Existenz geschlagen hatten, so mußte die schöpferische Kraft einer freien Verfassung die einzelnen Bestandtheile vereinigen, mußte das Band Einer Gesetzgebung das Ganze umschlingen, eine gerechte Besteuerung die Lasten nicht nur möglichst gleich vertheilen, sondern auch allmälich mindern, und endlich eine eben so verständige, als mäßige Regierungsweise die Herzen aller Bürger des jungen Staates zu gewinnen sich bestreben. Weisheit und Sparsamkeit waren unabweisliche Anforderungen. Die Lage des Volkes ertheilte den Wink, der Gegenwart Opfer zu bringen, um das Land durch schonende Behandlung fähig zu machen, den Glanz der Krone in der Zukunft zu erhöhen. Fünfzehn Jahre des Friedens hatte die Vorsehung der bairischen Regierung zur Lösung ihrer Aufgabe gegönnt. Wie wurde diese Zeit benutzt? Wir wollen — soweit der beschränkte Raum es uns gestattet, einen Umriß hierüber zu zeichnen versuchen."

„Eine Verfassung wurde gegeben: — finanzielle Verlegenheiten hatten der Krone dieses Opfer abgedrungen. Die Grundlagen der Konstitution waren indessen gut. Freiheit der Gewissen und der Meinungen, gleiches Recht der Staatsbürger zu Aemtern und Auszeichnungen, Gleichheit der Konscriptionspflicht, Unabhängigkeit der Rechtspflege, Gleichheit der Gesetze und vor dem Gesetze, Gleichheit der Besteuerung, Ordnung durch alle Theile des Staatshaushalts, Wiederbelebung der Gemeindekörper, eine Standschaft mit dem Rechte der Legislatur und der Anklage, endlich Gewähr der Verfassung mit der Aussicht auf zeitgemäße Verbesserung — das sind die Institutionen, welche die Verfassungsurkunde dem bairischen Volke ausdrücklich zusichert. Allein es waren

schöne Worte, welchen angehängte Edikte die Bedeutung nahmen, Regeln, welchen beigefügte Ausnahmen die Realität entzogen, und Rechte, welche durch beigegebene Beschränkungen illusorisch gemacht wurden."

„Fünfzehn Jahre des Friedens waren nicht hinreichend, um auch nur einen einzigen jener Widersprüche zu heben, sie waren nicht zureichend, Eine Gesetzgebung zu Stande zu bringen; die lange Zeit war zu kurz, die Lasten des Volks nur in Etwas zu mildern und zur Vorbereitung einer gleichern Vertheilung derselben nur einen Anfang zu machen — sie war endlich, die lange Zeit, viel zu kurz, um zur Entwickelung der gebundenen Kräfte des Landes und zur Ausbildung des Staatsgebäudes auch nur die erste Hand anzulegen."

„Im Innern des Landes waren nach dem Eintritte des Friedens die Nachwehen langjähriger Kriege auf die empfindlichste Weise hervorgetreten: die Kraftanstrengung hatte eine Erschöpfung zurückgelassen, die erst nach dem Eintritte der Ruhe gefühlt wurde. Eine große Masse von Staatsbürgern war schon dieser Erschöpfung erlegen. Da brachen noch die Schrecknisse einer Hungersnoth herein, wie sie Jahrhunderte kaum einmal aufzuweisen haben. Das Land war im Zustande der bittersten Noth. Gefühle der Menschlichkeit und Rücksichten der Klugheit mußten in einer solchen Noth die Krone bestimmen, reelle Opfer sich aufzuerlegen und die Ausgaben des Hofes auf das Aeusserste zu beschränken. Anstatt dessen zeichnete sich der Hof vor andern Deutschlands fortwährend durch ungemessene Pracht aus. Enorme Summen, welche von unabweislichen Staatsbedürfnissen in Anspruch genommen

wurden, gingen, wie z. B. die französischen Kontributionsgelder, den Weg der Verwendung zu Privatzwecken. Nach Einführung der Verfassung reichte eine, bei dem Zustande des Landes offenbar übermäßige, Civilliste zur Bestreitung der Bedürfnisse des Hofes nicht hin; große Summen, welche zu dringenden Staatszwecken hätten verwendet werden sollen, mußten zugeschossen, der Reservefond der erschöpften in dem kümmerlichsten Zustande befindlichen Staatskasse zu einem Reservefond der überreichen Civilliste umgewandelt werden. Die Schulden des Landes häuften sich im tiefen Frieden — nicht bloß durch neue Einweisungen, sondern auch durch neue Verschleuderungen. Steuern, welche die äusserste Noth in den Zeiten des Krieges aufzulegen gezwungen hatte, mußten wie z. B. die Taxen der freiwilligen Gerichtsbarkeit im Zustande des Friedens beibehalten werden. Um von dem Kontraste des höchsten Glanzes und des tiefsten Elends ein Schauspiel zu geben, wurde sogar das Lotto fortgesetzt. Man wollte lieber die Nation demoralisiren, als die Pracht des Hofes in dem Maße beschränken, um das Lotto aufheben zu können. Die Noth trieb in der Verzweiflung sogar bessere Staatsbürger zum Lotto, in der Hoffnung, durch einen Zufall die Rettung zu finden, welche Fleiß und Entbehrung nicht mehr zu erringen vermochten. Durch die Taxen der freiwilligen Gerichtsbarkeit in Verbindung mit den Laudemien, welche dem Anfänger das Betriebs-Kapital entwinden, wurden ganze Massen von Grundeigenthümern ruinirt. Einer folgte dem andern. Die Prozesse und Geschäfte der Gerichte vermehrten sich. Letztere unterlagen der wachsenden Last. Die Tabellen des obersten Gerichtshofes wiesen die von Tag zu Tag stei-

genden Geschäftsrückstände nach. Man bat von der einen Seite dringend um Vermehrung des Personals, von der andern dringend um Verbesserung der Gesetzgebung. Zu jener hatte man keine Mittel, weil Ballhäuser, Kursäle, Pinakotheken, Glyptotheken und Ehrentempel gebaut, Wände bemalt und Bilder gekauft werden mußten. Zu dem andern hatte man aber keine Fähigkeit, weil die Gesetzgebung Männern anvertraut wurde, welche der Periode der unfruchtbaren Theorien angehörig, die Bedeutung der neuen Zeit nicht begriffen und das frische Leben der Nation so wie die Verzweigungen des Verkehrs in der Wirklichkeit zu durchschauen weder die Gelegenheit noch das Talent hatten. Inzwischen gerieth der Rechtsgang immer mehr in's Stocken. Die Kapitalisten, von der Rechtshülfe verlassen, zogen ihre Fonds zurück; der Kredit empfing den tödtlichen Streich; der Zinsfuß hielt sich auf einer unnatürlichen Höhe; die Konkurse überfüllten die Intelligenzblätter; die Gemeinden drohten der täglich steigenden Last der Ernährung verarmender Familien zu unterliegen."

„Um das Unglück voll zu machen, war die Regierung nicht einmal einer Stetigkeit in den Maßregeln fähig, welche den Nerven in dem Leben der Völker zunächst berühren, nämlich in den Einwirkungen auf die Verhältnisse des Handels. Unbekannt mit der Natur dieser befruchtenden Kraft und taub gegen die warnende Stimme des sachverständigen Publikums, ergab sich die Regierung auch hierin konsequent dem Geiste der Inkonsequenz und des Herumtappens, indem sie bald niedrige, bald hohe Zölle einführte, durch das rasche Wechseln mit Extremen die von der Vorsehung so zart gewobenen Fäden des

Verkehrs mit ungeschickter Hand zerstörte und den Samen von Unheil ausstreute, dessen Früchte in der Versiegung der Erwerbsquellen und in dem Darniedersinken des Nationalwohlstandes nunmehr üppig an den Tag getreten sind."

Ein Auftreten solcher Art, mit voller Wahrheit und Gerechtigkeit der Vorwürfe, und noch überdieß im Angesicht der versammelten Kammern, welchen verfassungsmäßig das gewaltige Recht der Bewilligung oder Verweigerung aller direkten Steuern zustand, setzte die Regierung in die äusserste Verlegenheit, während dadurch umgekehrt den Massen und selbst ihren zaghaftern Vertretern für einige Zeit Entschlüsse zur Ausdauer im konstitutionellen Kampfe eingehaucht zu sein schienen. Andere Ereignisse vermehrten noch den geistigen Aufschwung des Volkes, welcher allmälig zu enthusiastischen Stimmungen emporstieg. In Polen vertheidigte sich nämlich das wieder erstandene Volk mit bewunderungswürdigem Heldenmuth gegen die russische Uebermacht, und erweckte unter den Deutschen eine begeisterte Theilnahme. Ernst und warm nahm sich auch die „Rednerhalle" der Sache des unterdrückten Volkes an; allein unerbittlich strich die Censur, welche für auswärtige Angelegenheiten fortbestand, alle Aufsätze der Art. Walderode wurde bei dem Anblick geistiger Verstümmlungen ohnehin heftig aufgeregt, aber die Unterdrückung jeder Fürsprache für die leidenden Polen warf in seinem Innern vollends die Flammen eines Vulkanes auf:

„Denkt ein solcher Mann," redete er in einem Aufsatz den Censor bei Gelegenheit einer neuen Verstümmelung an, „denkt ein solcher Mann nicht an das Richteramt der Geschichte, ist es ihm gleich-

gültig, seinen Namen der Nachwelt deßhalb überliefert zu sehen, weil er der Unterdrückung der heiligen Sache der Polen seine Thätigkeit lieh? Wahrlich die Censur ist der Fluch Deutschlands: denn sie dient nur dazu, alles Große, Schöne und Edle zu stören; sie ist das Mittel, im feigen Hinterhalte die Kämpfer für Recht und Wahrheit niederzuwerfen und einer finstern Gewalt, die vor dem öffentlichen Urtheile zittert, noch ein kurzes Dasein zu fristen. Deutschland wird und muß einsehen, daß die Censur ein Flecken seines Ruhmes sei: die kommenden Geschlechter werden die Werkzeuge zur Beschimpfung der Nation mit Mitleiden betrachten und erstaunen, daß man einem Amte, welches den infamirenden Gewerben gleicht, nicht lieber entsagen, als es zur Unterdrückung der leidenden Menschheit in Polen anwenden wollte. Deutschland sollte tief erröthen, daß es das Land sei, wo die Geister unter die Vormundschaft der Kinder gestellt sind."

Mißmuthig verließ der Verfasser nach der Beendigung dieses Artikels das Zimmer, um durch den Besuch einer Gesellschaft einigermaßen sich aufzuheitern. Man bemerkte dort ausser mehrerern Abgeordneten auch den Grafen Ehrenberg und verschiedene höhere Staatsbeamte.

„Sie sind heute," redete ein Deputirter den Ankömmling nach einer Weile an, „wieder sehr schweigsam und finster, Walderode!"

„Wie sollte ich nicht? Die unwürdige Censur verwandelt jedes wohlwollende Gefühl in Haß und Bitterkeit. Alle freisinnigen Männer theilen die Ueberzeugung, daß es jetzt an der Zeit sei, für die Sache

der unglücklichen Polen ein ernstes Wort zu sprechen, um durch den Einfluß der öffentlichen Meinung gebildeter Völker günstig auf die Kabinete einzuwirken; allein alle Aufsätze in solchem Sinne werden systematisch unterdrückt!"

„Das Ministerium weiß doch," bemerkte kopfschüttelnd der Abgeordnete, „daß es die Censur nicht behaupten kann, sondern binnen wenigen Monaten aufgeben muß. Warum gibt dasselbe also nicht jetzt schon Befehle, die Censur gemäßigter auszuüben, oder noch besser durch stillschweigenden Verzicht auf Verstümmlungen thatsächlich einen natürlichen Uebergang auf die bevorstehende unbedingte Preßfreiheit einzuleiten?"

„Unsre Regierung," bemerkte ein Ministerialrath, „hat Rücksichten gegen die Großmächte zu beobachten, welche mit dem deutschen Bund befreundet sind!"

„Die Rücksichten gegen die leidende Menschheit sind noch heiliger," erklärte Walderode, „und überdieß kann der Wunsch zur Gefälligkeit gegen fremde Mächte keine Entschuldigung sein, die Censur mit widerrechtlicher Willkür auszuüben!"

„Auch die heftigste Opposition gesteht zu," fuhr der Staatsbeamte fort, „daß die Censur in auswärtigen Angelegenheiten nicht widerrechtlich, sondern klare Vorschrift der Verfassungs-Urkunde sei!"

„Ich spreche nicht davon, sondern von der Art, wie man die Censur ausübt, und in dieser Beziehung ist es wahrlich Zeit, der Beschimpfung der menschlichen Würde ein Ziel zu setzen und die Censur

aus der Anarchie der Leidenschaft und der Willkür in die Schranken der Besonnenheit und des Gesetzes zurückzuweisen."

„Aber der Natur der Sache nach lassen sich hierüber keine besondern Bestimmungen geben, sondern es muß alles dem Ermessen der Staatsregierung oder ihrer Vollzugs-Werkzeuge überlassen bleiben, welchen Aufsätzen über auswärtige Politik die Druck-Erlaubniß zu ertheilen sei!"

„Das läugne ich, mit dem Gesetz in der Hand, entschieden," sprach Walderode. „Die Censur hat in Baiern nicht das Recht, die ihr anstößig scheinenden oder fremden Regierungen unangenehmen Aufsätze der politischen Journale nach Willkür zu verstümmeln; sie ist vielmehr verfassungsmäßig an bestimmte Regeln und genau abgemessene Grenzen gebunden. Die Verfassungsurkunde gewährt nämlich den Staatsbürgern Freiheit der Meinungen und räumt der Regierung nur die gesetzliche Beschränkung des Mißbrauchs ein. In dem Edikte über die Freiheit der Presse wird der Begriff eines solchen Mißbrauches genau bestimmt und dahin definirt: daß darunter jede Handlung zu verstehen sei, wodurch ein im Königreiche bestehendes Strafgesetz im Verbrechens-, Vergehens- oder Polizei-Uebertretungsgrade verletzt wird. Für die Beschränkung solcher Mißbräuche der Presse gibt nun das Gesetz zwei Mittel: 1) bei periodischen Schriften politischen oder statistischen Inhalts: die Censur, und 2) bei allen übrigen Schriften: Beschlagnahme der betreffenden Schrift und Bestrafung des Verfassers, oder in subsidium des Verlegers, Druckers oder Verbreiters.

Da also die Censur verfassungsmäßig nur für ein Mittel zur gesetzlichen Beschränkung eines Mißbrauches der Presse erklärt und da der Begriff eines solchen Mißbrauches auf die Verletzung eines im Königreiche bestehenden Strafgesetzes fixirt wird, so ist es wohl so klar als die Sonne, daß die Censur in den politischen oder statistischen Journalen nur solche Aufsätze oder Stellen unterdrücken dürfe, wodurch ein im Königreiche bestehendes Strafgesetz entweder im Verbrechens-, oder im Vergehens-, oder endlich im Polizei-Uebertretungsgrade verletzt wird. Folgerecht geht hieraus die Verbindlichkeit der Censurbehörde hervor, bei jedem Censurstriche das Gesetz zu allegiren, das nach ihrer Meinung durch die gestrichene Stelle übertreten werde. Anstatt aber die Censur auf diese von der Verfassungsurkunde klar vorgeschriebene Weise auszuüben, wird in Beziehung auf auswärtige Verhältnisse und Regierungen willkürlich jedes freimüthige Urtheil unterdrückt, ohne einen widerrechtlichen Charakter desselben nachweisen zu können. Daß freimüthige Beurtheilungen der Regierungsgrundsätze und Regierungshandlungen, in so weit dadurch ein Strafgesetz nicht übertreten wird, von der Censur nicht gestrichen werden können, hat die bairische Staatsverwaltung in Beziehung auf sich sogar in der gewaltsamen September-Verordnung anerkannt. In Beziehung auf auswärtige Verhältnisse will man dagegen jenen Grundsatz heute noch nicht anerkennen. Darin liegt aber ein auffallender Widerspruch, ja sogar ein Widersinn, weil der bairische Staatsbürger gegen fremde Staaten keine größern Pflichten haben kann, als gegen den eigenen, und daher in demselben Maaße, als er gegen seine eigene Regierung zu schreiben berechtigt ist,

gesetzlich auch gegen jede fremde Staatsverwaltung zu schreiben das Recht haben muß. Staatsverträge können hierin gültig nichts ändern, denn der Regierung steht ohne Zustimmung der Stände des Reichs die Befugniß nicht zu, die verfassungsmäßigen Rechte der Staatsbürger durch Verträge mit auswärtigen Regierungen zu beschränken. Alle Redaktionen politischer Zeitungen in Baiern haben daher das Recht, auf Beobachtung des Grundsatzes zu dringen, daß die Censur den gegen fremde Regierungen gerichteten Artikeln das Abdrucken bloß dann verweigern dürfe, wenn durch einen solchen Artikel ein im Königreiche bestehendes Strafgesetz im Verbrechens-, Vergehens- oder Polizei-Übertretungsgrade verletzt wird. In Berücksichtigung dieser Rechtsverhältnisse ist wenigstens der Redakteur der „Rednerhalle“ nicht gemeint, die constitutionswidrige Willkür der Censur länger zu ertragen. Derselbe reklamirt vielmehr die ihm zustehenden verfassungsmäßigen Rechte im Angesicht der Nation und deren Repräsentanten. Er wird von jetzt an keinen Censurstrich als gesetzlich anerkennen, dem die Allegation des Strafgesetzes, welches dadurch übertreten sein soll, nicht beigefügt ist. Jeden andern wird er als nicht geschehen ansehen und die betreffende Stelle unverändert abdrucken lassen. Man kann zwar verfassungswidrige Gewalt wider ihn versuchen, allein er wird sich dagegen zu schützen wissen.“

„Ihre Sprache, Walderode,“ sagte Graf Ehrenberg, „wird in Gesellschaft so heftig, wie in der „Rednerhalle“! Ist das gut? Bekennen Sie sich, mein theurer Freund, nicht selbst zu dem Grundsatz, daß Mäßigung die heiligste Pflicht, wie die schönste Tugend sei?“

„Verehrter Graf,“ erwiederte Walderode mit Feierlichkeit, „ich huldige mit ganzer Seele jenem Grundsatz; allein ich trage zugleich die tiefste Ueberzeugung in mir, daß unter gewissen Umständen selbst eine heftige Sprache dem Gebote der Mäßigung nicht zuwiderläuft, sondern geradezu Pflicht wird. Solche Verhältnisse treten dann ein, wenn das Wohl des Vaterlandes oder der Menschheit durch die Gewaltigen gefährdet wird, und auch die inbrünstigsten Fürsprachen eine Aenderung des Regierungs-Ganges nicht zu erwirken vermögen. Dann muß eine Donnerstimme die Welt erschüttern, und das Wort wie in der Schlacht gleich einem Schwertschlag klingen. Stilles Forschen und kaltes tiefes Ergründen der Bedürfnisse der Gesellschaft bildet die Grundlage zur Veredlung des gesellschaftlichen Zustandes; allein leidenschaftlich-glühende Begeisterung für die große Sache der Völker ist die Waffe zur Besiegung des Widerstandes, welchen die Feinde der Nationen den von kaltem Verstande als nothwendig erkannten Reformen entgegen setzen. Wo die gründlichsten und besonnensten Nachweisungen über die Bedürfnisse der Gesellschaft engherzige Machthaber und bevorrechtete Stände von dem hartnäckigen Widerstande gegen die Interessen der Gesammtheit nicht abzubringen vermögen, wo, entmuthigt durch die Macht der Volksfeinde, selbst die öffentliche Stimme an einer bessern Zukunft verzweifelt, — da kann nur noch die Flamme der Begeisterung Hoffnung erwecken, und wahrlich Deutschland wird seine finstere Nacht noch lange nicht erhellt sehen, wenn ihm nicht ein ritterlicher Held ersteht, dessen Wesen in edle, hingebende Leidenschaft aufgelöst, die erstorbenen Nationalgefühle durch die Macht der Begeisterung zu wecken,

also die gedrückten erkalteten Gemüther mit dem Feuer ergreifender Beredtsamkeit zu erwärmen im Stande ist. Ich trage die unerschütterliche Ueberzeugung im Busen, daß in Deutschland der Volkssache nur durch fortgesetzte und lange anhaltende Ergießungen einer edlen Leidenschaft der Sieg errungen werden könne; ich werde daher auch fortfahren, mit aller Gluth einer für Deutschlands Einheit und Deutschlands Größe entflammten Seele gegen den Widerstand der Regierungen zu kämpfen." — —

Seinem Entschlusse getreu, entwickelte Walderode schon am andern Tag nach dieser Unterredung in der „Rednerhalle" die Gründe, warum die Censur nach den Gesetzen nicht willkürlich ausgeübt werden dürfe, und verband damit die Erklärung, daß er fortan auch gestrichene Aufsätze in allen Fällen abdrucken lassen werde, wo das Strafgesetz, welches durch ihren Inhalt übertreten sein soll, nicht angeführt worden sei. Augenblicklich gab nun die Kreis-Regierung der Polizei-Direktion in München den Befehl, dem Verfasser der „Rednerhalle" die Vollziehung seiner Drohung bei namhafter Strafe zu verbieten. Dieß geschah denn, und es wurde für jenen Fall eine Geldstrafe von mehrern Reichsthalern angedroht. Schon nach wenigen Tagen erschien indessen ein gestrichener Aufsatz ganz vollständig in der „Rednerhalle". Die Polizei-Direktion, von der Kreis-Regierung in Kenntniß gesetzt, daß der Artikel von dem Censor gestrichen worden war, erklärte die angedrohte Geldstrafe für verwirkt, und kündigte für die Wiederholung des Abdruckens solcher Stellen das Zweifache der bereits zuerkannten Geldstrafe an. Als sogleich wieder ein Aufsatz, welchen der Censor ver-

stümmeln wollte, unverändert erschien, verhängte die Polizei-Direktion wirklich die doppelte Geldstrafe, und drohte für den nächsten Wiederholungs-Fall abermals das Zweifache der letzten an. So wurde bei jedem neuen Abdrucken einer gestrichenen Stelle genau das Zweifache der letzten Strafe angedroht, wie zuerkannt, und die Geldstrafen stiegen also, freilich nur auf dem Papier, nach der geometrischen Progression.

„Was gibt es Neues, Walderode?" fragte ein Deputirter, als Jener eines Abends in den gewöhnlichen Gesellschafts-Saal der Opposition getreten war.

„Neuigkeiten von besonderer Wichtigkeit!" lautete die Antwort. „Die königliche Regierung des Isarkreises war so glücklich, ein Mittel zu finden, die baierische Staatsschuld ohne Belästigung der Nation sehr schnell zu tilgen. Um nämlich den Verfasser der „Rednerhalle" zu bewegen, den verfassungswidrigen Censurstrichen sich zu unterwerfen, werden nach einer mathematischen Progression Geldstrafen wider denselben verhängt, welche binnen 7 Tagen schon auf 640 Thaler gestiegen sind und die bairische Staatsschuld von 116 Millionen schon nach 16 Tagen erreicht haben werden. Gewiß das einfachste Mittel die Staatsschuld zu tilgen!"

„Setzt die Regierung das Schulden-Tilgungswerk fort?" richtete der nämliche Abgeordnete einige Tage später seine Frage an Walderode.

„Sehr emsig!" erwiederte dieser. „Gestern wurde schon eine Strafe v. 2560 Reichsthalern wider den Redakteur der „Rednerhalle" ausgesprochen. Für den nächsten Fall ist ihm eine Strafe von 5120

Thalern angedroht. Das große Werk wird daher zum Heile der Nation und zum Ruhme jener genialen Regiernng bald vollbracht sein. Die Summe der wider den Verfasser der „Rednerhalle" verhängten Strafen beträgt jetzt schon 5110 Reichsthaler."

Sechszehntes Hauptstück.

Walderode hatte den seltsamen Einfall der Polizei-Direktion, die Geldstrafen — geometrisch steigen zu lassen, auch in der „Rednerhalle" humoristisch bekannt gemacht, und es war darüber in den Gesellschaften der Residenz eine ungemeine Heiterkeit entstanden. Da der Ministerverweser des Innern einsah, daß durch jenes Verfahren die Staatsgewalt lächerlich gemacht werde, so befahl er, mit den Straf-Androhungen einzuhalten. So wurden denn die sonderbaren Urtheile bis auf einige zurückgenommen, und nur auf etwa 30 Reichsthaler die Auspfändung im Hause Walderode's vorgenommen. Blieben die Geldstrafen nun auch eingestellt, so war man doch nicht geneigt, der Gewalt-Vorschritte überhaupt sich zu enthalten, sondern man beschloß vielmehr, den Verfasser der „Rednerhalle" an einer empfindlichern Seite, nämlich an der persönlichen Freiheit anzugreifen. Es wurde ihm daher

das Abdrucken gestrichener Stellen bei Vermeidung 48stündiger Arreststrafe verboten, und als auch dieß ohne Wirkung war, die Drohung in der That vollzogen. Zur Eröffnung der Strafe-Verfügung vorgeladen, erklärte Walderode, daß er die Berufung dagegen einlege; allein ohne derselben die gesetzliche, aufschiebende Wirkung einzuräumen, ließ die Polizei-Direktion ihr Urtheil sogleich in Vollzug setzen. Ein solches Verfahren war sowohl in formeller, als auch in materieller Beziehung im äussersten Grade gewaltthätig und widerrechtlich.

In den Anmerkungen zum Strafgesetzbuche Bd. 1, S. 6, Nr. 1 heißt es nämlich: „nur dasjenige ist strafbar, was in einem Gesetze unter Strafe verboten worden.“ Der Gesetzgeber legte hier den Nachdruck auf die Worte „unter Strafe“ und ließ dieß dadurch andeuten, daß jene Worte mit gesperrter Schrift oder hervorhebend gedruckt wurden. Hieraus erfolgt nun: eine Handlung, welche nicht widerrechtlich ist, kann nicht bestraft werden; wenn sie aber auch widerrechtlich wäre, so kann sie doch nicht gestraft werden, soferne sie nicht auch von einem Gesetze verboten ist; ja wenn sie sogar von einem Gesetze verboten wäre, so kann sie gleichwohl nicht bestraft werden, wenn sie in dem Gesetze nicht ausdrücklich „unter Strafe“ verboten ist. Dieß folgt nicht bloß nach den Regeln der Logik aus der allegirten Gesetzesstelle, sondern der Gesetzgeber sagt dieß am angeführten Orte zum Ueberflusse ausdrücklich. Es heißt nämlich dort: „Rechtswidrige Handlungen, obgleich sie als verboten anzusehen sind, haben keine Strafe zur Folge, wenn nicht ein Gesetz mit denselben ein gewisses äußeres Uebel als Strafe verbindet: denn darauf beruhet die Sicherheit des Staates und

aller Individuen, daß für jede an sich strafbare Handlung die Strafe im Voraus sogleich bestimmt, aber auch jeder Bürger, so lange er kein Strafgesetz übertritt, gegen Strafe sicher sei. Kann man denn deutlicher und bestimmter sprechen? Die Regierung des Isarkreises erkannte nun selbst an, daß es kein Gesetz gebe, welches das Abdrucken der von der Censur gestrichenen Stellen unter Strafe verbiete. Sie berief sich zwar auf eine Verordnung vom Jahre 1808, welche die Art der Bestrafung einer als unerlaubt, verboten oder strafwürdig erscheinenden Handlung, in Ermangelung eines Gesetzes über Qualität und Quantität der Strafe, dem obrigkeitlichen Ermessen anheim gibt; allein diese Verordnung wurde eben durch das Strafgesetzbuch vom Jahre 1813 abgeändert. Durch dieses Gesetzbuch ist den früheren Willkürlichkeiten ein Ziel gesetzt und verordnet worden, daß von nun an selbst rechtswidrige, ja sogar selbst verbotene Handlungen gleichwohl nicht gestraft werden können, wenn die Strafe nicht im Voraus gesetzlich bestimmt war. Da nun das Abdrucken der von der Censur gestrichenen Stellen weder im Strafgesetzbuche, noch in einer Novelle unter Strafe verboten wurde; so ist es nach dem klaren Buchstaben des Gesetzes evident: daß jene Handlung selbst dann nicht bestraft werden könne, wenn sie als widerrechtlich, ja sogar als verboten erscheine. Dieser Satz ist so gewiß, als zwei mal zwei vier ist; er ist eben so klar und einleuchtend, aber eben deßhalb war das Unrecht, welches die Regierung des Isarkreises oder die Polizei-Direktion in München durch ihre willkürlichen und leidenschaftlichen Strafverfügungen dem Redakteur der „Rednerhalle“ zufügte, im äussersten Grade empörend.

Mit Würde protestirte Walderode gegen die widerrechtliche Gewaltthat; indessen es kostete ihm die größte Ueberwindung, seinen heftigen Zorn in so anständige Formen einzuschließen. Lange noch wandelte er unruhig umher, als die Gefängnißthüre hinter ihm abgeschlossen, und er nun einsam war.

Man hatte dem Verhafteten erlaubt, mit der Buchdruckerei zur Besorgung seiner Tagesschrift in Kommunikation zu bleiben, und so konnte er das Journal nicht nur im Gefängnisse schreiben, sondern die Aufsätze auch ungehindert zum Abdrucken absenden.

Als Walderode am andern Tage eben beschäftiget war, den Haupt-Aufsatz seines Blattes niederzuschreiben, sprang er hastig vom Sitze auf und durchschritt heftig das Gefängnißzimmer zum Zeichen, daß sich der Aufruhr in seinem Innern noch nicht gelegt hatte. Ueber jede Ungerechtigkeit stets tief entrüstet, glühte er vielmehr immer noch vor Unwillen, sein rollendes Auge schien im Ausdruck dem Sturme der Gefühle kaum folgen zu können, und mit flammenden, das staunende Volk durchzuckenden Worten erzählte er die Gewaltthat in der „Rednerhalle". Der Schluß des Artikels lautete also:

„Deputirte des Volkes! wollt ihr dem rechtlosen Zustande eurer Mitbürger kein Ziel setzen? Wollt ihr die persönliche Freiheit gegen die rohe Gewalt der Censur nicht in Schutz nehmen? Wenn ihr aber eure Zustimmung geben wollt, daß die Staatsbürger von den Administrativstellen willkürlich verfolgt und, ohne daß sie ein Strafgesetz übertreten hätten, ihrer Freiheit nach Belieben beraubt werden können, wollt ihr denn zur Ehre der Civilisation nicht wenigstens die Form

retten und darauf dringen, daß den Opfern der verfassungswidrigen Gewalt zum mindesten das Recht der Berufung eingeräumt werde? — Die Deputirtenkammer vom Jahre 1831 wird so tief sich nicht erniedrigen!"

„Die Regierung möge übrigens fortfahren, die gesetzwidrigen Gewaltschritte der untern Stellen in Schutz zu nehmen; sie möge fortfahren, der Nation ihren rechtlosen Zustand durch Beispiele vor Augen zu stellen. Aus dieser Saat entspringt eine herrliche Aerndte; ja in der That eine große, segensreiche Aerndte, zwar nicht für den Thron, doch gewiß für das Volk. Der Einzelne wird leiden, allein das Ganze wird gewinnen. Das für die Freiheit kämpfende Individuum kann untergehen, aber das Volk wird im constitutionellen Geiste gebildet und groß gezogen. Nur noch kurze Zeit, und ihr werdet das Wunder sehen, daß das Volk nicht mehr als kriechender Hund zu den Füßen seines Herrn liegt *), sondern, zum Bewußtsein der Menschenwürde erhoben, die Rechte freier Staatsbürger in ihrem ganzen Umfange zurückfordert."

„Es lebe die Freiheit der Völker!"

Das war nicht mehr die gehaltene, gemäßigte Sprache des „Reichsblattes", und dennoch würde die Meinung irren, Walderode habe ohne Widerstand der Leidenschaft die Zügel schießen lassen. Sein heftiger Geist hatte bei der Niederschreibung jenes Aufsatzes vielmehr krampf-

*) Man hatte vor Kurzem neue Kronenthaler ausgeprägt, deren eine Seite in erhabener Arbeit den Thron darstellte. Zu den Füßen desselben lag ein Hund, und unten stand die Inschrift:

Baierns Treue!

haft nach Selbstbeherrschung gerungen*), und wer die folgenden noch heftigern Artikel der „Rednerhalle“ mit andern Blättern jener Zeit vergleichen wollte, der würde immer noch den Kampf durchblicken sehen, den das Streben nach Mäßigung mit dem Feuer entrüsteter Begeisterung fortgesetzt zu führen schien. Große Zeiten mit großen Entwürfen bilden sich ihre eigene Sprache: diese verletzt freilich in ruhigen Zuständen; allein wo die Geister tief erregt sind, wird ein anderes der Fall, und man würde sich immer lebhaft in solche Zeiten hineindenken müssen, um über die Leidenschaft der Sprache milder oder strenger richten, und namentlich über ihre Wirkung sich ein richtiges Urtheil bilden zu können.

Walderode hatte bei der offenbaren Widerrechtlichkeit seiner Gefangenhaltung erwartet, daß die Opposition der Deputirten-Kammer wider eine solche Verletzung der Verfassung mit Nachdruck einschreiten werde. Um den frevelnden Beamten eine Lehre zu ertheilen, und dadurch eine Scheu vor ähnlichen Gewaltthaten zu erwecken, wollte der Mißhandelte nicht selbst Beschwerde führen, sondern der Kammer Gelegenheit geben, prinzipiell oder grundsatzmäßig für die Sicherstellung der persönlichen Freiheit zu sorgen. Indessen nicht eine einzige Stimme wagte es in der Abgeordneten-Kammer, wider die gewaltthätige Verletzung der Verfassung sich zu erheben.

*) Dieß ergiebt sich aus folgender Stelle desselben Aufsatzes: „Der Verfasser der „Rednerhalle“ schreibt gegenwärtigen Artikel im Arreste; jedoch nicht traurig, sondern freudig, nicht mit Leidenschaft, sondern mit kalter, ruhiger Besonnenheit.

„Stehen wir so?" dachte Walderode bei sich. „Gut, meine Herren, ich fühle noch die Kraft, mich selbst zu schützen!"

Als nach Ablauf der ersten 48stündigen Arrestzeit, wegen des Abdruckens eines weitern Censurstriches, eine neue Arreststrafe von vier Tagen wider den Verhafteten verhängt wurde, und also auch bei der Gefängniß-Strafe die geometrische Steigerung beschlossen zu sein schien, las man in der „Rednerhalle" vom 18. September 1831 unter andern folgendes:

„Von dem Verfasser dieser Blätter ist aus dem Gefängniß ein Antrag an das Staatsministerium des Innern gestellt worden, welcher also lautet:

„„Die königl. Polizeidirektion dahier, hält mich, auf Befehl der „Regierung des Isarkreises, seit drei Tagen in einer widerrechtlichen „Gefangenschaft, wie in dem beiliegenden Aufsatze „Kampf für Recht, „Gesetz und Verfassung" näher dargelegt ist. Unter Hindeutung auf „die Artikel 357 und 359, Th. I. des Strafgesetzbuches, welche bei „Verweigerung der Abhilfe auch wider den verantwortlichen Minister, „als Mitschuldigen, in Anwendung kommen müßten, bitte ich Ew. „königl. Majestät Staatsministerium des Innern ehrerbietigst:

„„meine Befreiung aus der widerrechtlichen Gefangenschaft „„augenblicklich zu befehlen.""

„Nachschrift. Abends 9 Uhr. So eben wird dem Redakteur „der „Rednerhalle" die Befreiung aus der Gefangenschaft angekün„diget. Wir müssen dem Herrn Ministerverweser v. Bielefeld die Ge„rechtigkeit widerfahren lassen, daß er, nach dem Empfange unsrer

„obigen Anzeige zur Befreiung des Redakteurs auf der Stelle Befehl „ertheilt hat."

Fortan machte die Polizei längere Zeit keinen Versuch mehr, das Abdrucken gestrichener Stellen durch Strafen zu verhindern; auch in der Beschlagnahme solcher Blätter, die man jetzt wählte, war sie nicht glücklich, und Walderode daher mitten in Deutschland und am Sitze einer der größern Regierungen im ungestörten Besitze der vollständigen Preßfreiheit. Etwa nach einem Monat las man in einer elsäßischen Zeitschrift:

„Was alle deutschen Kammern seit 15 Jahren nicht zu Stande bringen konnten, hat ein einziger Mann binnen wenig Wochen durchgesetzt: die „Rednerhalle" in München genießt durch die Energie ihres Verfassers vollkommene Preßfreiheit!"

Siebenzehntes Hauptstück.

Die Verminderung der öffentlichen Lasten, welche die bairische Abgeordneten-Kammer vom Jahre 1831 Anfangs auszuwirken entschlossen schien, mußte vorzüglich durch Ersparung im Militär-Etat möglich gemacht werden, und das einzige Mittel hiezu war die Einführung einer allgemeinen Wehrverfassung und die Umwandlung des stehenden Heeres in Lehrkörper. In dieser Idee lag eben so wenig etwas Überspanntes oder Träumerisches, als sie die Waffenmacht des Landes beeinträchtigen konnte; die erfahrensten Offiziere des Generalstabes erklärten vielmehr, daß bei Durchführung derselben das bairische Heer, troz der großen Ersparung, ungleich stärker, geübter und kampffähiger sein werde, als gegenwärtig (1831). Unter solchen Umständen hielt es Walderode für seine besondere Pflicht, die nützliche Reform dringend zu empfehlen, und er schrieb daher eine Reihe von Aufsätzen darüber. Hierdurch wurd·

er mit einem höhern Offizier der entgegengesetzten politischen Richtung erst in einen Kampf der Erörterung, dann in einen Kampf anderer Art verwickelt; die Angelegenheit endigte sich jedoch damit, daß zwischen beiden Gegnern ein sehr freundliches Verhältniß eintrat. Nachdem man in der Münchner politischen Zeitung, einem ministeriellen Organ, gelesen hatte:

„Das Zerwürfniß zwischen Herrn Oberst H. und Herrn Dr. W. ist „auf eine für beide Theile ehrenvolle Weise erlediget worden!“

sah man den Obersten im englischen Garten oft mit herzlicher Freude auf Walderode zueilen.

„Ach! wenn Sie sich nur ein einziges Mal durch mich bei Hof vorstellen lassen wollten,“ flüsterte er gemeiniglich mit wohlwollender Güte, „wie sehr würden sich Ihre Ansichten ändern! Sie haben auch vorgefaßte Meinungen, Walderode, und diese würden Sie durch die überzeugende Wahrnehmung des Gegentheils verlieren!“

Die „Rednerhalle“ hatte durch das Benehmen ihres Verfassers in dem Streite über die Wehrverfassung noch mehr an Ansehen gewonnen, und übte namentlich auf die Beschlüsse der Abgeordneten-Kammer einen so entscheidenden Einfluß, daß die Staatsregierung jenes Blatt als ihren gefährlichsten Widersacher ansah. Da weder gütliche Vorstellungen, noch Strafversuche, im Polizeiweg, den Verfasser desselben von seiner heftigen Opposition abzubringen vermocht hatten, so beschloß man endlich einen ernstern Angriff gegen ihn, nämlich die Verfolgung im Kriminal-Wege. Gegen 15 Anklagen wurden wider Walderode erhoben, bald im Verbrechens- bald im Vergehensgrade, und da

das Kreis- und Stadtgericht München die General-Untersuchung wirklich eröffnete, so sah sich der Rechtsgelehrte, welcher so oft nur als Vertheidiger bei Gericht erschienen war, selbst im Zustande der Anklage.

Der Rath des Kreis- und Stadtgerichts, dem man die Leitung der Untersuchung übertragen hatte, war nicht bloß ein vorzüglicher Jurist, sondern auch ein Mann von der feinsten Bildung und Weltsitte. Bei Angriff und Vertheidigung, oder Fragen und Antworten, offenbarte sich daher gegenseitig eine besondere Entwicklung von Sachkenntniß und Anstandsformen. Da die Verhöre in dem großen Sitzungs-Saale des Stadtgerichts vor sich gingen, so machten sich viele Mitglieder des Kollegiums an ihren gewöhnlichen Plätzen im Saale etwas zu schaffen, um den interessanten Verhören beizuwohnen. So erlangte die Untersuchung, trotz der Heimlichkeit des Verfahrens, einen gewissen Anstrich von Oeffentlichkeit. Walderode, welcher seine Antworten natürlich selbst diktirte, zeigte mit Gründlichkeit, daß er bei dem vorliegenden Fall nicht seine, sondern die Angelegenheiten des Volkes vertrete. Er bewies ruhig, wie offenbar das derzeitige Regierungs-System mit dem öffentlichen Wohle unvereinbar sei, und geändert werden müsse.

„Lange und eifrig,“ erklärte der Angeschuldigte, „wurde die Staatsverwaltung mit wohlwollenden, bescheidenen Vorstellungen angegangen: wenn alles dieß fruchtlos war, mußte nothwendig ein anderer Ton angestimmt werden. Meine Sprache ist allerdings oft so heftig, daß ich sie in ruhigen Augenblicken selbst vielleicht mißbillige; allein wir stehen in der Gluthitze des Kampfes, und am Ministertisch

werden zuweilen Grundsätze geäussert, welche lebhafte Gemüthsarten furchtbar reitzen müssen!"

Letztere Aeusserung bezog sich auf die Erklärung eines Regierungs-Kommissärs in Betreff der französischen Kontributions-Entschädigungen. Dieselbe war so excentrisch, daß sie selbst bei der ministeriellen Partei entschiedene Mißbilligung erregte, unserm vor Unwillen glühenden Walderode hingegen die Uebereilung entlockte, daß er sich in der Kritik der besagten Regierungshandlung des Ausdruckes „nichtswürdig" bediente.

„Abgesehen also von der Leidenschaftlichkeit der Sprache," schloß Walderode seine Vertheidigung, „welche die Hitze des Streites freilich nie ganz ausschliessen kann, habe ich in den Angriffen gegen die Regierung kein Gesetz verletzt, sondern im Gegentheil die Pflichten eines guten Bürgers erfüllt. Jedes Wort, das ich sprach, ist wahr: die Gerechtigkeit auf meiner Seite: nicht eine Sylbe nehme ich darum zurück!"

Der Inquirent hatte in dieser schwierigen Angelegenheit mit merkwürdiger Unparteilichkeit sich benommen. Ohne sich zu den Grundsätzen des Angeschuldigten zu bekennen, oder der Regierung sich gefällig bezeigen zu wollen, hatte er die Fragen streng objektiv gehalten, so daß alles, worauf es bei der Entscheidung etwa ankommen möchte, zur Sprache kam, und der Gegenstand allseitig erschöpft wurde. Wie Walderode nach dem Schlusse der Untersuchung aus den Akten entnahm, lautete das geheime Geberden-Protokoll also:

„Der Angeschuldigte, welcher seine Antworten selbst diktirte, be-

nahm sich mit Würde und Anstand. Es schien, daß er bei seinem Verfahren nur von aufrichtiger Ueberzeugung geleitet werde!"

Deutschland ist das Reich der Ideen und der Geister, der Dichter und der Denker, der höchsten Kunst wie des tiefsten Wissens: — es verbirgt in seinem Innern manches Wunder, aber seine größte Eigenthümlichkeit ist der ungeheure Kontrast der Gegensätze. „Es gibt bei den Deutschen nur Gold- und Kupfermünzen," sagte Börne, ... „**Armin und Segest**! Wunderbare Andeutung des tiefen Sinnes vom deutschen Leben!" ein anderer Schriftsteller. Dem ist so! Es bestehen bei uns namenlose Gebrechen ..... doch auch das Größte, was die Erde kennt, eine Erhabenheit, die anderwärts vergebens gesucht werden würde. So sollte denn auch in der Untersuchung wider Walderode ein Urtheil ergehen, wie es in den Annalen keines Volkes angetroffen werden kann. Das Appellationsgericht in Landshut war der erkennende Richter, und nachdem dieser alle Anklagen im Verbrechensgrade beseitiget hatte, sprach er sich in den Entscheidungsgründen über andere Beschuldigungen in nachstehender Weise aus:

„In dem Aufsatze *): „Wer sind die gemeinschaftlichen Feinde des Königthums und des Volkes?" in Nr. 122 der „Rednerhalle" spricht Inculpat lediglich als Journalist seine Ansicht über den Mangel

---

*) Alles Thatsächliche unsrer Erzählung ist stets streng geschichtlich. Nur wo die Ereignisse als so ungewöhnlich erscheinen möchten, daß sie vielleicht den Unglauben der Leser erwecken, und für bloße Dichtungen gehalten werden, wollen wir ausdrücklich erinnern, daß sie gleichwohl historisch wahr sind. Wir bemerken daher, daß die oben stehenden Urtheils-Gründe den genauen aktenmäßigen Auszug aus einer bekannten Untersuchungssache darstellen.

eines Kreditvereins resp. Hilfsfonds in Baiern aus, und glaubt den Grund dieses Mangels in der beispiellosen Unfähigkeit der Minister zu finden. Es fehlt hier vor allem ein Requisit des Thatbestandes des Vergehens der beleidigten Amtsehre, wegen dessen Inculpat der Hauptuntersuchung unterlag, nämlich das amtliche Verhältniß, in welchem der Beleidiger und die beleidigten Beamten stehen müssen und wodurch die Beleidigung veranlaßt worden sein muß."

„Wenn also auch in den Worten „beispiellose Unfähigkeit" eine Ehrenbeleidigung gegen die Minister liegen würde, so könnte sie nur eine Privat-Injurienklage, nicht aber das in Frage stehende Vergehen begründen."

„Allein auch dieser Ausdruck enthält wegen seiner Unbestimmtheit keine Injurie. Es werden dadurch nämlich nicht besondere Eigenschaften des Geistes oder Charakters abgesprochen, sondern nur im Allgemeinen das Verfahren der Minister in Beziehung auf die Anforderungen der Zeit getadelt."

„Der gebrauchte Ausdruck kann wohl die damit Bezeichneten kränken, allein da derselbe weder einen Schimpf noch eine Schmähung enthält und keinen positiven Angriff auf die intellektuelle oder gemüthliche Persönlichkeit darstellt, so kann auch eine Absicht zu beleidigen, nicht angenommen werden."

„In dem Aufsatze: „Fortschritte der baierischen Regierung" in Nr. 122 der Rednerhalle tadelt Inculpat das Verfahren gegen Dr. Grosse, und führt an:

„„Mehrere Abgeordnete hätten in der Kammer sich dagegen aus-

drücklich ausgesprochen, allein man fürchte, es werde auch dieses vergeblich sein; der Minister berufe sich, wie man sage, auf das Kabinet; wäre dieses richtig, so müßte man Herrn v. Bielefeld bedauern; denn es gebe nichts Unwürdigeres, als einen konstitutionellen Minister, der gegen seine Ueberzeugung Befehle des Kabinets vollstrecke.''''

„Auch hier liegt das Vergehen der beleidigten Amtsehre nicht vor. Einerseits fehlt hier zu dem Thatbestande das Requisit: ein amtliches Verhältniß, in welchem der Beleidiger mit dem Beleidigten zu thun hatte, andererseits das weitere Moment: eine Ehrenbeleidigung. Der Verfasser tadelt nämlich lediglich die Handlung des Hrn. v. Bielefeld, und stellt nur den allgemeinen Satz auf, es gebe nichts Unwürdigeres, als einen konstitutionellen Minister, welcher Kabinetsbefehle gegen seine Ueberzeugung vollstrecke. Hiedurch hat der Verfasser nur seine Ansicht über die Stellung und die Pflichten eines verantwortlichen Ministers in konstitutionellen Staaten ausgesprochen."

„Inculpat hat mit dieser Aeusserung, welche nur im Interesse der Sache oder der Theorie gemacht zu sein scheint, nur seinen Tadel motivirt, ohne die Person des Hrn. v. Bielefeld direkt anzugreifen. Der gebrauchte Ausdruck endlich, „man müsse Herrn v. Bielefeld bedauern," ist zwar nicht frei von kränkendem Spott, allein man kann die Handlungen eines andern noch so beißend und scharf kritisiren, eine Ehrenbeleidigung ist dadurch doch nicht gegeben, so lange keine Schimpfworte und andere den Menschen herabwürdigende Ausdrücke gebraucht sind."

„Der Artikel „München 5. Oktober“ in Nro. 95 der Rednerhalle enthält ein im Geiste der Opposition mit Leidenschaftlichkeit abgefaßtes Referat über die Debatten der Kammer der Abgeordneten bezüglich der sogenannten französischen Defensionsgelder. Es wird dort unter Andern gesagt: „die Regierung habe diese Gelder vergeudet, und der Abgeordnete Schüler habe in dieser Beziehung die Regierung in ihrer ganzen Nichtswürdigkeit dargestellt.“ Inculpat hat durch diese letztere Aeusserung nur seine Ansicht über eine Thatsache, nämlich über die von dem Abgeordneten Schüler gehaltene Rede ausgesprochen, er zieht aus dieser Thatsache nach seinen subjektiven Begriffen Schlüsse, welche, wenn sie auch bitter und sehr hart gegen die Regierung lauten, wegen ihrer Allgemeinheit kein bestehendes Strafgesetz verletzen. Auch das weiter vorkommende Urtheil des Inculpaten über die Rede des Ministerialraths Dr. von Wirschinger enthält eine Ehrenbeleidigung, und somit auch abgesehen von dem Mangel eines amtlichen Verhältnisses des Inculpaten zu genannten Staatsbeamten, das Vergehen der beleidigten Amtsehre, dessen W.... beschuldigt ist, nicht, denn die hier ausgesprochene Kritik, daß jene Rede das Gepräge gänzlicher Nullität an sich getragen habe, ist zwar sehr beissend, sie äussert sich jedoch nur über die Sache, ohne die Person direkt herabzuwürdigen.“ —

Wer erstaunt nicht über die Würde, den Freimuth und die Gerechtigkeit eines solchen Gerichtshofes?

Walderode war denn im Wesen völlig freigesprochen, und nur in einer untergeordneten Frage wegen vermeintlicher persönlicher Beleidigung eines Staatsbeamten zu sechswöchentlichem Festungs-Arrest ver-

urtheilt worden. Der Grund der Verurtheilung war die Aeusserung eines Aufsatzes: „daß nur einfältigen Regierungs-Direktoren die Preßfreiheit als ein Uebel erscheinen könne!“ Ein solcher Ausdruck konnte wegen seiner Allgemeinheit unmöglich Strafe nach sich ziehen. In den Verhören wurde an den Angeklagten die Frage gestellt, „wen er unter jenen Regierungs-Direktoren verstanden habe?“ Und ob er gleich hierüber zu keiner Erläuterung verbunden war, nannte er gleichwohl freiwillig den Mann, welchen er im Sinne gehabt habe. Allein Gedanken, die nicht geäussert werden, sind straffrei, und eben weil Walderode den Mann, welchen er im Sinn hatte, öffentlich nicht nannte, blieb seine Aeusserung allgemein oder objektiv, und verletzte keine Persönlichkeit. Gerade in dem Punkte der Verurtheilung war demnach die Entscheidung des Appellationsgerichts in Landshut nicht haltbar. Indessen Walderode wurde von dem übrigen Inhalt des Erkenntnisses mit einer solchen Ehrfurcht gegen das Gericht erfüllt, daß er, um sie öffentlich auszudrücken, gegen ein so erhabenes Urtheil keine Berufung einlegen, sondern eine unverdiente Strafe auf sich nehmen wollte.

Achtzehntes Hauptstück.

Fast wider Willen und in Folge eines eigenthümlichen Dranges war Walderode, der heitere, lebensfrohe Mann, in die politische Laufbahn geworfen worden. Es waren neue Ideen über die Emporhebung der leidenden Volks-Stände, über Vermehrung der Macht unsres Vaterlandes und die Verschönerung aller seiner öffentlichen Verhältnisse, welche auf dem Wege geschichtlicher Studien unbemerkbar in ihm entstanden waren, und, entwickelt durch jahrelanges Denken, endlich die Herrschaft über seine Geistes- und Gemüths-Richtung errungen hatten. Diese Ideen nicht jetzt schon durchzuführen, sondern als Saamenkörner unter das Volk zu werfen, hatte er zur Aufgabe seines Lebens gesetzt, und nur ihnen zu Liebe seine Freunde mit dem angenehmen Aufenthalt in den Umgebungen Baireuths verlassen, um, seinen Neigungen und stillem beschaulichen Hang zuwider, in den Strudel des geräuschvollen öffent-

lichen Lebens sich zu stürzen. Im steten Kampfe mit der Staatsgewalt und den Gegnern der Freisinnigkeit, hatte Walderode selten Gelegenheit gehabt, den Gegenstand näher zu erörtern, für den er doch einzig wirken wollte, und er mußte sich darauf beschränken, nur hin und wieder seine Gedanken von weitem flüchtig anzudeuten. Die Aufregung der Zeit gewann auch ruhigen und tiefen wissenschaftlichen Erörterungen geringen oder gar keinen Geschmack ab; man wollte Unterhaltung oder Genüsse durch Partei-Siege, und keine Belehrung, welche Studien oder wenigstens prüfendes Nachdenken verlangte: — kurz die Kämpfe der Zeit nahmen einen gewissen Schein an, auf Zersplitterung der befruchtenden und gestaltenden Kräfte hinzuwirken. Eine solche Richtung war für den Verfasser der „Rednerhalle," welcher nur durch organisirende Ideen in den Partei-Kampf hinein geführt worden war, äusserst verletzend, und er stemmte sich ihr mit der gesammten Kraft seines Geistes entgegen.

„Wir wollen bauen," sagte er endlich bei sich, „und Ideen müssen unter das Volk gebracht werden! Wollen wir darum die Kritik unserer Reichszustände und die Mittel zu deren Verbesserung endlich ein Mal im Zusammenhang und mit wissenschaftlichen Ernst entwickeln!"

Andere Erscheinungen der Zeit erhoben dieß vollends zu gebieterischer Nothwendigkeit. In Frankreich hatte der gesteigerte Partei-Kampf nicht nur eine republikanische Richtung, sondern in dieser wieder eine Sekte mit Theorien socialer Verbesserung hervorgerufen, welche durch ihre Ueberspannung und Unnatur für die reformatorische Tendenz der Zeit im äußersten Grade schädlich wirkten. Solche unglückliche Theo-

rien zu bekämpfen, forderte gerade das Interesse der strebenden Patrioten, und auch in Deutschland kamen unter den Liberalen Grundsätze zum Vorschein, daß eben eine reformatorische Richtung von wirklichem Berufe zum Widerstand bestimmt werden mußte. Es war dieß der flache Kosmopolitismus und ein fanatische Freiheits-Jagd, womit man das fruchtbare nationale Prinzip zu zerstören und im Anstreben einer mystischen allgemeinen Glückseligkeit des Menschengeschlechts gerade den Boden jeder wahren Volks-Freiheit zu unterhölen trachtete. Dabei schien sich Unklarheit der Ideen, und dünkelhafte Ueberschätzung im Berufe des Reformators geradehin zum Charakter der Zeit erheben zu wollen. Es kamen eine Menge von socialen Theorien zum Vorschein, und je seltsamer sie waren, je mehr sie der Begründung auf dem Wege geschichtlicher und wissenschaftlicher Forschung entbehrten, desto größer war die Eigenliebe, der eingebildete Hochmuth und die Anmassung ihrer unberufenen Erfinder.

Gebrach es deswegen der Zeit überhaupt an wirklich schöpferischen Ideen? Keineswegs! Die Geschichte lehrt, daß gerade im Zeitalter der Reformation eine Masse von falschen Umwälzungs-Ideen hervorbrechen, und eine ganze Fluth von unreifen Theorien, welche den wahren Reformator zu übertäuben, zu verdrängen oder gar der Vergessenheit zu überliefern scheinen. Doch getrost, die Wahrheit wird sich am Ende immer Bahn zu brechen, also den weisen, wirklich-reformatorischen Ideen früh oder spät den Sieg über Wortschwall, Dünkel und Unverstand zu erringen wissen!

Walderode's Gedanken zur Verbesserung der deutschen National-zustände.

Es gibt in der Entwicklung der Menschheit Zeiten wo die Völker den Zuständen der Mündigkeit oder der Reife sich nähern, und wo demnach nicht nur über die Mittel zur verhältnißmäßig bessern Einrichtung der Gesellschaft, sondern auch über den Sinn und den letzten Zweck des Bildungsganges Klarheit eintritt. Es ist kein Zweifel, daß die gebildeten Völker Europa's diesen Zeitpunkt erreicht haben, die Grundlagen des bevorstehenden Normalzustandes der Staaten sind bereits vorhanden, nämlich die Ideen. Wir nennen diese Gedanken die schwebenden Fragen der Zeit, jene Fragen, welche trotz der scheinbaren Ruhe nach Außen die Tiefen der Gesellschaft mächtig erregen und unwiderstehlich auf große Thaten hindrängen. Es wäre eine schöne Arbeit, die Entstehung, Entwicklung, den Charakter und den innern Zusammenhang derselben in wissenschaftlicher Weise umfassend darzulegen; aber durch die Natur unserer Unternehmung auf Kürze angewiesen, wollen wir das Wesen der schöpferischen Ideen der Zeit nur in einigen allgemeinen Umrissen anzudeuten suchen.

Das Streben des Zeitalters zur Feststellung des Normalzustandes der Völker-Verhältnisse umfaßt vier verschiedene, doch im genauesten Zusammenhange stehende Richtungen: 1) die politische Reform, 2) die sociale Reform, 3) die Abrundung und vervollständigte Entwicklung der Nationalitäten, 4) die Herstellung der richtigen völkerrechtlichen Beziehung der verschiedenen Nationen oder des allgemeinen Gleichgewichts. Diese vier Aufgaben sind unter einander so innig verbunden

und stehen dermaßen in Wechselwirkung, daß keine ohne die andere ihre Lösung erhalten kann. Die französische Staatsumwälzung vom Jahr 1789, welche in dem Uebergang zu dem Normalzustande der Völker die erste Periode bildet, beschäftigte sich nur mit der politischen Reform, verkannte zugleich in einer zu weit führenden Begeisterung für allgemein menschliche Zwecke die Bedeutung und Nothwendigkeit der Nationalitäten und wurde durch dieses Extrem naturgemäß auf das Entgegengesetzte geleitet, nämlich auf das Übermaaß des nationalen Sinnes und in dessen Folge auf die Zerstörung des allgemeinen Gleichgewichts der Völker. Das Ergebniß mußte daher theilweiser Rückfall in die frühern Zustände sein. In neuester Zeit hat sich indessen die reformatorische Richtung in Frankreich wesentlich vervollständigt, indem auch die Frage der socialen Reform zur Erörterung gezogen wurde; allein selbst abgesehen von dem Übermaaß, das auch in dieser Beziehung dort bemerklich wird, scheint der zu weit schweifende Drang des nationalen Sinnes abermals eine Verkennung des Rechts der Nationalitäten der übrigen Völker und dadurch eine abermalige Aufhebung des allgemeinen Gleichgewichts befürchten zu lassen. Das französische Volk ist eines der schönsten und edelsten Elemente der neuern Kultur, es hat die größten Verdienste um die Menschheit, indem es zur Feststellung deren Normalzustandes die erste, erregende Kraft bildet, doch die Durchführung des Zweckes selbst wird ohne die Mitwirkung der andern Völker, namentlich der Deutschen, nicht möglich sein. Letztere insbesondere haben von Frankreich viel zu lernen, allein sie haben auch die Aufgabe, die dort angeregten Ideen in der Tiefe zu verarbeiten, zu berichtigen und zu vervoll-

ständigen, und zugleich den übersprudelnden, zum Uebermaaß geneigten Geist der Franzosen in angemessene, wohlthätige Schranken einzuschließen. Wie diese Aufgabe zu erfüllen sei, zeigt eine nähere Besprechung der vier Richtungen, in welche das Streben des Zeitalters zerfallen muß.

Die politische Reform.

Die Staatsformen sind schon dem Wortbegriffe nach Mittel zum Zweck: wird letzterer in die möglichste Beförderung des geistigen und materiellen Wohles der Gesellschaft gesetzt, so ergibt sich von selbst, daß in der Staatsform alles entfernt werden muß, was, nach der Erfahrung, dem Wohle des Ganzen widerstrebt. Hier liegt indessen die Grenze der politischen Reform und beginnt das Gebiet der socialen. Als bloße Formen geben Verfassungen nur die Mittel zur zweckmäßigen socialen Einrichtung der Völker-Verhältnisse an die Hand, enthalten also an sich dieselbe noch nicht: so ist die Freiheit, abgesehen von ihrer Bedeutung als ideelles Ziel, immer nur Mittel für die höhern Gesellschaftszwecke, der Athem, aus dem das geistige Leben entspringt. Umgekehrt ist aber auch die sociale Reform ohne Beseitigung lähmender und drückender Staatsformen nicht möglich, gründliche Verbesserung der letztern daher der nothwendige Vorläufer der socialen Regneration. Dieser Gesichtspunkt führt uns denn zunächst auf die Beurtheilung der Staats-Einrichtungen unserer Zeit und die Untersuchung, in wie weit solche einer zweckmäßigern socialen Einrichtung der Völker-Verhältnisse entsprechen oder sich widersetzen, und

welche Verbesserungen demnach als Vorbedingung der socialen Reform nothwendig sind.

Alle wirkliche Wahrheit und Weisheit ist einfach und erfordert nur Klarheit der Auffassung; sobald also die Völker zum strengen logischen Denken sich heranbilden werden, muß auch die so schwierig scheinende Aufgabe der politischen und socialen Reform schlicht und einfach und der denkenden Masse leicht faßlich werden. Das Bedürfniß edler Selbstständigkeit ist allen feiner fühlenden Menschen in das Herz geschrieben, die Nothwendigkeit der Anerkennung unsrer menschlichen Würde geht aus jeder höhern Bildung als Ueberzeugung hervor, entweder ist der Sinn der Schöpfung nichtig, oder der Mensch soll ein freies, edles Wesen werden. In dieser Weise hingestellt, findet der Satz gewöhnlich allgemeine Anerkennung, indessen man spielt mit den Worten...... ein freies, edles Wesen ist als Unterthan seines Nebenmenschen nicht denkbar, nur die wahre volksthümliche Regierungsform stellt daher die menschliche Würde in ihrer Reinheit her und in diesem Punkte ist sie nicht bloße Form, nicht bloßes Mittel zum Zweck, sondern Wesen, Selbstziel. Die sittlichen Güter stehen hoch über den materiellen, aller Wohlstand und selbst Reichthum der Erde wiegt das beschämende und drückende Gefühl nicht auf, das aus dem Bewußtsein der Unterwürfigkeit entspringt: Anerkennung der menschlichen Würde ist dem gebildeten und edlen Wesen so unentbehrlich, wie dem Leben der Athem und darum das Recht eines freien Staatsbürgers eine sittliche, unabweisliche Nothwendigkeit. Aus diesem Rechte entwickeln sich von selbst alle weiteren Einrichtungen, welche in politischer Beziehung zur Her-

beiführung eines einfachen, gesunden und starken Staatsorganismus nothwendig sind.

a. Leitung der allgemeinen Angelegenheiten durch die öffentliche Vernunft.

Es ist Anmaßung, zu behaupten, daß ein Einzelner an Weisheit und Geschicklichkeit, an Tugend und Rechtschaffenheit so hoch über allen Andern stehe, daß nur Er allein die Geschäfte der Gesellschaft besorgen könne: allerdings besteht ein großer Unterschied in den Fähigkeiten und sittlichen Eigenschaften der Menschen, der Tüchtigste soll auch den meisten Einfluß auf die Verwaltung des Staates haben, aber nur der Tüchtigste und nur Einfluß, nicht unbedingte Herrschaft: die denkende Masse muß selbstständig prüfen und wählen können, daher unmittelbaren Antheil an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten genießen, und dieser ergibt sich aus dem Prinzipe der Volksvertretung, und zu dessen Ausführung aus der freien allgemeinen Wahl. Bei natürlicher Staatseinrichtung werden die Geschäfte selbst einfacher, der gesunde Sinn der Massen unterscheidet leicht, was zu ihrer Wohlfahrt und zu ihrem Nachtheil gereicht, die freie Erörterung beleuchtet überdieß jede vorkommende Staatsfrage in der Weise von allen Seiten, daß auch unter den Massen eine bestimmte und klare Ueberzeugung, also auch ein auf Einsicht und Bewußtsein gegründetes Urtheil sich bilden kann. Alle Maaßregeln des Staates gewinnen aber ungleich mehr an Kraft und Nachdruck, wenn sie auf den freien Willen und die eigene Ueberzeugung der Nation, als auf Zwang und blinden Gehorsam sich gründen. Das Prinzip der Volksvertretung, und zu dessen Durchführung, die

allgemein freie Wahl ist darum die erste Bedingung durchgreifender politischer Reform.

b. Freiheit der Rede und Schrift.

Was im 16. Jahrhunderte der Ablaß war, ist im 19. die Censur; jene Erfindung stellte die Hierarchie über die Gottheit, dieses Institut dagegen die Staatsgewalt über die Weltordnung. Der Ablaß tödtete die wahre Religiosität, die wirkliche Tugend, indem er Geldopfer für sittlich gute Thaten forderte; die Censur tödtet die wahre Wissenschaftlichkeit, indem sie das geistige Streben dem Leben und dem Volke entfremdet, von praktischen Staatsfragen auf unfruchtbare Schulsätze ableitet und in seinem freien Aufschwunge lähmt und verkümmert. Noch mehr, die Religiosität unserer Zeit ist der Kultus der Tugend, der Vaterlandsliebe, der Freiheit, des zur That gewordenen göttlichen Funkens, der den innern Menschen vergeistigt und veredelt, zur Anschauung und Erfassung der Weltordnung erhebt und als unsterbliches Wesen zum selbstständigen Einwirken in die Zwecke der leitenden Ordnung der Dinge bestimmt. Sowie der Ablaß die Religiosität im 16. Jahrhundert erstickte, ebenso bewirkt dieß die Censur im 19. Jahrhunderte, indem sie alle höheren Ideen der fortschreitenden Bildung bekämpft, und dem Heiligthum unserer Zeit, dem Kultus der Freiheit und Vaterlandsliebe, der Bürgertugend und der geistigen Unabhängigkeit vernichtend in den Weg tritt. Der Ablaß war das Mittel, die Schwelgerei der kirchlichen Aristokratie zu fördern, und den Luxus derselben, dem Elende des Volkes gegenüber, bis zum äussersten Uebermaaße zu steigern: die Censur hindert die Kontrole der Staatsgewalt

und die Erörterung der durchgreifenden Maaßregeln, wodurch die Staatslasten vermindert, den Bedrängnissen der niedern Klassen gesteuert und die bürgerliche und geistige Selbstständigkeit derselben gefördert werden könnte. Indessen eine noch weit traurigere Wirkung, als die materielle Verarmung der Massen, brachte der Ablaß durch die geistige Verarmung derselben hervor, durch die Lähmung der Geistesfreiheit, Nährung des Aberglaubens und der stumpfsinnigen Unterwürfigkeit, begleitet, wie immer, von Frivolität und Sittenverderbniß. Auch die Censur wirkt auf Vermehrung der Geistesarmuth, auf Verkümmerung der innern Selbstständigkeit des Menschen hin, auch sie nährt den Stumpfsinn und gefährdet die Reinheit der öffentlichen Sitten. Abstellung des Ablasses war im 16. Jahrhundert die unabweisliche Bedingung einer weitern geistigen Entwicklung des Menschengeschlechts, Abstellung der Censur ist diese Bedingung im 19. Jahrhundert, ist insbesondere die Bedingung der künftigen Lebens-Existenz Deutschlands. Wir haben ohne diese Reform keine geistige Zukunft mehr. Aus der Verweigerung der Entfernung des Ablasses entstanden tief gehende Reformen der Kirche, an die Anfangs bei der Bitte um Beseitigung jenes Krebsübels Niemand gedacht hatte; auch aus der Verweigerung der Entfernung der Censur werden tief gehende Staatsreformen entspringen, an die bei dem ersten Begehren der Preßfreiheit Niemand gedacht hatte, noch glauben wollte. Es gab sogar Monarchen, welche die Freiheit der Erörterung liebten und mit jeder starken Regierung für vereinbar erklärten: Friedrich II. trat im vorigen Jahrhundert mit solchen Grundsätzen die Regierung an und es scheint nicht, daß er

geringeres geleistet, daß er schwächer, oder ohnmächtiger war, als die Dynasten, welche sich auf die Censur stützen. Noch größere Kraft gewährt jedoch die Freiheit der Erörterung dem auf Volksthum und Nationalität gegründeten Staate: sie ist sein Licht und seine Wärme, also die erhaltende und belebende Grundkraft seines Organismus, und weil ohne Volksthum und Nationalität bei der weit vorgerückten Bildung unserer Zeit kein Staat ersten Ranges mehr bestehen, noch sich weiter entwickeln kann, so hat Deutschland nur zwischen Entfernung der Censur und der politischen Entkräftung zu wählen. Es gibt kein Drittes, entweder den geistigen Hemmschuh beseitigen oder politisch abwelken und hinsiechen. Zweifle Niemand daran! —

c. **Oeffentlichkeit des Gerichtswesens.**

Unterdrückung ist Stillstand, Vereinzelung und Tod; Freiheit Bewegung, Vereinigung und Leben: bei unterdrückten Völkern lebt der Einzelne nur für sich und den engern Kreis seiner Familie, bei freien Nationen für sein Volk und Vaterland, Alle nehmen an den allgemeinen Angelegenheiten den innigsten Antheil, und daraus entwickelt sich die schönste Blüthe würdiger Nationalzustände, das rege öffentliche Leben. Ihm entspricht die Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, wodurch das Recht unter den Schutz der Freiheit und des angebornen Gerechtigkeitssinnes der Massen gestellt wird. Kein freier Mann erträgt die Heimlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen, schon in dem Worte „Heimlichkeit“ liegt, etwas Scheues, Abschreckendes und Unwürdiges. Das verborgene Gerichtsverfahren hat noch überdieß die traurige Folge, daß dadurch die Erziehung des Volkes zum öffentlichen Leben, zum

Selbstbewußtsein, zur nationalen Selbstständigkeit unmöglich gemacht wird: der Einfluß des öffentlichen Gerichtsverfahrens auf Rechtssicherheit ist groß und entscheidend, allein noch ungleich wichtiger und wohlthätiger ist die Einwirkung dieser herrlichen Institution auf die Bildung der öffentlichen Sitten und des Volksgeistes. Nur so lange sie die vaterländischen Gesetze und deren öffentliche Handhabung besaßen, waren die Deutschen frei: der edle Hutten erkannte die ganze Gefahr der Einführung fremder Gesetze: traurig, daß sein Kampf gegen dieses Beginnen fruchtlos war, die Deutschen mußten in einem 300jährigen Rückgange ihrer äußern Macht und ihres innern Glückes die Folgen solcher frevelnden Neuerung erfahren. Ohne Oeffentlichkeit der Rechtspflege gibt es kein freies, edles, mächtiges Volk!

d. Geschwornengerichte.

Grundbedingung des richterlichen Amtes ist vollkommene Selbstständigkeit und Unabhängigkeit. Alle Versuche, die richterliche Unabhängigkeit durch verbürgten Lebens-Unterhalt der besoldeten Richter, also durch Unabsetzbarkeit, der Staatsgewalt gegenüber, zu sichern, sind im Strafverfahren fruchtlos; die wirkliche Unabhängigkeit, wie sie im politischen Leben bei öffentlichen Kämpfen und Stürmen ein so großes Bedürfniß ist, kann nur durch Uebertragung des Richteramts auf das Volk selbst erreicht werden. Im Herzen des Volks lebt Mitgefühl, Menschlichkeit, Gerechtigkeitssinn, dem Volke kann daher unbedenklich das Richteramt in allen peinlichen Fragen übertragen werden: die Geschichte lehrt, mit welcher Weisheit, Billigkeit und richtigem Takt die Geschwornengerichte der freien Länder auch die verwickeltsten und schwie-

rigsten Rechtsfragen entscheiden. Freie Völker haben keinen Begriff, wie die peinliche Rechtspflege, wie namentlich der Schutz der politischen Rechte ohne das Geschwornengericht möglich sei. Wer freie Volkszustände durch die Anschauung noch nicht kennen gelernt hat, mag die Frage über jene Gerichtsart noch als einen Gegenstand unfruchtbarer Grübeleien behandeln und ihre Entscheidung für schwierig und zweifelhaft halten, in den Ländern des öffentlichen Lebens ist dagegen diese Frage unwiderruflich entschieden. Nur jedes rückgangs- und unterdrückungssüchtige System findet an dem Geschwornengericht ein Aergerniß, der patriotische Sinn dagegen in ihm die mächtigste Stütze der Freiheit, des öffentlichen Volkslebens und aller volksthümlichen Zwecke. Durch das Geschwornengericht erlangt die öffentliche Meinung den ihr gebührenden Einfluß auf die Entscheidung der wichtigsten Rechtsfragen; die Richter schöpfen, wie die alte deutsche Gesetzessprache so schön sich ausdrückte, das Recht aus dem Volke selbst (Schöpfen, Schöffen) und nur das Volk ist die ungetrübteste, reichste und erquickendste Quelle des Rechts. Geschwornengericht ist der Schlußstein in den Grundlagen der Freiheit, und diese heilsame und nothwendige Institution wird jenen, die wir oben unter a — c angeführt haben, nicht nur wirkliches Leben, sondern auch Bestand und Dauer verbürgen.

e. Die Reichseinheit.

Ohne die Wiederherstellung der deutschen Nationaleinheit kann weder eine weitere geistige Entwicklung unseres Volkes möglich sein, noch das allgemeine Gleichgewicht der Nationen gegen die Uebergriffe

des Ehrgeizes oder der Eroberungssucht sicher gestellt werden. In dem einzigen Worte „Einheit“ vereinigen sich alle unsere Zwecke und Hoffnungen. Die Zersplitterung ist unser größtes, unser traurigstes Gebrechen. Wir sind keine Nation, der Name Deutschland kommt bei den großen Fragen der Politik gar nicht einmal vor, nur von Preußen und Oestreich hören wir reden. Aber sind beide Deutschland? Wo ist die Einheit der Politik nach Außen? Nirgends! Wenn sich die Ansichten und Interessen der Höfe von Berlin und Wien zufällig begegnen, handeln sie gleich, im entgegengesetzten Falle kann jede der beiden Mächte ein anderes Bündniß schließen. Deutsche Kräfte können also nach den Begriffen des gegenwärtigen Staatsrechts gegen deutsche Kräfte geführt werden, ohne daß ein so trauriger Zwiespalt den Namen „Bürgerkrieg“ erhielte. Keine gebildete Nation außer uns würde einen solchen Zustand ertragen, weder England noch Frankreich, ja nicht einmal Rußland. Hätten wir das Gefühl der Nationalwürde nur einigermaßen, wäre der hochstrebende und stolze Geist der Germanen nicht gänzlich unter uns erloschen, wir ertrügen die Zersplitterung und die widersinnige Zerklaubung der Nation in Preußen, Oestreicher, Baiern, Sachsen, Badner u. s. w., die sich alle gegenseitig hassen, nicht ein Jahr. Selbst der Eintheilungsgrund in Stämme ist nicht mehr wahr, weil die einzelnen souveränen Staaten nicht mehr nach Stämmen abgetheilt, sondern bunt und willkürlich nach Maßgabe des Vergrößerungs- und Eroberungsglücks zusammengewürfelt sind. Wäre Frankreich in einem solchen Zustande, so würden sämmtliche Parteien sich vereinigen, um vor allem nur die Nationaleinheit herzustellen. Selbst

die Männer, welche, wie Guizot und andere, nach neueren Begriffen zu den Konservativen gehören, würden die eifrigsten Reformer sein und mit äußerstem Nachdruck auf die Erringung der Einheit hinwirken. Für die Deutschen wäre es daher die dringendste und heiligste Pflicht, jede andere Frage bei Seite zu legen und in Vereinigung aller Parteien und Meinungen zunächst nach Einheit zu streben. Selbst die Zwecke der Freiheit sind noch untergeordneter. Ein Volksstaat, welcher seine Unabhängigkeit nur der Duldung oder der Eifersucht der andern Mächte unter einander verdankt, ist ein trauriges Land, und eine Freiheit, die nicht in der eigenen Macht ihre hinreichende Stütze und Waffe findet, eine unwürdige. Nur die Nationaleinheit gewährt jedoch diese innere Unabhängigkeit; die wahre Freiheit ist also ohne die Nationaleinheit nicht möglich. Wären wir eine große und konsolidirte Nation, so hätten wir die Freiheit schon längst erlangt. Vor allem die Nationaleinheit und dann erst die Freiheit, muß daher der Wahlspruch des wahren deutschen Patrioten sein. Können beide Güter zugleich errungen werden, so geht das Streben allerdings auf beide zugleich. Könnten dagegen Umstände eintreten, wo man zwischen beiden zu wählen hätte, so müßte unbedenklich vor allem nach der Einheit gegriffen und in einem solchen Konflikte der Pflichten selbst die Freiheit dem höhern Zweck der Einheit vorübergehend aufgeopfert werden.

Mit der Herstellung der deutschen Reichseinheit, natürlich bei verhältnißmäßig freier Bewegung der Gemeinden und untergeordneten Reichstheile, also mit Vermeidung übermäßiger Centralisation, endlich durch das Prinzip der Verantwortlichkeit und Absetzbarkeit der obersten

Staatsbeamten, oder Minister, indessen nur nach Urtheil und Recht, endigt sich die Reihe der politischen Reformen, wie sie als Vorläufer und Vorbedingungen der zweckmäßigen socialen Einrichtung des Staates nothwendig sind. Eine Nation, deren Verfassungsprinzip anerkannterweise und ausschließend die Volksvertretung ist, besitzt durch das allgemeine Wahlrecht alle Macht, die formellen Staatseinrichtungen nach Belieben festzusetzen und zu verändern: die Quelle der Gesetzgebung und der Verfassung ist unter dieser Voraussetzung allein das Volk, letzteres bildet daher, so zu sagen, eine ewige, konstituirende Versammlung, den lebendigen Gesetzgeber, welcher nach den Ergebnissen der Erfahrung jederzeit die Gesetze und Staatsformen verbessern und fortbilden kann, und hiebei an keine andere Grenze gebunden ist, als die innern Gründe der Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit. Durch die vollkommne Preßfreiheit erlangen die Fragen staatsrechtlicher Reformen die Tiefe und Vielseitigkeit der Erörterung, alles, was der Gesellschaft Noth thut, wird von den tausendstimmigen Organen der Presse mannichfach beleuchtet, die öffentliche Meinung wird also über die Mängel und Vorzüge der neuen Gesetze und Verfassungsformen aufgeklärt, sie wird in den Stand gesetzt, über den höhern Werth eines grundgesetzlichen Prinzipes vor dem andern und über den Charakter der nothwendigen staatsrechtlichen Reformen, im fortschreitenden Sinn, sich ein bestimmtes Urtheil zu bilden. Durch die unbeschränkte Preßfreiheit erhält das Prinzip der Volksvertretung und des möglichst ausgedehnten Wahlrechts Sinn, Bedeutung und nützliche Anwendung. Die Preßfreiheit

ihrerseits wird dagegen durch das Geschwornengericht und dieses wieder durch die Oeffentlichkeit der Rechtspflege geschützt und zugleich vor Entartung bewahrt. Die freie Erörterung ist der Feind aller Unterdrückung, Anmaßung und unbilligen Erhebung, sie ist der natürliche Fürsprecher und die Schutzwehr der Armuth und des Unglücks, sie dringt auf Rechtsgleichheit, auf stetes Fortschreiten zum Bessern und widersetzt sich sohin allen Anmaßungen und unbilligen Vorrechten, und insbesondere den Stabilitäts- und Reaktions-Systemen. Jede Macht ist verführerisch und der Boden, auf dem sie wandelt, schlüpfrig; selbst besserer Wille ist im Besitze der Macht nicht immer von Straucheln frei, die Gerechtigkeit und Unparteilichkeit der Erörterung ist daher auch bei volksthümlichen Einrichtungen häufig Widersacher der Staatsgewalt und deren Angriffen ausgesetzt, und gegen diese kann nur das Geschwornengericht in genügender Weise schützen, das unbestechliche Urtheil des freien, unabhängigen Bürgers, der, gestützt auf die oberste und mächtigste Gewalt freier Staaten, die allgemeine Volksmeinung, auch der Regierungsmacht stark und unbeugsam gegenübertritt. Ohne Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens würde freilich auch diese schöne Institution leblos werden und bald zur bedeutungslosen Form hinabsinken, indessen durch die Verhandlung aller Angriffe gegen die Presse vor dem Volke übt die allgemeine Meinung und die öffentliche Vernunft ihren wohlthätigen Einfluß auf die Geschwornen und bewahrt sie vor Einseitigkeit des Urtheils, vor Hinneigung zur Parteisucht und insbesondere vor Wohldienerei und unterwürfiger Neigung gegen die Staatsgewalt. Das eigene unumschränkte Gesetzgebungsrecht des Volkes,

ausgeübt durch Vertretung unter möglichst ausgedehnter Wahl, die vollkommene Preßfreiheit, das Geschwornengericht und die öffentliche Rechtspflege sind die wirksamsten und zuverlässigsten Stützen des öffentlichen Wohls. — Es versteht sich von selbst, daß auch unter ihrer Herrschaft, den Gesetzen des Lebens gemäß, noch mancherlei Uebel bestehen werden, und daß wir also von ihnen nicht träumerische und phantastische Glückseligkeiten erwarten, die nie möglich sind; allein der verhältnißmäßige Grad von innerem Glück und äusserer Macht der Nationen, wie er praktisch möglich ist, kann nur durch jene Institutionen erreicht werden. Jedes Volk hat einen Zustand der Blüthe, einen Zweck seiner Entwicklung zu erwarten: — derselbe tritt ein, wenn die politische Reform in der hier erörterten Weise durchgeführt ist, und die Staatseinrichtungen, welche sie erheischt, durch Zeit und Uebung Leben und Festigkeit erlangt haben, oder in die Sitten des Volkes übergegangen sind. Vollkommene Abrundung der Staatsorganisation, wie solche für den dauernden Normalzustand der Völker nothwendig ist, wird durch diese politischen Reformen allein freilich noch nicht erreicht, sondern es gehören auch noch die socialen Reformen dazu; doch diese sind alsdann sowohl in ihrem Prinzipe, als in ihrer praktischen Durchführung äusserst einfach. Wir werden dieß sogleich nachzuweisen suchen.

Die sociale Reform.

Grundlage und Bedingung des geistigen Lebens nach allen seinen Richtungen und Thätigkeiten ist immer ein gewisser Grad äusseren Wohlstandes: der Normalzustand in geistiger Beziehung setzt jenen in materieller Hinsicht voraus. Es ist hier in keiner Weise von Schwelgerei,

nicht einmal von planmäßiger Genußsucht die Rede, sondern nur von gesichertem Lebensunterhalt in den Schranken der Mäßigkeit und nach Verhältniß der Fähigkeiten und der bürgerlichen Stellung des Einzelnen; allein materielles Elend wird das Grab der geistigen und selbst der sittlichen Zwecke, die Aufhebung des wirklichen Elends in Ansehung des äußern Lebensunterhalts ist daher zur bessern Staatsorganisation gebildeter Völker nothwendig und darum unter den Aufgaben der Zeit eine der wichtigsten. Das Streben zu ihrer Lösung ist auch vielfältig und zwar bei mehreren Nationen gleichzeitig hervorgetreten, und eben darin liegt eines der vielen Merkmale des unverkennbaren reformatorischen Charakters unsers Zeitalters. Daß diese ernsten Bemühungen auch von einem Erfolge begleitet sein werden, ist nicht im mindesten zweifelhaft: — es kommt nur darauf an, den Grad weise und scharfsinnig zu erkennen, in welchem die Aufgabe nach den inneren Gesetzen des Lebens und der höhern Regel der Weltordnung in unserer Entwicklungsstufe an sich zu lösen möglich ist, also die Bestrebungen und Wünsche der bessern Richtung der Zeit zu erreichen sind? Ist man hierüber klar, und werden folglich die Ansprüche auf gleichmäßigere Verbreitung des Wohlstandes mit Billigkeit gestellt, so kann unter Voraussetzung der vorangegangenen politischen Reform die Durchführung der socialen Verbesserung durchaus keinem Anstande unterliegen. Aber die Klippe, welche man vor Allem dabei zu vermeiden hat, und woran, wenn es nicht geschieht, schon von vorneherein alles scheitern würde, ist das Uebermaaß in der Forderung gleichmäßigern Wohlstandes. Die Jugend ist schäumend und soll auch überströmen, die jugendlichen Rich=

tungen eines reformatorischen Zeitalters stellen darum in der Reinheit und dem Edelmuthe ihres Herzens, in ihren wohlwollenden und erhabenen Gesinnungen die Forderungen gleichmäßiger Glückseligkeit aller Menschen gewöhnlich sehr hoch; gerne lassen wir dieses Bedürfniß des edlen Sinnes gewähren, doch bei der Frage der wirklichen Durchführung thut die zügelnde Ruhe des reiferen Alters Noth, um nicht im Kampfe gegen die Weltordnung durch Uebermaaß der Ansprüche das Mögliche und auch wirklich Genügende zu verlieren.

Das Streben nach socialer Reform ist mit besonderem Nachdruck und mit Aussicht auf wirklichen Erfolg erst seit dem Jahre 1830 hervorgetreten, auch in dieser Beziehung hat jener entscheidende Zeitpunkt Epoche gemacht und Ansprüche auf geschichtliche Bedeutung erworben. Frankreich ist in neuerer Zeit das anregende Element der Völkerfragen, die socialen Bedürfnisse wurden daher auch dort zuerst der Gegenstand vielseitiger und mitunter sehr scharfsinniger Erörterungen und Forschungen, allein das hervorstechende Merkmal des französischen Nationalcharakters, Neigung zum Uebermaaß, wurde auch in dieser Beziehung wieder bemerkbar. Folgende kurze Uebersicht der socialen Systeme in Frankreich zeigt dieß.

Die Theorien der französischen Socialisten laufen meistens auf Sektengeist hinaus, und die erste Richtung solcher Sektirer äußerte sich sogar in Bestrebungen, welche schon in der ersten Krisis der innern Entwicklung Frankreichs scheiterten. Es wurde nämlich von ihr das Baboeuf'sche Gütergemeinschaftssystem wieder aufgegriffen, doch ohne Anklang in der Nation, und zwar mit Recht. Alle Ideen von Güter-

gemeinschaft kommen nur in der Kindheit des Denkens vor und nicht nur die Unmöglichkeit ihrer Ausführung, sondern noch mehr ihr Mangel an Nützlichkeit und Schönheit, wenn sie auch möglich wären, ist für jeden reifern Verstand so klar, daß sie einer umständlicheren Widerlegung nicht werth sind. Unsere Zeit ist auch längst über diese phantastischen und ungereimten Entwürfe hinaus, das Streben nach Gütergemeinschaft kann sich höchstens noch auf eine Sekte fanatischer Schwärmer erstrecken, und wird also praktisch nie mehr weder Bedeutung, noch Gefährlichkeit erlangen. Dasselbe hat auch in Frankreich das eine so wenig, wie das andere, ist ganz vereinzelt, und dem Hinscheiden nahe.

Eben dieß gilt auch noch von einer andern Sekte in Frankreich, nämlich den Anhängern des Systems Fourier. Letzteres dehnt sich zwar nicht zur excentrischen und trivialen Idee der Gütergemeinschaft aus, trägt aber in seiner ganzen Anlage wiederum den Sektenberuf und die Unmöglichkeit praktischer Durchführung. Die Grundidee desselben ist sehr einfach und theilweise auch richtig, allein soweit sie dieß ist, längst ausgeführt, nämlich in Kasernen, Armenanstalten, Strafhäusern u. s. w. Fourier zeigte nämlich, daß man Wohnung, Kleidung, Nahrung, Wäsche, Erwärmung u. s. w. jedem Einzelnen wohlfeiler geben könne, wenn man für Viele zugleich kocht, heizt, wäscht ꝛc. ꝛc., als für Einzelne allein, ferner, daß die Grundstücke größern Ertrag gewähren müßten, wenn sie mehr koncentrirt, nach Maaßgabe des Bodens und der Lage immer zur Erzeugung entsprechender Fruchtgattungen bestimmt und nach geläuterten höhern Theorien gemeinschaftlich bebaut würden. Darauf wird nun ein förmliches System der Vereinigung

aller Grundstücke einer Gemeinde zu einem Ganzen und aller ihrer Besitzer in einem Hause gegründet, worin jeder nach Verhältniß seines Vermögens und seiner Leistungen mehr oder weniger prächtig bewirthet und glänzend belustigt werden soll. Man könnte gegen das Praktische dieser Entwürfe vieles einwenden und leicht zeigen, daß die Rechnung, worauf das Ganze beruht, in manchen Stücken offenbar unrichtig ist, und das vorausgesetzte Resultat häufig und in sehr wesentlichen Dingen verfehlen würde: indessen auch den materiellen Nutzen zugegeben, so würde die Durchführung des Systems Fouriers, wenn sie wider alle Gesetze der Natur wunderbarerweise möglich wäre, allen Lebensreiz zerstören, die individuelle Freiheit und Selbstständigkeit vernichten, die geistige Beweglichkeit des Menschengeschlechts aufheben und die gebildete Gesellschaft zu einem platten, einförmigen und abschreckenden Materialismus hinabstürzen. Der ausschweifende Gedanke einer Kasernirung des ganzen Menschengeschlechts und der Aufhebung alles realen Eigenthums — nach dem System Fouriers gäbe es nur noch ideelles, nämlich Antheil an der Gemeinschaft, Aktien, die bloßes Stimmrecht in der Gesellschaft und Verfügungsrecht über die Aktie, aber nicht das Recht beliebiger Behandlung und Bebauung eines Grundeigenthums einräumen — eine solche excentrische Idee, sagen wir, hat für das gebildete Gefühl etwas Peinliches und Schauderhaftes. Alles soll die Menschheit werden, nur keine große Kaserne, lieber dürftig leben in einer Hütte, doch frei und ihr Eigenthümer sein, als in einer glänzenden Kaserne prächtig genährt werden.

Eine dritte sociale Sekte waren in Frankreich die St. Simonisten:

wir sprechen nicht von ihr, da die Zeit über diese Verirrung und Gemüthskrankheit längst gerichtet hat. Gleiches gilt von den Lehren Owen's und anderer Schwärmer und Sektirer. Solche Auswüchse treten in allen reformatorischen Zeitaltern hervor, immer gibt es in letzteren neben der regenerirenden Richtung eine excentrische, fanatische, welche dem Zweck der durchgreifenden Verbesserung durch Forderungen des Uebermaaßes gefährlich wird; je mehr innerer Beruf daher in irgend einem Zeitpunkte zur Durchführung entscheidender Reformen vorhanden ist, desto nothwendiger wird es, vor dem Fanatismus sich zu bewahren, und dieß ist insbesondere bei der ohnehin so zarten Frage der socialen Regeneration der Fall. Die Chartisten in England sind von Schwärmerei ebenfalls schon befangen oder nicht weit davon entfernt, ihre Forderungen sind in vielen Beziehungen gerecht, doch die ganze Bewegung unklar, überspannt und roh, so daß wenig oder keine Hoffnung zur wirklichen Durchführung derselben vorhanden ist.

Das vierte System socialer Reform ist das der patriotischen Partei in Frankreich, der politisch-radikalen, welches einen Hauptgegenstand in der Diskussion der Journale und Flugschriften bildete. Man suchte dort die Ursache des Elends und der Abhängigkeit der Massen in dem zu großen Werthe, welchen die gegenwärtige, gesellschaftliche Einrichtung den Kapitalien beilegt. Um das dadurch entstehende Übergewicht der Kapitalisten über die arbeitenden Klassen gründlich zu heben, verfiel man auf den Gedanken, den Fleiß, die Geschicklichkeit und die geistigen Fähigkeiten der Arbeiter ebenfalls als ein Kapital zu betrachten

und dem Geldstocke, wodurch der Fleiß und die Geschicklichkeit in Thätigkeit gesetzt werden, gegenüberzustellen. Das erstere Kapital, nämlich die Arbeit, Geschicklichkeit, geistige Fähigkeit, nannte man das schaffende (capital productif) und das zweite, nämlich den erforderlichen Geldstock, das todte (capital inerte). Beide sollten sich nun zur Errichtung von Fabriken und Geschäften aller Art verbinden, dagegen das eine der beiden zum Gewerbs- oder Geschäftsbetrieb erforderlichen Kapitalien, nämlich der Geldstock, keineswegs Eigenthümer allein sein, die Arbeiter sohin nicht bloßen Lohn erhalten, sondern als Eigenthümer des schaffenden Kapitals an dem Geschäfte selbst verhältnißmäßigen Antheil haben. Der Begriff von Lohn, den ein Fabrik-, Gewerbs- oder sonstiger Geschäftsbesitzer bestimme, sollte ganz aufgehoben werden. Mit dieser Theorie war noch das System einer progressiven Steuer in Verbindung gebracht, um das Mißverhältniß zwischen Reichthum und Armuth zu mäßigen. Es sollten nämlich alle indirekten Steuern, namentlich die auf den Lebensmitteln der Armen liegenden, aufgehoben und die Bedürfnisse des Staatshaushalts lediglich von dem wirklichen Vermögen bestritten werden. Eine gewisse Summe sollte als nothwendiger Lebensunterhalt angenommen und von aller Besteurung frei gelassen, dann aber von dem Ueberschusse ein verhältnißmäßiger Beitrag zu den Staatslasten gefordert werden, der in dem Maaße steigt, wie das reine Einkommen die Grenzen des anständigen Lebensbedarfes übersteigt, und zuletzt als reiner, überflüssiger Luxus und glänzender Reichthum erscheint. Bei einem Einkommen von 3000 Franken würde man also noch wenig, allein bei einem reinen

Einkommen von 200,000 Franken beispielsweise jährlich schon 100,000 Franken oder etwas der Art abzugeben gehabt haben. Die Ausmittelung des reinen Einkommens sollte in streitigen Fällen durch Geschworne geschehen. Den Ertrag der progressiven Steuer schlug man ziemlich hoch an und glaubte dadurch nicht bloß alle zu den laufenden Staatsausgaben erforderlichen Mittel, sondern auch noch einen sehr bedeutenden Ueberschuß zu erlangen; und letzterer sollte dann zur noch wirksamern Abhülfe des Elendes der Massen und zur gleichmäßigeren Vertheilung des Wohlstandes auf zweckmäßige Weise angewendet werden. Es lag manches Gute und Richtige in diesen verschiedenen Ideen, doch im Ganzen genommen war die gesammte Theorie ebenfalls unpraktisch und unmöglich. Man kann sich im Einzelnen, und auf freiwillige Uebereinkunft gegründet, recht wohl eine Verbindung eines Kapitalisten mit einem geschickten Gewerbs- oder Geschäftsmanne zu einem gemeinschaftlichen Geschäftsbetrieb auf gleichen Antheil denken; es ist gar nicht unnatürlich, daß man die zum Geschäftsbetrieb erforderlichen materiellen Mittel, das Geldkapital, und die zum Geschäftsbetrieb nothwendigen Kenntnisse und Fähigkeiten das geistige Kapital nenne, unter beide aber alsdann den Gewinn des Geschäftes gleichmäßig vertheile. Allein dieß wird immer nur in besondern Fällen möglich sein, wenn nämlich zu einem Geschäfte ausgezeichnete Fähigkeiten erforderlich sind, und unter allen Umständen müßte die Verbindung der beiden Kapitalien, zum Geschäftsbetrieb auf gleichen Antheil, durch freiwillige Uebereinkunft geschlossen werden. Die Anhänger der bemerkten Theorie in Frankreich wollten aber die Begriffe von capital productif

und inerte auf alle Geschäfte und Gewerbe, auch auf die bloß mechanischen ausdehnen, und die Verbindung beider Kapitalien, zum gemeinsamen Geschäftsbetrieb auf gleichen Antheil an Gewinn, durch Zwang der Gesetze herbeiführen. Dieß sind jedoch excentrische Ideen, welche alle natürlichen Grundlagen der Gesellschaft zerstört und die Nation in das entsetzlichste Elend gestürzt haben würden. Wenn es denkbar wäre, eine solche unmögliche und ausschweifende Theorie mit Gewalt durchzuführen, so würde der furchtbarste Despotismus entstehen, gegen den alle Schrecken maaßloser, aristokratischer Ueberspannung ein Schatten wären. Die Unmöglichkeit und Verderblichkeit dieser Entwürfe liegen übrigens so klar vor, daß an ernstliche Versuche der Ausführung wohl nie zu denken sein wird. Auch das Prinzip der progressiven Steuer ist im Großen und als Grundmittel socialer Reform unpraktisch und unmöglich. Die Idee der Besteuerung des Vermögens oder wirklichen Einkommens ist so unrichtig nicht, ebenso wenig ganz unausführbar. Man hat vielmehr schon in der alten Geschichte Beispiele, daß das Vermögen der Bürger durch Schätzung ausgemittelt und hiernach die Steuern ausgeschlagen wurden, auch in neuerer Zeit finden sich Beispiele dieser Art, indessen die Bedingung der praktischen Ausführbarkeit ist hiebei immer mäßige Größe der zu erhebenden Steuern. Wenn man hingegen den ausschweifenden Gedanken auszuführen versuchen wollte, von einem Einzelnen ganze Kapitalien als Steuern zu erheben; so würde die Nation in innern Streit und Krieg sich auflösen und dem Verderben entgegen gehen. Wird umgekehrt bei der Besteurung nach dem Gesichtspunkte des wahren Einkommens, in An-

sehung der zu fordernden Beiträge, Maaß und Ziel gehalten, so erlangt man eben bloß eine gewöhnliche Einnahme für die laufenden Staatsbedürfnisse, und kein Mittel einer socialen Reform. Ja man wird nicht einmal im Stande sein, durch eine solche Einkommensteuer allein nur die wirklichen Staatsverwaltungskosten aufzubringen, und die Erfahrung wird wahrscheinlich lehren, daß bei großen Nationen die indirekten Abgaben nur in ihrer Ausartung, nämlich so weit sie wirklich drückend sind und die Armuth ausbeuten, niemals aber vollständig entfernt werden können. Vermögens- und Einkommenssteuer durch Schätzung oder auf andere Weise mag also unter der Bedingung mäßiger Größe der Beiträge im Einzelnen und als ein Theil der verschiedenen Arten von Steuern recht nützlich und wohlthätig sein; schwerlich wird sie dagegen jemals für sich allein eine hinreichende Quelle zur Bestreitung aller Ausgaben großer Staaten und jedenfalls niemals ein Mittel socialer Reform werden. Letzterer Zweck muß nach Anleitung der höhern Gesetze der Weltordnung vielmehr auf ganz anderm Wege erstrebt werden.

Ausser den bisher besprochenen Systemen socialer Reform gibt es noch ein anderes, welches die Ursache des Elendes der Massen großentheils in dem Uebermaaß der Menschenzahl oder Bevölkerung suchen will, und Mittel gegen die Vermehrung derselben aufzufinden strebt. Diese Richtung hat für das gebildete und menschenfreundliche Gefühl etwas sehr Verletzendes: es könnte nichts niederschlagender sein, als die Natur eines Mißgriffes überweisen und sie bezüchtigen zu können, in ihrer schöpferischen Kraft planlos zu Werke zu gehen und die Mehrzahl

der Geschöpfe durch Mangel an Nahrung schon von vorneherein zur Qual zu bestimmen. Aber noch mehr, es wird durch Klagen gegen Uebervölkerung auch die menschliche Würde geradezu angegriffen: denn da es ein Erfahrungssatz ist, daß Vermehrung der nützlichen Hausthiere die größte Quelle des Reichthums wird, so setzt man die Menschen unter das Thier herab, wenn die steigende Zahl derselben für ein Unglück erklärt wird.

Wie der Zweck, so die Mittel: die Gespensterseher der Uebervölkerung in England haben zum Theil nichtswürdige und empörende Mittel gegen dieß vermeinte Uebel vorgeschlagen, und selbst jene Theilnehmer des Vorurtheils, welche menschenfreundliche Gesinnungen haben und wirklich das Gute wollen, wissen gegen die Verminderung des vorgeblichen Uebels nichts, als freiwillige Beschränkung des Vermehrungstriebes vorzuschlagen. Bei fanatischen Richtungen, z. B. den Anhängern des bekannten Rapp, wurde dieß öfters schon in's Werk gesetzt, indessen mit den traurigsten Wirkungen; auch in Frankreich zeigt sich hin und wieder eine ähnliche Neigung, aber die Folge ist immer eine Untergrabung der Sittlichkeit und ein roher Materialismus, der das bessere Gefühl schaudern macht. So rächen sich alle Eingriffe in die Gesetze der Natur. Die Anhänger des Vorurtheils der Uebervölkerung gehen dabei auch von Voraussetzungen aus, welche mit der Geschichte im Widerspruch stehen und eine gänzliche Unkenntniß der organischen Bildungsgesetze verrathen. So machen sie, unter andern, Rechnungen, zu welcher Unzahl von Millionen die Bevölkerung z. B. in hundert Jahren emporsteigen würde, wenn die Vermehrung so fortschreitet,

wie bisher. Die Geschichte und die Gesetze der Weltordnung lehren jedoch etwas anderes. Wie überhaupt in keinem Verhältnisse der organischen Schöpfung, so findet auch in Ansehung der Bevölkerung kein stetes, ununterbrochenes Steigen statt; auf die Zunahme folgt vielmehr periodisch wieder Abnahme. In der aufsteigenden Periode des Menschengeschlechtes ist zwar die Zunahme der Bevölkerung überwiegend, allein es treten auch Zwischenperioden des Rückganges ein, wo wiederum eine bedeutende Verminderung stattfindet. Eine solche Periode war z. B. um die Zeit des dreißigjährigen Krieges eingetreten, wo Deutschland fast verödet wäre. Durch dieses organische Verhältniß periodischer Ab- und Zunahme der Bevölkerung ist schon von den Gesetzen der Natur für Maaß und Ziel Sorge getragen, zugleich erstreckt sich das Verhältniß periodischen Steigens und Fallens auch auf die Fruchtbarkeit selbst, so daß diese in dem nämlichen Grade steigt und fällt, wie die menschliche Bevölkerung zu- und abnimmt. Was aber das Vorurtheil der Uebervölkerung vollends widerlegen und selbst beschämen muß, ist die Thatsache, daß die Vermehrung der menschlichen Gesellschaft in die glücklichen und die Verminderung derselben in die unglücklichen Zeiten fällt. Wenn die Bildung der Völker steigt, wenn Künste und Wissenschaften zur Blüthe, die Freiheit zur Entwicklung gelangen, mit einem Worte, wenn das Glück der Nationen, so weit es zu erreichen möglich ist, endlich zur Wirklichkeit kommt, so ist auch die Bevölkerung im Zunehmen begriffen und erreicht ihren Gipfel zugleich mit dem Scheitelpunkt dieser glücklichen Verhältnisse. Sowie dagegen die Staaten an Macht und Größe wieder zu sinken be-

ginnen, nimmt auch die Bevölkerung wieder ab. Diese Fingerzeige der Natur brechen unwiderruflich den Stab über finstere Schulsysteme, welche in dem Reichthum der letzten und obersten Sprosse der Erdeschöpfung, des edlen Menschenbildes, ein Unglück sehen wollen: sie rechtfertigen zugleich das feinere Gefühl, welches gegen die Gleichstelstellung der Menschen mit niederen Geschöpfen sich sträubt und durch alle Versuche zur Verminderung der Menschenzahl verletzt wird. Nein! der schöne und auch nothwendige Zweck socialer Reform kann durch Ankämpfen gegen die Gesetze der Natur nicht erreicht werden, nur das Studium der letztern und die Annäherung der Staatseinrichtungen an den Gang der organisirenden Schöpfung wird jenen Zweck erreichbar machen. Doch dieß führt auf die Nothwendigkeit, den eigenthümlichen Geist jeder einzelnen Nation zu berücksichtigen und ihm die Art der socialen Einrichtungen anzupassen. So wenig es bei allen Völkern jemals gleiche politische Staatsverfassungen geben kann, diese vielmehr nach Verschiedenheit des innern Geistes oder der organischen Anlagen der Völker unter einander abweichen müssen, eben so wenig ist jemals eine gleiche sociale Organisation aller Nationen möglich.

Eines der größten Uebel der Schöpfung ist der Irrthum, das geistige Fehlgreifen. Aus dieser Quelle fließen die meisten Leiden der Menschheit; der Irrthum beschränkt den Blick und erzeugt insbesondere die Meinung, daß durch bloße Formen und Staatseinrichtungen alles beliebige Glück geschaffen werden könne, der Grad und das Maaß desselben daher nur von dem Willen der Menschen abhänge. Nichts ist irriger als solcher Glaube; auch der ganze Bildungsgang der Mensch-

heit, alle Erfolge und Gestaltung politischer und socialer Reformen werden so gut durch bestimmte organische Bildungsgesetze geleitet, wie die Formation des Wassertropfens, der Krystallisation, der Berge und Thäler: früher schrieb man diese Bildungskraft mystischen Elementen und Einflüssen zu, man irrte ohne Zweifel; aber eine sogenannte aufgeklärte Zeit irrt noch mehr, wenn sie das Dasein organischer Bildungsgesetze in geistiger Beziehung läugnet und alles dem Belieben und Ermessen der Menschen anheim gibt. Wirklicher Fortschritt ist Anerkennung des Einflusses bestimmter Gesetze auf den Bildungsgang, und Erforschung derselben: nur hierdurch gelangt man zur Freiheit und zur Einsicht über die wirklichen Mittel zur durchgreifenden Verbesserung der menschlichen Zustände. Nach diesen Gesetzen ist die geistige Bildung Entwicklung, ein Aufsteigen von rohen Verhältnissen zu edleren: jedes Volk durchläuft die Phasen derselben und gelangt zu einem, seinen natürlichen Anlagen entsprechenden Grade von Wohlsein und Blüthe; allein diese Anlagen sind sehr verschieden, es ist daher der Bildungsgrad bei keinem Volke gleich, sondern es besteht unter den zu einer Kulturperiode verbundenen Nationen wieder eine Stufenreihe, der zufolge der geistige Fortschritt in der vollendeten Ausbildung einer dieser Nationen seine Spitze erreicht. Hier gelangen Künste, Literatur und Wissenschaft, kurz alle Erfolge der geistigen Schöpfungskraft zu dem höchsten Grade der Vollkommenheit, dessen das Zeitalter fähig ist. Sobald aber eine geistige Entwicklung ihren Kulminationspunkt angetreten hat, so muß sie auch wieder hinabsteigen; nach der Blüthe der vollkommensten Nation eines Zeitalters erlangen daher Künste, Lite-

ratur und Wissenschaft nie mehr den nämlichen Grad der Tiefe und Schönheit. Die Kultur beobachtet also in jedem Zeitalter den Gang, daß sie bei einer Reihe von Völkern beginnt, bei einer andern zu ihrem Kulminationspunkt emporsteigt und bei noch andern allmälig wieder herabgeht. So war es in der alten Bildungsperiode, wo in Griechenland die Spitze der Entwicklung lag, und Rom, trotz aller politischen Macht und Größe, die Stufe nicht mehr erreichen konnte, welche griechische Kunst und Wissenschaft erstiegen hatten. Eben so wird es wieder in der neuern Kulturperiode sein. Die Bildung begann mit den romanischen Völkern, wird in den germanischen, namentlich dem unvermischten Urvolk der Deutschen, wie einst in Griechenland, ihre Spitze finden, und in der Entwicklung der slawischen Völker wieder herabsteigen. Ganz gleichen Schritt mit dem Beruf in wissenschaftlicher und künstlerischer Beziehung halten nun auch die Sitten, Grundsätze und Gesinnungen der Nation: so wenig die Literatur und die künstlerische Auffassungs- und Anschauungsweise bei allen Völkern gleich ist, eben so wenig werden es Sitten, Grundsätze und Gesinnungen sein. Von letzteren hängen aber sowohl der Charakter als alle Erfolge socialer Reformen ab, es können daher auch letztere bei den verschiedenen Völkern nicht gleich sein, sondern müssen in eben demselben Verhältnisse wie die Kultur der Künste und Wissenschaften von einander abweichen. Die romanischen Stämme werden den Zweck gleichmäßigerer Vertheilung des Wohlstandes nie in dem Grade erreichen, wie das deutsche Volk: nur bei letzterem wird dieser Zweck in dem Grade durch-

geführt werden, als es nach dem Berufe des Zeitalters überhaupt möglich ist, und bei den slawischen Völkern wird der Gang der Bildung auch in dieser Beziehung absteigend sich ausweisen. Inwieferne Sitten, Grundsätze und Gesinnungen einer Nation, nicht minder ihre natürlichen Anlagen auf die Gestaltung ihrer socialen Verhältnisse Einfluß haben können, zeigt sich sehr einfach. Schon Montesquieu wies der freiesten Staatsform in der Tugend ihre Grundlage an, d. h. man kann nicht willkürlich freie Länder machen, sondern man muß unter den Menschen erst die dazu erforderlichen Eigenschaften der Bürgertugend haben; aus unabhängigen Männern entstehen freie Staaten, nicht umgekehrt aus diesen jene. Wer macht nun alles Ausgezeichnete, wer den Dichter, den Redner, den großen Bildhauer und Maler? Die Erziehung? Nein, die Natur, durch die Mittheilung der genialen Anlagen! Erziehung ist natürlich auch unerläßlich und überaus wohlthätig; doch sie setzt erst den Stoff, d. h. die Anlagen voraus, welche sie zu entwickeln hat, und von der Beschaffenheit dieser Anlagen hängt das Ergebniß der Erziehung ab. Eben so schafft die Natur unabhängige Gesinnung durch periodische Veredlung der geistlichen und sittlichen Anlagen der Menschen: daher kommt es auch, daß die künstlichen Staats- und Zwangsmaßregeln der Regierungen, wodurch man gewisse Reformen aufhalten will, so fruchtlos sind. Es ist wahr, daß despotische Staatseinrichtungen den unterwürfigen Geist eines Volkes noch vermehren und umgekehrt freie Verfassungen den selbstständigen Sinn stärken und veredlen; aber ursprüngliche Quelle beider Eigenschaften eines Volkes ist die Staatsform nicht, letztere ist vielmehr, wie wir

schon öfters bemerkten, nicht die Ursache, sondern die Wirkung des Volksgeistes, d. h. ein edles Volk erträgt keine drückende, die menschliche Würde verletzende Regierungsform. Wie also der innere Geist eines Volkes beschaffen, so gestaltet sich die Staatsform nach Außen. Je edler ein Volk von Natur ist, desto freier und würdiger bildet sich dessen gesellschaftliche Einrichtung und je unedler und knechtischer eine Nation nach ihren innern Gesinnungen, desto despotischer und unwürdiger wird ihre äussere Staatsverfassung. Daher kommt es, daß keine Staatseinrichtung zum Leben gelangt und in die öffentlichen Sitten übergeht, welche nicht aus dem innern Geiste, aus dem Bedürfnisse und dem selbstständigen Verlangen des Volkes hervorgeht. Das ist auch der eigentliche Sinn des gewöhnlichen Wahlspruches, daß man den Geist nicht fesseln, der Entwicklung der Zeit mit Erfolg sich nicht entgegenstemmen könne: natürlich nicht, weil die Reform innerlich, in den Anlagen der Menschen, vor sich geht, alle äussern Zustände aber, und zwar politische, wissenschaftliche und artistische so gut, wie die socialen, nur die Wirkungen der innerlich thätigen Ursachen der Anlagen sind. So gut nun zum dauerhaften Bestehen eines freien Staates vorerst selbstständiger Sinn unter den Mitgliedern einer Nation in einem gewissen quantitativen Verhältnisse vorhanden sein muß, nämlich der Haß gegen Unterdrückung, das Gefühl der Menschenwürde, die Liebe zur Mäßigkeit und Sittenreinheit, der gehaltene, anspruchlose, einfache Wandel, der gerechte Sinn und die edle Bescheidenheit, eben so müssen als unerläßliche Grundlagen verhältnißmäßiger Vervollkommnung der socialen Verhältnisse die gleichen Eigenschaften gegeben sein, verbunden

mit der freiwilligen Beschränkung seiner Ansprüche auf mittleren Wohlstand, Abneigung gegen alle Glanz- und Prunksucht, gegen Schwelgerei und alles Uebermaaß materieller Güter und Genüsse. Keine Staatsformen in der Welt werden eine wirkliche edle und fruchtbare Freiheit zu Stande bringen können, wenn die dazu erforderlichen, sittlichen Eigenschaften fehlen, alle schützenden Formen und Gesetze werden vielmehr umgangen und unwirksam gemacht werden, die Staatszustände immer wieder in Unterdrückung zurückfallen. Eben so ist es nun mit den Zwecken der socialen Verbesserung, alle äussern Staatsmaßregeln werden unpraktisch und illusorisch, wenn die innere Bedingung der Umgestaltung, die sittliche Größe fehlt, welche in dem allgemeinen Wohl ihr höchstes Glück erkennt, den Glanz, so wie das Uebermaaß von Macht und Reichthum verachtet und nur in der Einfachheit des bürgerlichen Lebens und weiser Mäßigkeit der Genüsse allen Lebensreiz findet. Die Natur muß daher auch bei der socialen Umgestaltung das Meiste thun, erst die Anlagen liefern, durch deren Entwicklung der Zweck entsteht. Es ist damit nicht gesagt, daß die menschliche Thätigkeit dabei keinen Spielraum habe: der beste Grund wird veröden, wenn er nicht bebaut wird, die Kunst des Gärtners ist neben der Qualität des Bodens ein sehr wichtiges Element der Fruchterzeugung. Doch den Boden, das Klima, die Eigenthümlichkeit der Oertlichkeit, kurz alle Aeusserlichkeiten, welche auf die Wahl seiner Maaßregeln Einfluß haben und sie oft bedingen, muß der geschickte Gärtner genau kennen und mit der größten Sorgfalt berücksichtigen. Eben so der wahre Staatsmann und Reformator die organischen Gesetze, welche auch den

Entwicklungsgang der Staaten leiten, sodann den Charakter und die Eigenthümlichkeiten der Nation, für deren sociale Umgestaltung, im fortschreitenden Sinne, er thätig sein will. Dieß ist es, was insbesondere die Franzosen so sehr übersehen. Bei ihnen will selbst die edelste und klarste Richtung nicht anerkennen, daß auch die geistigen Verhältnisse, auch alle innern und äussern Staatszustände, in ihrer Entwicklung bestimmten organischen Gesetzen unterliegen, über welche die Macht der Menschen nichts vermag. Sie begreifen nicht, daß man nur durch die Einsicht in diese Gesetze die Mittel erlangt, sich vor ihren nachtheiligen Wirkungen zu schützen und überhaupt freier und selbstständiger zu werden; ihr Glaube, daß man durch Staatseinrichtungen alles machen könne, wirft sie in einen ewigen Kampf mit den Gesetzen der Weltordnung und daher kommt es, daß ihre großartigsten Zeiten meist nur zerstörend und negativ enden, daß sie so wenig eigentlichen organisirenden Beruf haben und mehr das erregende, als das schöpferische Element der neuern Kulturperiode darstellen. Wird die Aufgabe socialer Reform von diesem Gesichtspunkte aufgefaßt, so wird sie sehr einfach: man erkennt dann bald, wo und wie weit dem Streben nach gleichmäßigerer Vertheilung des Wohlstandes von den Gesetzen der Natur unübersteigliche Schranken entgegengestellt sind, und wie weit umgekehrt die Erreichung des Zweckes durch menschliche Einrichtungen möglich ist. Die Maßregel socialer Reform verliert dann vielleicht etwas von den großen Erwartungen, die man hin und wieder daran knüpfen mag, sie wird sehr schlicht und natürlich, allein eben darum auch nütz-

lich, denn sie erlangt nun die Bürgschaft wirklicher Ausführung. Wir werden dieß sofort näher darlegen.

Die Mittel zur wahren socialen Reform sind für Deutschland sehr einfach, eben darum aber auch leicht ausführbar, sicher und durchgreifend. Es bedarf nur zweier Grundmaßregeln:

a) Zurückführung der innern Staatsverhältnisse auf gesunden, natürlichen und einfachen Organismus und

b) Wiedererweckung der bürgerlichen Tugend, Sitten-Reinheit und Mäßigkeit.

Wir erklären uns über beide Maßregeln näher.

a. Zurückführung der innern Staatsverhältnisse auf gesunden, natürlichen und einfachen Organismus.

Unsere gegenwärtigen Staatsverhältnisse sind im äussersten Grade unnatürlich und krankhaft, und eben dadurch die Ursachen der Armuth und aller Mängel der Deutschen. Drei Krebsübel zehren an den innern Staatskräften: die stehenden Heere, die Staatsschulden und theilweise übertriebener Aufwand der Höfe. Durch diese Ausgaben werden die Staatsmittel den eigentlichen Nationalzwecken entzogen und die öffentlichen Lasten zugleich so sehr erhöht, daß nothwendig verhältnißmäßige Mittellosigkeit des Volkes entstehen muß. Die Hülfe liegt nahe, indessen nur auf dem Wege der Wiederherstellung der Reichseinheit und würdigen Volksfreiheit.

In Folge der Rückkehr der Staatseinheit und einer wirklichen freien Verfassung werden zunächst die stehenden Heere entbehrlich: denn das in Einheit und freier Verfassung gehaltene Deutsch-

land besitzt eine solche Macht, daß der Patriotismus und der Aufschwung seiner Bürger das Vaterland gegen alle Gefahren von Aussen sicher stellt. Bei freien Völkern ist der Bürger gerne zur Vertheidigung des Landes bereit; der Gemeinsinn, die Liebe zum Vaterlande gibt bei allen Gefahren Kämpfer genug, die aus wahrem innern Drange mit Neigung und Begeisterung sich darbieten. Es ist daher nur nothwendig, die Nation selbst in den Waffen zu üben, und dazu genügen, anstatt des stehenden Heeres, einfache und im Verhältniß zu dem letztern weniger zahlreiche Lehrkörper. Im Innern dagegen braucht eine wirklich nationale Regierung keine Armee zum Schutze gegen den Volksgeist. Letzterer ist vielmehr bei freien Staaten die Stütze und Waffe der Regierung. Die stille, aber unwiderstehliche Wirksamkeit des Gesetzes, welches aus dem öffentlichen Willen hervorgegangen ist und auf der freiwilligen Heilighaltung der überwiegenden Mehrheit ruht, macht die Staatsgewalt mit geringen äussern Vollzugsmitteln gleichwohl mächtiger, als Armeen von Söldlingen und Gendarmen eine unterdrückungssüchtige Autoritat. Freie und in Einheit gehaltene Nationen bedürfen also, der Vernunft und der Erfahrung gemäß, keine stehenden Heere und letztere müßten und würden insbesondere in Deutschland bei der Wiederherstellung der Reichseinheit und einer freien Verfassung augenblicklich verschwinden.

Durch die Beseitigung von 34 stehenden Heeren würde jedoch eine solche ausserordentliche Ersparniß erzielt, daß man die Mittel gewänne, auch das zweite Krebsübel, die Staatsschulden, an der Wurzel anzugreifen. Es war ein großer Irrthum, den Staat als solchen für etwas

wesentlich anderes, als eine einzelne Person zu betrachten und dadurch von den Gesetzen freizusprechen, die Jedermann befolgen muß, wenn er zu einem befriedigenden Zustande gelangen will. Wie Schulden für Einzelne ein Uebel sind, so sind sie es in demselben Maaße auch für Staaten. Wie jeder Hauswirth, so muß auch der Staat die bessern Zeiten zur Erwerbung eines Vermögens benützen, daher die Schulden abbezahlen und für das Alter oder für Nothfälle wirkliches Vermögen, also einen Reichsschatz, einsammeln. Nach den gegenwärtigen Verhältnissen der europäischen Völker ist aber die Abbezahlung der Kapitalstaatsschuld auch in Friedenszeiten unmöglich, und diese Thatsache allein beweist die unnatürliche Lage der Gegenwart und die Unhaltbarkeit der heutigen Staatszustände. Nie werden die Nationen zu ihrem Normalzustande gelangen, wenn nicht die Möglichkeit wieder gegeben wird, die Kapitalstaatsschuld abzutragen und alsdann für ausserordentliche Zeiten und Fälle einen wirklichen Reichsschatz zu gründen. Die nordamerikanische Union hat ihre Schuld vollständig getilgt; von den europäischen Regierungen vermochte keine einzige, sie in den Kapitalien nur bedeutend zu vermindern und die wirkliche Abbezahlung wenigstens in der Zukunft als möglich in Aussicht zu stellen. Der Grund liegt großentheils in den stehenden Heeren und theilweise im übermäßigen Hofprunk. Sind diese beiden Uebel entfernt, so werden bald Mittel zur *allmäligen* Tilgung des Stockes der Staatsschulden selbst gegeben sein.

Eine weitere bedeutende Ersparniß tritt durch die durchgreifende Verbesserung der Rechtspflege und des Geschäftsganges in allen Zweigen

der Staatsverwaltung ein. Beide sind gegenwärtig im äussersten Grade schleppend, verwickelt und kostspielig, und die Ursache dieser Mängel liegt wiederum in dem Mangel an öffentlichem Leben. Durch die Mündlichkeit und Oeffentlichkeit der Rechtspflege werden die Streitsachen beträchtlich abgekürzt und in demselben Maaße die Kosten vermindert. Eben so geschieht dieß in allen Zweigen des Verwaltungsfaches durch Oeffentlichkeit, eigene Kontrole der Bürger und bei vielerlei Geschäften sogar durch die Selbstverrichtung von ihrer Seite. Die Vielschreiberei wird dadurch hinweggeräumt und der Geschäftsgang überhaupt kurz, einfach, wenig kostspielig. Unsere Staatsbeamten haben vielfältig von einer solchen Reform freilich keinen Begriff; indessen die Wirkungen und Lebensäusserungen freier Nationalzustände belehren bald hierüber, belehrten schon im Alterthum und bewirken dasselbe in den neuern Zeiten, namentlich in England und Nordamerika, obwohl beide Staaten noch nicht den Grad von Vervollkommnung erlangt haben, welchen die freien Volkszustände in Deutschland nach Maaßgabe des Nationalcharakters nicht bloß wahrscheinlicher, sondern selbst nothwendigerweise erlangen müssen.

Die sociale Reform hat nicht die Aufgabe zu erfüllen, ein poetisches Eldorado zu gründen, ein Reich von ewiger Wonne, Pracht und Ueppigkeit, sondern sie soll nur das wirkliche Elend entfernen und der Rückkehr desselben gründlich vorbeugen. Sie soll ferner die allzu große Ungleichheit der Vermögensverhältnisse mildern, auf möglichst mittlere Zustände hinwirken und den Staatsangehörigen die Entwicklung und Benützung ihrer Kräfte erleichtern. Wie allen diesen Anforderungen

unter Voraussetzung der Billigkeit der Ansprüche Genüge geleistet werden könne, ergibt sich nach dem Vorausgegangenen eben so sicher, als einfach.

Eine der vorzüglichsten Ursachen wirklichen Elendes der untern Volksklassen ist der Druck der Abgaben, weil dadurch nicht nur der Dürftigkeit unmittelbar Mittel zum Lebensunterhalt entzogen, sondern auch Industrie und Ackerbau gelähmt, also Arbeit und Verdienst den Unbemittelten entzogen werden. Wie dagegen die Zustände der Schweiz und der nordamerikanischen Union beweisen, so hat schon die Thatsache geringer Staatslasten allein die Wirkung, daß die Arbeit vermehrt und der Verdienst der untern Volksklassen erhöht wird. Dieß ist auch natürlich: denn je mehr den mittlern Ständen durch Staatsabgaben Mittel entzogen werden, desto weniger können sie auf ihr Hauswesen, ihre Kleider und andere Bedürfnisse, ihre Häuser und Grundstücke verwenden, desto mehr mindert sich also die Arbeit und der Verdienst der untern Volksklassen. Durch die Ersparniß, welche aus der Beseitigung stehender Heere und allmäliger Abzahlung der Staatsschulden in Deutschland entstehen würde, können nun die Staatslasten so wesentlich vermindert werden, daß der Wohlstand der mittlern Stände bedeutend steigt und dadurch Arbeit und Verdienst der niedern Klassen von selbst vermehrt wird. Rechnet man hiezu noch die Beförderung des Verkehrs durch Einfachheit und Gleichförmigkeit der Rechtspflege, Einheit der Münzen, des Maaßes und Gewichtes, Verbesserung der Verbindungswege, mittelst der Eisenbahnen und Kanäle, Freiheit des Verkehrs im ganzen Innern des Reichs, Reform und Einheit des Post-

wesens, und zweckmäßige Zoll=Staatsverträge mit dem Ausland, so ergibt sich schon hieraus die unausbleibliche Nothwendigkeit höheren Wohlstandes der Mittelklassen und dadurch vermehrter Arbeit und vergrößerten Verdienstes der untern Stände. Es ist jetzt nur noch erforderlich, dem Aufhäufen übermäßigen Reichthums auf einzelnen Punkten vorzubeugen, einer Gefahr, welche durch freiere Regung der Staatskräfte erfahrungsgemäß gewöhnlich vermehrt wird, dann aber von den übelsten Folgen begleitet ist, weil dem übermäßigen Reichthum auf der einen Seite immer übermäßiges Elend auf der andern entspricht. Das gründliche Mittel, dieser Gefahr vorzubeugen, ist nun

b. die Wiedererweckung der bürgerlichen Tugend, Sittenreinheit und Mäßigkeit.

Wer wird nach der Erfahrung auch bei einem dürftigen und geringen Anfange wohlhabend und unabhängig? Derjenige, welcher nicht bloß fleißig, sondern auch wirthschaftlich und mäßig ist, in den jüngern Jahren weniger ausgibt, als er verdient, und durch Ausdauer allmälig ein Vermögen sich sammelt. Wer wird dagegen umgekehrt bei dem bemitteltsten und selbst reichsten Anfange arm und abhängig? Derjenige, welcher träge, leichtsinnig, unwirthschaftlich und verschwenderisch ist und beharrlich mehr ausgibt, als er einnimmt. Hier liegt alles. Die wahre sociale Reform ist nur durch Sittenverbesserung und Verbreitung von Fleiß und Mäßigkeit möglich.

Man hält gewöhnlich gute Staatseinrichtungen, freie Verfassungen und befriedigende Gesetzgebung für hinreichende Mittel zur Gründung und Erhaltung glücklicher öffentlicher Verhältnisse: dieselben sind auch

nützlich und nothwendig, doch für sich allein sind sie zur Erreichung des im Rede stehenden Zweckes gleichwohl noch nicht hinlänglich: die Bedingungen des Völkerglückes liegen tiefer und beruhen auf der Gesinnung, den Sitten des Volkes. Wo die Sitten verderbt sind, gedeiht keine Freiheit, und mögen die Verfassungen auch noch so vorzüglich sein; ohne Sittlichkeit erlangt oder behauptet ferner keine Partei einen Einfluß auf das Volk, mögen ihre Staatsgrundsätze und Bestrebungen auch noch so freisinnig und volksthümlich sein. Die Geschichte beweist dieß, und wir können uns nur darüber freuen, daß es so ist: denn es gereicht der Natur des Menschen zur großen Ehre. So einfach nun der Satz ist, daß nur reine Sitten die Grundlagen edler Nationalzustände sein können, so wird er von Manchen, die solche Zustände, also den Zweck, sehr ernstlich wollen, gleichwohl häufig verletzt, ja sogar oft verspottet, und es entspringen hieraus für das Glück der Völker so nachtheilige Wirkungen, daß es nothwendig wird, die Sache aufmerksamer zu behandeln und gewissen Grundsätzen und Lehren kräftig entgegenzuwirken. Wir wollen zu diesem Behufe kurz untersuchen, welche innere Grundlagen, welche Grundsätze und Lehren zur Herstellung und Erhaltung edler Nationalzustände nothwendig sind.

Das größte Uebel für das Menschengeschlecht ist die Unwissenheit, der Aberglaube, die geistige Finsterniß: alle Plagen, alle Leiden der Völker fließen aus dieser Quelle, und es ist daher nichts nothwendiger, nichts unentbehrlicher, als Bildung und Aufklärung zu befördern. Daß wir hiernach ernstlich streben, ist unsere erste Pflicht, und daß unsere Zeit in diesem Streben auch wirklich begriffen ist, zeichnet die-

selbe sehr aus, und muß Hoffnungen erwecken, obwohl in anderer Beziehung so viele Ursachen zur Trauer und Betrübniß gegeben sind. Indessen bei jedem Streben, auch dem edelsten und reinsten, tritt wieder eine Gefahr ein, und diese besteht darin, daß das Ziel überschossen und durch Uebertreibung ein entgegengesetztes Uebel erzeugt wird. Ich erkläre mich sogleich deutlicher. In dem Herzen des Volkes ist ein religiöses Gefühl tief eingegraben, der Glaube an eine leitende Vorsehung, welche am Ende die Wirren des menschlichen Lebens lösen und letzteres selbst zu höheren Zwecken führen wird. Unter der Herrschaft des Aberglaubens und der geistigen Finsterniß kann jenes an sich schöne Gefühl mißbraucht werden, und wird es auch wirklich nach dem Zeugnisse der Geschichte sehr oft. Aufklärung ist mithin nothwendig, aber diese darf nicht in maaßlose Zweifelsucht und muthwilligen Spott ausarten, welche das Wesen des Menschen für rein thierisch erklärt, und der Entstehung, so wie der Entwicklung und Leitung der Dinge Plan und Ordnung abspricht. Wenn eine solche Richtung in den Völkern das Uebergewicht erlangt, tritt erst Verschlimmerung, dann allgemeine Verderbniß der Sitten und mit ihr Untergang der Freiheit nothwendig ein. Die Geschichte lehrt unwidersprechlich, daß die glücklichsten Zeiten der Völker jene sind, wo der Glaube an eine weise, gütige Ordnung der Dinge vorhanden war, und die unglücklichsten jene, wo maaßlose Zweifelsucht und muthwilliger Spott über die höheren Fragen der Menschheit zur Sitte geworden sind. Jede durchgreifende Verbesserung solcher Zeiten des Verfalls der menschlichen Zustände fing daher geschichtlich immer mit neuen Ideen über das Wesen der leitenden Ordnung, mit der

Wiederherstellung des Glaubens an eine solche an. Letzterer ist daher nothwendig, nur soll er gereinigt und veredelt, und mit steigender Bildung zur Einsicht selbst erhoben werden, d. h. das unklare und mystische Vorgefühl einer leitenden Vorsehung in das deutliche und bewußte Erkennen der Gesetze der Weltordnung übergehen.

Was daher der Staatsmann, was jede Partei, die Einfluß auf das Volk gewinnen und behaupten will, vor allem zu vermeiden hat, ist übertriebene Zweifelsucht und leichtsinniger Spott über den Glauben des Volkes an eine leitende Vorsehung. Dieser Glaube mag in Ansehung der Art und Weise, wie man sich die leitende Ordnung vorstellt, irrig, falsch, verkehrt sein: alles dieß ist möglich. Suche man daher mit Vorsicht diese Vorstellung zu verbessern, zu berichtigen, sie allmälig zur Einsicht der wahren, so einfachen Beschaffenheit der Weltordnung hinzuführen; allein verspotte man nur den Glauben an das Dasein einer leitenden Ordnung nicht, erkläre man nur nicht das Ganze des menschlichen Lebens und aller Verhältnisse der Schöpfung für plan- und zwecklos, für unsinnig, und jede höhere Zukunft für unmöglich. Nichts zerreißt die Herzen des Volkes mehr, als solche Lehren, nichts entfremdet das Volk einer Partei, die auch sonst sein Bestes will, mehr, als das Verkünden solcher Grundsätze. — Mit der Achtung vor dem Glauben des Volkes an eine höhere Ordnung der Dinge muß sodann Reinheit der Sitten verbunden werden, Einfachheit, Mäßigkeit, Nüchternheit. Ausschweifung und Verschwendung entnervt die Menschen und raubt ihnen ihre Selbstständigkeit, ihre Unabhängigkeit. Ueppigkeit und Laster anderer Art setzen in den Augen des Volkes herab;

letzteres beurtheilt den Menschen mehr nach seinen Thaten, als nach seinen Worten, und Niemand, sei er auch noch so geistreich und freisinnig, wird einen bleibenden Einfluß auf die Masse des Volkes erlangen oder behaupten, wenn er durch seine Lebensweise das sittliche Gefühl des Volkes beleidigt, und öffentlichen Anstoß gibt. Diese große Wahrheit wird selbst von denen zuweilen ausser Augen gesetzt, welche wirklich die wahren Staatsgrundsätze besitzen, das Beste des Volkes wollen und überhaupt die bessere Richtung haben. Deßhalb wird es an der Zeit sein, dieselbe wieder in Erinnerung zu bringen. Es ist ein offenbares Gebrechen auch der bessern Richtung unserer Zeit, daß auf formelle Mittel, auf bloße Staatseinrichtungen zu großer Werth gelegt wird. Sie haben ihn, wenn sie gut sind, allerdings, sie sind nothwendig und nützlich, aber ohne gute Sitten sind sie dennoch ohnmächtig. Nur auf Sittenreinheit, auf Tugend ruht die Freiheit der Völker: unser Bestreben muß daher vorzugsweise dahin gehen, das Volk innerlich zu bilden, demselben Achtung vor der Tugend und Liebe zu einem reinen Lebenswandel einzuflößen. Wir selbst sollen in allen diesen Dingen vorangehen und nicht bloß in Ansehung der Kenntnisse, wissenschaftlichen Bildung und geistigen Auszeichnung, sondern auch in Beziehung auf Sittenreinheit dem Volk zum Beispiel dienen. Ein solcher Weg führt zur Gründung und Erhaltung edler Nationalzustände; ein solcher Weg führt insbesondere zur wahren socialen Reform. Dieß ist sehr klar und einfach.

Alle Handlungen des Menschen sind der Ausdruck seines Innern, seiner Gesinnungen und Grundsätze. Der gütige und edle Mann, der

Vaterlands- und Völkerfreund wirkt auf Milderung des Elendes seiner Mitbürger hin; er verschmäht reine und sittliche Genüsse nicht, doch er mäßigt sie durch Selbstbeherrschung. Eben so verachtet er die rechtschaffene Erwerbung der Mittel nicht, welche zu dieser Verschönerung des Lebens führen; indessen er beschränkt sich immer freiwillig auf mittlern Wohlstand und würde Ueppigkeit und Glanz, welche mit dem Elende der Massen im schauderhaften Gegensatz stehen, selbst dann zurückweisen, wenn sie ihm auf rechtlichem Wege geboten würden. Darum wird er alle Einkünfte, welche die mittlern Lebensbedürfnisse übersteigen, für das öffentliche Wohl anwenden, für die Milderung des materiellen Elendes der Massen und ihrer geistigen oder sittlichen Verwahrlosung. Dadurch kommen wir auf die wahre Quelle socialer Verbesserungen, die milden Stiftungen; und hierdurch ist zugleich der geschichtliche Gesichtspunkt dieser Lebensfrage gegeben.

Wir haben schon oben bemerkt, daß sich die reifern Zustände einer Nation nach langen Vorbereitungen aus ihren innern Anlagen herausbilden, und daß Ideen und Bestrebungen, für welche sich in der frühern Geschichte des Volkes gar keine Andeutung findet, immer unzuverlässig und meistens nichtig seien. Eben so haben wir erinnert, daß sich für alle Forderungen und Bestrebungen unsres hochstehenden reformatorischen Zeitalters in der Geschichte und den frühern Staatszuständen der Deutschen Spuren finden. Diese schöne und erhebende Thatsache bestätigt sich nun abermals bei der Frage der socialen Verbesserungen. Milde oder gemeinsinnige Stiftungen sind die Hauptquelle derselben und solche Institute finden wir am häufigsten bei den germanischen Stäm-

men. Ihre Veranlassung war das sittliche und tugendhafte Gefühl des Volkes. In jenen Zeiten, wo dasselbe am reinsten ausgebildet und am lebendigsten war, erwachte ein weitverbreiteter mildthätiger Sinn und entstanden unsre schönsten Institute, die Stiftungen für Arme, Kranke, für Kirchen, Schulen und für Unterstützung der Studirenden (Stipendien). Die Völker sind immer glücklich, wenn sie von sittlichen Ideen und von begeisternden Gefühlen bewegt sind, und das Elend der Nationen tritt nur dann ein, wenn keine Ideen im Volke leben: denn alsdann wenden sich alle Bestrebungen auf niedrigen Materialismus. In frühern Zeiten war nun die Religion die geistige Triebfeder und erzeugte die höheren Ideen und begeisternden Gefühle, welche die Schöpfer großer Thaten und edler Handlungen sind. Aus der Religion entsprang daher der mildthätige Sinn und das herrliche, so menschlich-schöne Institut der Stiftungen. So lange die Religion nicht bloß im Munde geführt wurde, sondern wirklich im Herzen wohnte, also lebendig war, blühten und erweiterten sich fortwährend die milden Stiftungen; so wie dagegen die lebendige Religion abnahm, von der Wahrheit zur Heuchelei, von den Werken zu den bloßen Worten oder geisttödtenden Formen überging, verlor sich auch der mildthätige Sinn und die Stiftungen hörten entweder ganz auf, oder wurden wenigstens sehr selten.

Hierdurch ist also der Fingerzeig gegeben, auf welchem Wege die wahrhaft schöpferische Quelle socialer Reformen wieder eröffnet werden kann. Ideen müssen im Volke wieder lebendig gemacht werden, welche

seine bessere Natur erwecken und in Thätigkeit setzen. Alle solche Ideen müssen indessen als tiefe, sittliche Gefühle aus dem Herzen fließen, und dadurch zur Religion werden. Nach unserer weit vorgerückten Bildung ist die Religion der neuen Zeit, nächst der geistigern und tiefern Auffassung der Weltordnung, der Kultus der Tugend, der Freiheit und der Vaterlandsliebe. Wir glauben an die Ewigkeit des Geistes, der Tugend, der Wahrheit un dalles Großen und Edlen, allein wir verweisen solche Güter nicht ausschließend auf unbekannte Welten, sondern wir vertrauen, daß auf allen Schöpfungsstufen das Schöne und das Gute gedeihen, Bildung, Freiheit und Gerechtigkeit die Wesen in dem Grade glücklich machen könne, als es in den Ansprüchen des bescheidenen Weisen liegt. Die Religion soll durch die Freiheit und Nationalwürde zur That werden und als innerer geistiger Drang wieder die Quelle edler Gesinnungen und Handlungen der Menschen werden. Sie kann dieß aber nur, wenn sie vom Gesichtspunkte des Volksthums aufgefaßt wird. Religion ist das Herz, Volksthum ist das Herz: beide sind auf das innigste verbunden: denn erstere ist eben durch die Ausbeutung kirchlicher Aristokratien ihres eigentlichen Geistes, des Volksthums, beraubt worden.

Zurückgeführt auf ihren wahren Geist, werden ihre Vorschriften nicht bloß leere Worte, sondern Thaten. Man predigte Jahrhunderte lang sehr viel von Liebe, von Wohlthätigkeit, von Bescheidenheit, kurz von allen Tugenden der Humanität, doch die Handlungen der Menschen standen mit diesen Lehren durchgehends im Widerspruch. Anstatt Liebe Haß, anstatt Wohlthätigkeit systematische Bedrückung und Ausbeutung,

anstatt Bescheidenheit überall Herrschsucht und Vorrecht. Nicht bloß auf vornehme Geburt und hohen Rang dehnte sich das System des Vorrechts aus, sondern selbst auf die mittleren Klassen; auch in diesen war durch die Ausschweifungen des Zunftwesens der Aermere ohne Schutz der Ausbeutung des Reichern preisgegeben. Die von Religion und Moral gepredigten Tugenden konnten nicht lebendig werden aus dem einfachen Grunde, weil in den Staatseinrichtungen selbst keine Religion und Moral war, sondern dieselben vielmehr den Lehren der letztern in allen Dingen schnurstracks widersprachen. Die Grundlagen wesentlich anderer Verhältnisse und des dauernden Normalzustandes der Völker sind daher einfach darin zu suchen, die Vorschriften der Sittlichkeit (Moral) in ihren wichtigsten Sätzen zum Staatsgesetz selbst zu erheben; die Moral soll im Wesentlichen ihrer Forderungen Gesetz werden, dieß spricht die Bedeutung der neuern Bestrebungen der Bildung und der Zurückführung der Religion auf Volksthum mit wenigen Worten erschöpfend aus, und gibt bei seiner wirklichen Durchführung auch die Mittel zur socialen Reform.

Das religiöse Gefühl war allerdings eine mächtige Triebfeder in der bisherigen menschlichen Entwicklung; aber eine noch größere bewegende Kraft wird die höhere Religion unserer Zeit, nämlich die geistigere Auffassung der Weltordnung, verbunden mit dem Kultus der Tugend, der Freiheit und der Vaterlandsliebe. Sobald diese bewegende Kraft lebendig und wirksam wird; so kehrt auch der mildthätige Sinn und mit ihm die Gründung von Stiftungen für gemeinsinnige Zwecke in ausgedehnterer Weise zurück. Alsdann ist durch die Bildung

und die erhöhten Einsichten unsrer Zeit zugleich das Mittel gegeben, jene schöne Richtung von Seiten der Staatsgewalt richtig zu leiten und dem edlen Institute durch zwar einfache, gleichwohl neue und schöpferische Gedanken erst seine wahre Bedeutung und Wirkung zu geben. Alles dieß wird sich sogleich näher aufklären.

Der mildthätige Sinn der frühern Zeit beschäftigte sich zunächst mit der Milderung des wirklich schon vorhandenen Elendes; er stiftete also Anstalten oder Hülfsmittel zur Unterstützung der Armen, Kranken, Gebrechlichen u. s. w. In jener Zeit that dieß auch vor allem Noth. Allein nach unsern heutigen Staatszuständen ist wenigstens in Deutschland für wirkliche Armuth so ziemlich gesorgt und das Bestreben unsrer Zeit soll nicht bloß dahin gehen, das Loos der Armen noch durchgreifender zu erleichtern, sondern hauptsächlich auch dahin, die Quellen der Armuth, wo nicht ganz zu beseitigen, doch zu vermindern und mithin der Entstehung der Armuth selbst nach Möglichkeit vorzubeugen.

Die Vortheile eines solchen Verfahrens sind äusserst bedeutend. Durch die Verringerung der Armenzahl können zuvörderst die für wohlthätige Zwecke vorhandenen Mittel unter Wenigere vertheilt, sohin die Lage der unverschuldeten Armuth schon materiell durchgreifender verbessert werden. Indessen weit wichtiger ist der zweite daraus entspringende Vortheil, nämlich Verbesserung der Sitten. Armuth ist eine der größten Quellen der Unsittlichkeit. Der Wohlhabende hat gut predigen, doch Elend schmerzt und raubt dem Menschen noch überdieß das Selbstgefühl, die Achtung vor sich, das Streben nach höherer Entwicklung.

Elend auf der einen und Uebermaaß der Pracht und der Ueppigkeit auf der andern Seite verderbt daher am meisten die Sitten eines Volkes, und je mehr beide Extreme gemildert werden können, desto reiner werden die Sitten. Die Aufgabe unsrer Zeit besteht also darin, die Quellen der Armuth selbst möglichst zu vermindern, d. h. der Entstehung von Armuth nach Kräften entgegen zu wirken. Dieß voraus gesendet, ist die Frage der socialen Reform sehr einfach zu lösen. Man darf die Aufgabe nur auf ihren wahren Gesichtspunkt zurückführen, und augenblicklich ergibt sich, wie einfach und sicher ihre Lösung sei.

Eine Hauptursache der Armuth ist die verwahrloste Erziehung der untern Volksklassen. Solchem Krebsübel muß vor allem mit äusserstem Nachdruck entgegen gewirkt werden, und sohin nicht bloß mit halben, sondern vielmehr mit durchgreifenden Maaßregeln. Staatsgrundsatz muß es werden, daß jeder Mensch auf die Ausbildung seiner Anlagen, die Bekämpfung seiner üblern Triebe im Kindesalter und die Erweckung seiner bessern Natur ein förmliches Recht hat, und daß in Ermanglung der nöthigen Hülfsmittel von Seite seiner Eltern das gemeine Wesen die Mittel dazu leihe. Gelehrte sollen nicht alle Menschen werden, auch die höhere wissenschaftliche und industrielle Erziehung Allen zu geben, kann nicht möglich sein. Aber daß das sittliche Gefühl erweckt, die unlautern Leidenschaften bekämpft, der Mensch als Kind zur Ordnung, zum Fleiß, zur Mäßigkeit und zu guten Sitten angehalten werde, daß er ferner mit den seinem Stande oder seinen Fähigkeiten angemessenen unentbehrlichen Kenntnissen versehen werde, darauf,

sagen wir, hat jeder Mensch ein angebornes Recht und dieses muß ihm in wohlgeordneten Staaten schlechterdings werden. Doch gerade dieses Recht ist es, was in der heutigen Gesellschaft noch bei weitem nicht im nothwendigen Maaße geübt wird. Die Regierungen sind in Beziehung auf das Erziehungswesen zu gleichgültig, und üben die erforderliche Aufsicht nicht aus. Allerdings muß die Erziehung zunächst den Eltern überlassen werden. Allein wenn diese sittenlos sind und ihre Kinder verwahrlosen lassen, so bleiben die Regierungen auch dann noch unthätig, und denken nicht daran, die unglücklichen Kinder der gewissenlosen Aufsicht zu entnehmen und sie anderer Pflege zu übergeben. In wirklich geordneten Staaten muß es dagegen eines der vorzüglichsten Grundgesetze sein, daß Eltern, welche die sittliche Erziehung ihrer Kinder vernachlässigen, zuerst obrigkeitlich gewarnt und ermahnt, und, wenn dieß fruchtlos bleibt, des Erziehungsrechtes durch richterliches Urtheil für verlustig erklärt werden.

Allerdings muß bei der Ausübung dieses Rechtes des Staates die größte Vorsicht gebraucht und das Recht der Eltern, ihr größtes und heiligstes, vor jeder Willkür geschützt werden. Allein das guteingerichtete Geschwornengericht gewährt diesen Schutz. Wie nöthig übrigens durchgreifende Maaßregeln in dieser Beziehung seien, ergibt sich schon aus einer Thatsache. Durch das Sittenverderbniß und die übermäßige Armuth vermehren sich die unehelichen Kinder auf eine ausserordentliche Weise. Oefters treiben die Mütter solcher Kinder ein unsittliches Gewerbe und gewöhnen ihre Mädchen selbst wieder dazu. Die Maaßregel, allen unverheiratheten Müttern die Erziehung ihrer Kinder zu

nehmen, wenn sie nicht von reinem Lebenswandel sind, diese so nothwendige Maaßregel allein würde eine große Anzahl von Armen, Unglücklichen und Sittenlosen entfernen und auf Tugend und Wohlstand einen unberechenbaren Einfluß ausüben.

Es ist so einfach und so klar, daß wirkliche Organisation des Erziehungswesens die Quellen der Armuth und der Unsittlichkeit nothwendig wesentlich vermindern und für die Wohlfahrt der Nationen ungemein wohlthätig wirken müsse. Man erkennt dieß aber noch nicht deutlich genug, und daher kommt nicht nur ein großer Theil unserer Uebel, sondern auch die falsche sociale Richtung, indem letztere die Wirkungen wahrhafter Organisation der Erziehung zu gering schätzt und Maßregeln fordert, welche bei durchgreifender Verbesserung der Erziehung gar nicht einmal nöthig sind. Unter letzterer Voraussetzung baut sich nämlich die wohlgeordnete Einrichtung der Gesellschaft von unten herauf in sehr einfacher Weise aus, und gar viele Uebel fallen von selbst weg, wider welche die ausschweifenden Socialisten ihre seltsamen Heilmittel eben anwenden wollen. Indessen zur gründlichen Reform des Erziehungswesen gehören ausser dem Aufsichtsrecht des Staates auch Mittel, um den Eltern zu Hülfe zu kommen, welche bei allem Willen, wegen Armuth, sogar an der nothdürftigen Erziehung ihrer Kinder gehindert sind. Diese Mittel ergeben sich theils durch die Ersparnisse im Staatshaushalt, welche aus der politischen Reform entstehen, nämlich die Aufhebung der stehenden Heere, sowie die Tilgung der Staatsschulden, theils durch das Wiederaufleben des mildthätigen Sinnes. Jene Ersparnisse müssen in Deutschland so bedeutend sein,

daß man nicht nur die Staatslasten beträchtlich vermindern kann, sondern auch nach der Zurückführung der Abgaben auf ein billiges Verhältniß noch so viel Einnahmen behält, um größere Summen auf eigentliche Staatszwecke zu verwenden. Ein Theil dieser Einnahmen kann also auf das Erziehungswesen verwendet werden. Dabei ist alsdann nur der einfache und verständige Grundsatz zu befolgen, die Mittel, welche auf die Erziehung armer Kinder verwendet werden, nicht unbedingt herzuschenken, sondern vielmehr durch Gesetze die Einrichtung zu treffen, daß jeder auf Kosten des Staats erzogene oder in der Erziehung unterstützte Staatsangehörige, wenn er zu einem gewissen Wohlstand gelangt, zur Zurückzahlung des Empfangenen verbunden sein soll, nach Umständen selbst mit Zinsen und einer angemessenen Prämie. Man bemerke wohl, daß eine solche Einrichtung nicht drückend sein, sondern nur wirklichen Wohlstand treffen soll. Daß aber bei wahrer Organisation der Erziehung die auf Kosten des Staats gebildeten oder unterstützten Kinder der Armen öfters zu wirklichem Wohlstand gelangen, also, das Empfangene zurückzuzahlen, recht füglich vermögend sein werden, ist nicht zu bezweifeln, sondern vielmehr schon erfahrungsgemäß nachzuweisen.

Mit der bemerkten Einrichtung ist nun eine weitere durchgreifende Maaßregel zu verbinden. Von den Kindern der Armen sollen aus Staatsmitteln und aus den Zinsen von alten so wie neu zu erweckenden Stiftungen so viele erzogen werden, als der Umfang dieser Mittel zuläßt. Solche Zöglinge sollen nicht alle zu Gelehrten, selbst nicht alle zum höhern Bürgerstande, sondern nur nach Maaßgabe ihrer Fähig-

keiten wissenschaftlich oder zu den Gewerben oder der Handarbeit gebildet werden. Diejenigen von ihnen, welche tüchtig werden, bedürfen aber zur Ausübung eines selbstständigen Berufes, welcher so sehr wie möglich von Staatswegen befördert werden muß, Unterstützung durch eine kleine Geldanlage oder ein mäßiges Kapital. Selten kann der Unbemittelte dasselbe gegenwärtig sich verschaffen. Man gewöhne daher alle angehenden Gewerbsleute in ihrem Gesellenstande zur Mäßigkeit, Ordnung und Sparsamkeit, und man bringe darauf, daß sie in den Zeiten eines guten Verdienstes einen Theil davon in die überall einzurichtenden Sparkassen niederlegen. Ein nachdrückliches Zusammenwirken der Staatsbehörden und der öffentlichen Meinung mit den Meistern und Geschäftsbesitzern könnte hierin ohne Bedrückung oder unbillige Bevormundung der angehenden jungen Gewerbsleute sehr viel leisten. Wie viele Mittel werden durch unordentlichen Lebenswandel der Handwerker in ihren jüngern Jahren verschwendet! Welche Wohlthat wäre es für diese Klasse der Staatsbürger, wenn von den Meistern, Geschäftsbesitzern, dem Staate und der öffentlichen Meinung mit Wohlwollen, Einsicht und Mäßigung darauf hingewirkt würde, dieselben zur Sparsamkeit und bei gutem Verdienste zur Niederlegung eines Theiles desselben in den Sparkassen zu gewöhnen! Diesem Zwecke komme man alsdann noch dadurch zu Hülfe, daß denjenigen Gewerbsgesellen, welche sich durch Fleiß, gute Sitten und Sparsamkeit auszeichnen, bei ihrer Ansäßigmachung aus Staats- und Stiftungsmitteln ein kleines Anhülfs-Kapital gegen mäßige Zinsen und billige Zurückzahlungsfristen dargeliehen wird. Eine solche Maaßregel würde Ordnung, sittlichen

Wandel und Sparsamkeit unter den Gewerbsleuten befördern, weil dadurch Aussicht auf Erwerbung des edelsten Gutes des Menschen gegeben wird, nämlich der bürgerlichen Selbstständigkeit.

Neue Geldmittel werden allerdings auch zur durchgreifenden Durchführung dieser Einrichtung nothwendig. Indessen dieselben finden sich ebenfalls durch die obenbemerkten Staatsersparnisse und den wieder zu erweckenden Sinn der Mildthätigkeit. Man bemerke wohl, es soll nicht sogleich allen unbemittelten Handwerkern mit Anhülfs-Kapitalien an die Hand gegangen werden, sondern es soll vielmehr nur ein Theil der Staatseinnahmen, welcher in Folge der nachgewiesenen Staatsersparnisse und nach der Zurückführung der Abgaben auf ein billiges Maaß noch zur Verfügung bleibt, jederzeit als Kapital angelegt und die Zinsen desselben mit denen der neuen Stiftungen theils auf Erziehung armer Kinder, theils auf Darleihung kleiner Anhülfs-Kapitalien verwendet werden. Man richtet sich also dabei nach dem Umfange der wirklich vorhandenen Mittel und thut für beide Zwecke so viel, als dieselben zulassen. Daß von den dargeliehenen Anhülfs-Kapitalien hin und wieder Verschiedenes verloren gehe, hindert die Durchführung eines solchen Instituts keineswegs, weil die Gelder nur aus den Zinsen der dazu bestimmten Kapitalien vorgestreckt werden sollen, also auch bei Verlusten der Hauptstock — das Kapital — unangegriffen bleibt. Bei den Stipendien z. B. wird gegenwärtig jederzeit Alles verloren, weil der Empfänger, auch wenn er später zu einem sehr anständigen Einkommen gelangt, gleichwohl zur Zurückbezahlung des Empfangenen nicht angehalten wird. Allein obgleich Alles verloren wird, kann deß-

ungeachtet jedes Jahr das Stipendium neu verliehen werden, weil das dazu bestimmte Kapital alle Jahre neue Zinsen trägt. Nach unserm Vorschlage sollen die Summen, welche als Anhülfe für unbemittelte, doch geschickte, fleißige und sparsame Gewerbsleute dargeliehen werden, ebenfalls nur aus Zinsen von den dazu bestimmten Staats- und Stiftungs-Kapitalien entnommen werden, doch der Empfänger verbunden sein, nicht nur das Empfangene in angemessenen Fristen zurückzubezahlen, sondern auch bis zur gänzlichen Tilgung zu verzinsen. Hin und wieder mag wohl etwas davon verloren werden. Doch das hindert nicht: denn sollte auch, wie bei den Stipendien, Alles verloren gehen, so kann doch mit der Darleihung der zur Geschäfts-Anhülfe bestimmten Summen, wie bei den Stipendien fortgefahren werden, weil sie nur aus den Zinsen der dazu bestimmten Staats- und Stiftungs-Kapitalien entnommen werden, und diese Kapitalien alle Jahre neue Zinsen bringen. Alles zu verlieren, ist aber natürlich unmöglich, die Mittel für die Darleihung von Anhülfe-Kapitalien vermehren sich daher jedes Jahr, anstatt sie, wie bei den Stipendien, immer gleich bleiben. In Berechnung des großen Nutzens, welchen die Errichtung eines selbstständigen Gewerbes darbietet, könnte auch der Zinsfuß für die als Geschäfts-Anhülfe dargeliehenen Summen bei aller Billigkeit doch so hoch gestellt werden, daß er jenen für Darlehen, wofür hypothekarische Sicherheit geleistet wird, ziemlich übersteigt und daher die Verluste, welche zuweilen erlitten werden, wenn nicht ganz, doch größtentheils ersetzt. Wird damit noch das Gesetz verbunden, daß nur sparsamen, fleißigen, geschickten nnd ordentlichen Staatsbürgern nach Ausspruch

eines Geschwornen-Gerichts — wenn jene Eigenschaften nämlich in Zweifel gezogen sind — dargeliehen werden kann; so werden die Verluste in Betracht der Prämie des erhöhten Zinsfußes äusserst gering sein. Es fließt also selbst von den Zinsen der zu unserm Zwecke bestimmten und im Hauptstocke nie anzugreifenden Staats- und Stiftungs-Mittel fortwährend bei weitem der größte Theil in diese Kassen zurück und es vermehren sich daher die zu Geschäfts-Anhülfen zu verwendenden Mittel von Jahr zu Jahr, weßhalb diese Anhülfen theils der Größe, theils der Zahl nach von Zeit zu Zeit vermehrt werden können.

Die beiden ersten Grundmaaßregeln socialer Reform sind also: 1) Erziehung der Kinder der Armen zu guten Sitten, Fleiß und Geschicklichkeit, und 2) Erleichterung der Ansäßigmachung wohlerzogener, fleißiger und geschickter, aber unbemittelter Gewerbsleute. Wie sicher und einfach beide Maaßregeln auszuführen sind, ergibt sich aus unserm Vortrage hinlänglich. Man darf aber mit diesen beiden Einrichtungen nur eine gewisse Reihe von Jahren ausdauernd fortfahren, und man wird bald ihre ungemeinen Einflüsse auf Verminderung des Elendes und der Unsittlichkeit erkennen.

Mit beiden Institutionen verbinde man nun noch die dritte: daß die meistens in Diensten stehenden, oder sonst für Lohn arbeitenden armen Mädchen zur Sparsamkeit, zum Fleiß und vor allem zu strenger Züchtigkeit gewöhnt und denjenigen, welche hierin sich auszeichnen, bei der Verheirathung an brave junge Männer ihres Standes eine kleine Ausstattung aus Zinsen von Staats- und Stiftungs-Mitteln zur Be-

lohnung gegeben werde. Man könnte hier mit geringen Mitteln Großes leisten und die Unsittlichkeit in einer ihrer Hauptwurzeln angreifen: denn wenn auch die Aermern des weiblichen Geschlechts durch Fleiß, Sparsamkeit und Züchtigkeit Aussicht auf Selbstständigkeit durch Verheirathung erhalten, so werden viele von ihnen von dem ausschweifenden Lebenswandel zurückgehalten. Durch die Erleichterung der Ansäßigmachung wird ohnehin die Ehe begünstigt, und es wird durch alles dieß, wenn die Dienstherrschaft, die Behörden und die öffentliche Meinung mitwirken, eine wahre Züchtigkeit allmälig auch unter den ärmern Klassen eingeführt werden. Gewerbsmäßiger Unzucht müßte ohnehin mit durchgreifender Energie gesteuert werden, und durch alles dieß zusammen muß es einer wirklich gebildeten und humanen Nation endlich gelingen, die Quelle des Uebels, den ausschweifenden Wandel, beträchtlich zu mindern. Hierdurch allein gelangt man aber zur wirklich fruchtbringenden und dauernden socialen Reform.

Die vierte Grundmaaßregel dieser Reform besteht endlich darin, daß auch den Taglöhnern und Handarbeitern bei Fleiß, Sparsamkeit und sittlichem Lebenswandel Aussicht auf eine gewisse Selbstständigkeit eröffnet wird. Man gewöhne daher auch diese, daß sie insbesondere in jüngern Jahren und unverheiratheten Standes einen kleinen Theil ihres Verdienstes in den Sparkassen niederlegen und ermuntere sie dadurch dazu, daß denen, welche hierin sich auszeichnen, aus Zinsen*) von

*) Da der Kapitalstock der Stiftungen nicht angegriffen werden kann, so versteht es sich überhaupt immer von selbst, daß alles, was aus solchen Mitteln für sociale Zwecke geschehen soll, nur aus den Zinsen der dazu bestimmten Kapitalien zu entnehmen sei.

Staats- und Stiftungs-Mitteln Kapitalien zu Erwerbung eines kleinen Grundstückes, z. B. ein Häuschen mit einem Acker und einer Wiese gegen sehr billige Zinsen und Zurückzahlungsfristen, dargeliehen werden. Die Handarbeiter können diese Grundstücke dann in ihren Nebenstunden nach Verrichtung ihrer gewöhnlichen Tagarbeit bestellen. Eine solche Einrichtung ist um so leichter durchzuführen, als die Grundstücke, zu deren Erwerbung aus Staats- und Stiftungs-Mittel Kapitalien dargeliehen werden sollen, immer ihren Werth behalten und demnach ein Unterpfand für die gegebenen Darleihen bilden. Natürlich werden letztere hypothekarisch vorgemerkt. Da alsdann nichts verloren wird, so ist dadurch die Möglichkeit gegeben, den Zinsfuß sehr niedrig zu stellen und die Fristen zur Zurückbezahlung des Kapitals lange hinauszusetzen, so wie auch die Raten, d. h. die Abschlagssummen, in denen das Kapital allmälig zurückbezahlt wird, sehr niedrig zu stellen. Diese kleinen Kapital-Abschlagssummen und die billigen Zinsen des Kapitals aus ihrem Verdienst und dem Ertrag des erworbenen Grundstückes allmälig zu erübrigen, ist einer fleißigen und wirthschaftlichen Taglöhnerfamilie allerdings möglich und es wird also Aussicht gegeben, selbst den niedrigsten und ärmsten Volksklassen, wenn sie nur zu Fleiß, Sparsamkeit und reinem Wandel sich gewöhnen wollen, auf dem Lande und in den Landstädtchen eine kleine Selbstständigkeit zu verschaffen. In größern Städten läßt sich dieß natürlich nicht thun. Dagegen gewöhne man dort die Taglöhner und Handarbeiter zur allmäligen Erwerbung einer kleinen Leibrente für das Alter durch Niederlegung eines Theiles ihres Verdienstes in den Sparkassen. Zur Aufmunterung derselben

wirke man auch hier durch kleine Belohnungen aus Staats- und Stiftungsmitteln für diejenigen armen Handarbeiter, welche durch Wirthschaftlichkeit und Anlegung von Ersparnissen sich auszeichnen. Zugleich muß die Staatsgewalt und die öffentliche Meinung aus allen Kräften dahin wirken, daß überhaupt die Familienväter aller Stände und Klassen, deren Nahrungszweig nach seiner Eigenthümlichkeit von ihren Hinterbliebenen nicht fortgetrieben werden kann, auf Erwerbung von Leibrenten für ihre Familien schon in jüngern Jahren Bedacht nehmen und dazu Ersparnisse niederlegen. Mit Ernst von Seite der Staatsgewalt sowohl, als der öffentlichen Meinung läßt sich in dieser Beziehung sehr viel leisten.

Damit kann nun auch die Ausführung einiger Ideen Fouriers, jedoch nur im Kleinen und Besondern, auf eine sehr wohlthätige Weise verbunden werden. Da nämlich die Verpflegung beträchtlich wohlfeiler wird, wenn für eine gewisse Anzahl von Personen zugleich gekocht, geheizt, gewaschen wird u. s. w., so können Leibrenten für ältere Leute, die in Ruhestand sich zurückziehen wollen, in die Natural-Verpflegung durch anständige Gemein-Anstalten umgewandelt werden. In Ansehung der Wohnung und Verpflegung könnten hiebei, wie auch Fourier will, Abstufungen bestehen, und Jedermann nach Maaßgabe seiner zurückgelegten Mittel die Art der Wohnung und Verpflegung sich auswählen. Eine solche Einrichtung vom Staate oder den Gemeinden ausgeführt oder unterhalten, würde ohne allen Zweifel sehr nützlich sein, weil dann dabei kein Gewinn gesucht wird, also Wohnung und Verpflegung

um einen so billigen Preis gewährt werden, wie es, ohne selbst etwas einzubüßen, nur immer geschehen kann.

Dieselbe Einrichtung ließe sich alsdann in größern Städten und Fabrikorten für die arbeitenden Klassen überhaupt treffen, sohin nicht bloß bei deren Zurückziehung in den Ruhestand, sondern auch in den kräftigen Jahren. Wenn nämlich vom Staate oder den Gemeinden, bei entstehendem Bedürfnisse neuer Häuser und Wohnungen für die wachsende Bevölkerung, mit Vorsicht und ganz allmälig anständige und zweckmäßige Gebäude errichtet werden, worin die Arbeiter-Familien gesunde Wohnungen und anständige Verpflegung in mannigfaltigen Abstufungen nach ihrer Wahl und ihren Mitteln um den Preis erhalten können, wie ihn die Anstalt, ohne dabei etwas einzubüßen, also mit Ausschluß jeder Absicht zu gewinnen, nur immer ermäßigen kann; so würde Wohnung und Verpflegung den arbeitenden Klassen bei der größern Masse der zu Verpflegenden allerdings wohlfeiler zu stehen kommen, als wenn jede einzelne Familie die Küche und Wäsche selbst besorgt. Dann ergäbe sich auch der weitere Vortheil, daß die Frauen der Arbeit mehr nachgehen können, wenn sie der Bereitung der Kost und der Wäsche überhoben sind, d. h. beides wohlfeiler erhalten, als wenn sie es selbst besorgen.

Man sieht, daß im Kleinen die Ideen Fouriers allerdings wahr und praktisch sind; indessen nur in gewissen Fällen. Eine ausnahmslose Durchführung oder eine Kasernirung des ganzen Menschengeschlechts dagegen ist unhaltbare Uebertreibung. Weder auf die mittlern, noch auf die höhern Stände ist die Idee Fouriers anzuwenden, eben

so wenig auf das Land und kleinere Städte, sondern auf die untern Stände und auch hier bloß in Fabrikorten und größeren Städten. Indessen selbst hier kann die Idee bloß im Einzelnen durchgeführt werden, und nur mit Belassung vollkommner Freiheit für Jedermann, der sein eigenes Haus und seine eigene Küche und Wirthschaft besitzen will. Diese Freiheit wäre aber bei einer allgemeinen Durchführung des Systems Fouriers ausgeschlossen. Und darin liegt eben das Unmögliche und Verletzende dieses Sekten-Systems.

Die vorausgegangenen Vorschläge geben ohne allen Zweifel Mittel und Wege an die Hand, die Entstehung von Dürftigen selbst zu vermindern, und es kann ein Theil der bedeutenden Mittel, welche in Deutschland gegenwärtig auf die Pflege der Armen unmittelbar verwendet werden, dann zur Verminderung der Quellen der Armuth selbst, also zu der einen oder der andern der vorbemerkten Maaßregeln socialer Reform benützt werden.

Durch die gewissenhafte und beharrliche Durchführung aller dieser Einrichtungen wird dem Uebermaaße des Elendes nach einiger Zeit gründlich abgeholfen und ein gewisser bescheidener Besitz auch für die ärmsten Volksklassen ermittelt sein. — Um denselben sicher zu stellen, und der Wiederkehr allzu greller Güter-Ungleichheit vorzubeugen, sind noch einige Vorkehrungen von Seite der Gesetzgebung nothwendig. Doch auch diese sind sehr einfach und sicher wirkend.

Vor allem ist auch hier wohl zu erwägen, daß vollkommene Gütergleichheit nach den Gesetzen des Lebens nie möglich ist und niemals die

Aufgabe einer weisen und praktisch-möglichen Verbesserung der socialen Verhältnisse sein kann. Nur Entfernung des allzu grellen Mißverhältnisses von maaßlosem Luxus einerseits und übermäßigem Elend andererseits, nur Hinwirken auf mehr mittlere Verhältnisse ist die Aufgabe. Durch die bis jetzt besprochenen Grundeinrichtungen wird dieselbe schon großentheils gelöst. Was ausserdem noch erforderlich ist, ergibt sich aus Folgendem.

Allzugroßes Aufhäufen des Reichthums in einer Hand, welches zur Ausbeutung der Armen führen könnte, entsteht hauptsächlich durch das Börsenspiel und durch den Geschäftsbetrieb der Fabriken im Großen. Was nun zuvörderst das Börsenspiel anbetrifft, so ist dieß eine reine Unsittlichkeit, eine Glücksjägerei, welche kein wohlgeordneter Staat dulden kann. Die Abhülfe für dieses Uebel liegt in dem Organismus gesunder Staaten von selbst: denn da dieser die allmälige Zurückbezahlung der Kapitals-Staatsschulden voraussetzt, so kann man mit Staatsschuldscheinen kein Spiel mehr treiben. Bis zur gänzlichen Tilgung derselben wird dem Börsenspiel aber durch einen festen und unveränderlichen Werth der Staatspapiere vorgebeugt. Und dieser kann dadurch erzielt werden, daß die Staatskassen zur Einlösung der Schuldscheine für den vollen Werth immer bereit sind und eben so Jedermann, der solche Papiere zu erwerben wünscht, solche zu allen Zeiten gegen eine kleine Prämie von z. B. $1/2$ Prozent verabfolgen lassen. Dadurch muß sich ein Minimum und Maximum des Werthes der Staatspapiere ergeben, welche keiner Veränderung unterliegen, sohin kein Börsenspiel zulassen. Unsern heutigen Staaten ist eine solche Einrichtung freilich

nicht möglich, weil es ihnen wegen der stehenden Heere an Geldmitteln gebricht. Allein dem politisch reformirten Staate stehen diese Mittel in vollem Maaße zu Gebot. Es könnte also nur noch mit ausländischen Papieren ein schwindelnder und wucherischer Börsenhandel getrieben werden. Aber diesem ebenfalls gründlich entgegenzuwirken, liegt in der Macht der Strafgesetzgebung, wenn nur wirklicher Ernst gebraucht und insbesondere die Strafe der Infamie, welche bei freien Völkern mehr wirkt, als alle andern, mit Umsicht wieder angewendet wird.

Dem Uebergewichte der Macht der Kapitalien, so weit es auf die ärmeren Klassen drückend zurückwirkt, wird ferner durch gut eingerichtete Kredit-Anstalten für die Grundeigenthümer nach Art der schlesischen Landschaft begegnet. Dieselben wirken erfahrungsmäßig ungemein wohlthätig, weil der Wucher vermindert, der Umlauf der Kapitalien befördert, und zugleich der Zinsfuß ermäßiget wird. Eine solche Kredit-Anstalt kann bei unverschuldetem Unglück eines Schuldners länger nachsehen, und es vermindern sich die Zwang-Veräusserungen der Güter. Hiernächst verschwinden die Gebühren der Negotianten für Anschaffung der Kapitalien, welche in manchen Gegenden 2 vom hundert betragen. Endlich machen solche Anstalten die Einführung der Kapitalien-Steuer möglich, weil man nicht vom Kapitalisten unmittelbar, sondern von der Anstalt borgt, jener also die Zinsen nicht willkürlich erhöhen kann.

Durch alle diese Mittel wird eine ungebürliche und gemeinschädliche Macht der Kapitalisten so ziemlich beseitiget sein.

Zur möglichsten Milderung der Uebel des Fabrikwesens dagegen gehört vor allem Beaufsichtigung des Staates, Zurückführung der Ar-

beitsstunden auf ein billiges Maaß, Sicherstellung des Unterrichts und der Erziehung der in den Fabriken arbeitenden Kinder und endlich Verwendung der Staatsgewalt und der öffentlichen Meinung bei den Fabrikbesitzern um billige Festsetzung des Arbeitslohnes und überhaupt um freiwillige Begnügung mit mäßigerem Gewinn zum Vortheil der Arbeiter. Da die Berechnung des wirklichen Durchschnitts-Gewinnes großer Fabriken kein Geheimniß sein kann, so wird die öffentliche Meinung bei einem freien Volke sehr viel wirken, wenn sie gegen jede unbillige Bereicherungssucht der großen Fabrikbesitzer, sobald eine solche bemerkt wird, immer mit Nachdruck sich ausspricht und Billigkeit, Menschenliebe und Tugend fordert. Würden alle diese Anstrengungen und auch die Ermahnungen der Staatsgewalt vergeblich sein, so hat letztere nebst den Gemeinden noch in der Mitkonkurrenz und dadurch der gerechtern Behandlung der Arbeiter ein Mittel, die übertriebene Bereicherungssucht der großen Fabrikbesitzer zu zügeln.

Auch Kanäle und Eisenbahnen können bei freiem und mithin glücklichem Verkehr das allzu große Mißverhältniß des Besitzes vermehren. Denn da solche Unternehmungen voraussichtlich, wenigstens sehr häufig, bedeutenden Nutzen abwerfen müssen, an diesem aber wegen der Kostspieligkeit der Einrichtungen nur Kapitalisten — Aktionärs — Antheil nehmen können, so würde der große direkte Gewinn jener neuen Industrie wiederum auf die Seite des Geldes fallen, also das schädliche Mißverhältniß von Reichthum und Armuth vergrößern. Um diesem vorzubeugen, ist nothwendig, daß die Staatskassen so wie die Stiftungen zu milden und socialen Zwecken die Kapitalien, deren Zinsen zu

solchen Zwecken bestimmt sind, großentheils bei voraussichtlich unfehlbar gewinnreichen Eisenbahn-Unternehmungen anlegen, und daß ihnen durch die Gesetzgebung bis auf einen gewissen, billigen Grad ein Vorkaufsrecht vor Privaten eingeräumt werde. Dadurch fließt der Gewinn dieser Industrie wenigstens großen Theils in die Kassen zu gemeinnützigen Zwecken und vermehrt demnach die Mittel zur durchgreifernden Verbesserung der Lage der untern Volksklassen.

Das Zusammenwirken aller dieser Grundeinrichtungen wird den zweiten Zweck socialer Reform, nämlich die annähernde Beseitigung allzu greller Vermögensungleichheit sicher und unfehlbar erreichen. Wie man sieht, ist die Grundidee solcher Reform sehr einfach. Alles ruht auf Erweckung des Gemeinsinnes, der Sittenreinheit und Mäßigkeit, des Fleißes und der großmüthigen Tugend.

Wird es aber möglich sein, diese edleren Gesinnungen in dem gesunkenen Geschlechte der Gegenwart wieder hervorzurufen? Gibt es wirklich eine Kraft, welcher gleich der Religion in früheren Zeitaltern die Macht beiwohne, den innern Menschen zu veredeln, die großen Bürgertugenden wieder zu erzeugen, und den Wetteifer zur Gründung gemeinsinniger Institute von Neuem zu schaffen.

Ja es gibt diese Kraft! Sie ist nach unserer Bildungsstufe das Volksthum, die Freiheit, die Nationalwürde.

Doch den Regierungen liegt die heilige Pflicht ob, mit dem Beispiel voranzugehen, den mildthätigen Sinn wieder zu erwecken. Man lege sich an den Civillisten nur ein kleines Opfer der Ermäßigung auf, und eröffne damit die entwickelte sociale Reform, indem die Ersparnisse

zunächst als Kapitalien bei der zu errichtenden Kreditanstalt für Grundeigenthümer angelegt, und davon die Zinsen in der entwickelten Weise fortwährend verwendet werden! Nur ein Anfang im Kleinen, allein mit Ausdauer, nur Versöhnung mit der freisinnigen Richtung, und man wird unendlichen Segen stiften!! —

Abrundung und vervollständigte Entwicklung der Nationalitäten.

Das Land, welches die Spiele unserer Kindheit sah, die Ideale unserer Jugend gebar, das Land, wo der süße Laut der nationalen Sprache ertönt, ist mit tausend zarten Bändern an unser Herz geknüpft, und wenn die Menschen gebildeter und edler werden, so wird das Vaterland der Gegenstand aller ihrer Bestrebungen, aller ihrer Lebenszwecke und Freuden. Offenbar ist auch das nationale Prinzip eine der wichtigsten Grundlagen des allgemeinen Wohles, und nicht bloß das Glück des einzelnen Volkes, sondern selbst die Zwecke der Menschheit ruhen ausschließend auf der richtigen Auffassung und Durchführung desselben Allein es tritt auch bei diesem schöpferischen und belebenden Prinzipe wieder eine Gefahr des Uebermaaßes ein. Auch die bessere Richtung, die Leidenschaft oder besser die Begeisterung für das Gute und Edle, ist häufig jener Gefahr ausgesetzt und wird ohne kraftvolle Mäßigung und Selbstbeherrschung an dieser Klippe zu scheitern. Solche Wahrheit bestätigt sich nun auch in Beziehung auf die Bedeutung der nationalen Richtung. Im Alterthum artete nämlich die Vaterlandsliebe in Völkerstolz und Völkereigennutz aus. Man wirkte und strebte allerdings mit hochsinniger und wirklich bewunderungswürdiger Aufopferungsfähigkeit für das Wohl des Vaterlandes, aber diese schöne Drang

ward von keiner höheren Humanitäts- und Menschheitsidee gezügelt, und artete darum zur Bedrückung und Ausbeutung der übrigen Nationen aus. In unserer Bildungsperiode wiederholen sich nun diese Wirkungen des einseitigen Patriotismus bei verschiedenen Völkern abermals, und es ist eine heilsame Gegenwirkung nothwendig, nämlich das Durchdringen der höhern Humanitäts- und Menschheitsidee. Ihr Gebot besteht darin, daß Jedermann bei aller Liebe zu seinem Volke und allen Bestrebungen für dessen Größe, Glück und Ruhm gleichwohl die Rechte der übrigen Nationen heilig achtet und aus innerem sittlichem Drange von Allem sich entfernt hält, was diese Rechte verletzen könnte. Völkergerechtigkeit und ihre ernste, unwandelbare Handhabung ist die höhere Aufgabe unserer Zeit. Unter allen Völkern der neuen Bildungsperiode faßt indessen nur das deutsche seinen Beruf von diesem Gesichtspunkte auf. Allein so schön und nothwendig diese Richtung auch ist, so unterliegt gleichwohl auch sie der Gefahr eines Uebermaaßes und zwar dem Aufgreifen einer weltbürgerlichen Idee, welche das nationale Prinzip für ihren feindlichen Gegensatz erklärt und dasselbe zu untergraben und zu vernichten trachtet. Und diese Gefahr ist bei den Deutschen, dem einzigen Volke, das höhere weltbürgerliche Gesinnungen hegt, auch wirklich eingetreten. Es bildete sich eine Meinung aus, welche das nationale Gefühl haßte und die Pflege desselben für Engherzigkeit und Stumpfsinn erklärte. Selbst entschiedene Liberale thaten dieß, ja ihr Irrthum steigerte sich sogar bis zu der Erklärung: „So lange es Nationen gibt, wird es keine Freiheit geben.“ Doch das gerade Gegentheil ist der Fall! Die Bedeutung, welche die Familie im Staate hat, erlangt der

Menschheit gegenüber die Nationalität; und so wie es ohne Familie keinen wohlgeordneten, also auch keinen freien Staat geben kann, eben so wenig ist ohne die Nationalitäten die Entwickiung eines wohlgeordneten, glücklichen und freien Verhältnisses der gesammten Menschheit möglich. Das Uebermaaß des Weltbürgerthums, welches in dem Hasse und in Angriffen gegen das nationale Prinzip sich äußert, ist daher den Zwecken der Freiheit und wahren Civilisation im höchsten Grade gefährlich. Diese Gefahr ist insbesondere für uns Deutsche sehr groß, weil wegen unseres Verhältnisses zu Frankreich das nationale Gefühl mit dem Freiheitsdrange vorübergehend in Zwiespalt gerathen kann und bei dem Uebergewichte des letzteren unsere Nationalunabhängigkeit vernichtet, dadurch die Freiheit selbst aber zerstört werden würde. Es ist daher eine dringende Nothwendigkeit, die Begriffe von Weltbürgerthum und Nationalität zu berichtigen, den Zwiespalt beider, welcher durch eine extreme weltbürgerliche Richtung erregt wurde, zu lösen und dieselben durch Zurückführung auf ihr wahres Verhältniß zu vereinigen. Diese Aufgabe ist auch sehr leicht zu erfüllen, denn die Sache ist äußerst klar. Folgende kurze Bemerkungen beweisen dieß.

Die wahre Weisheit ist immer einfach, und sie läßt sich als Richtschnur für das Verfahren der Staaten so gut, als für die Lebensweise des einzelnen Menschen in kurzen schlichten Sätzen aufstellen. Alle menschlichen Kräfte gehören sich gegenseitig an: der Einzelne soll für sein Volk, jedes Volk für die Menschheit nützlich sein. — Um dieß werden zu können, muß jeder Mensch, jedes Volk seine eigenen Anlagen und Eigenthümlichkeiter ausbilden. Eine Nation, welche für die

Zwecke des Menschengeschlechts wirken will, ohne vorher ihre Kräfte gehörig ausgebildet zu haben, würde eben so lächerlich erscheinen, als ein einzelner Mensch, welcher eine große Wirkung auf sein Volk hervorbringen will, ohne vorher seine Anlagen entwickelt, seine Kräfte geübt zu haben. Es gibt zwar Eigenschaften, welche alle Völker gemeinschaftlich besitzen, allein es gibt auch solche, welche einem jeden eigenthümlich sind, und eben in dieser Mannigfaltigkeit besteht theils der Nutzen, theils die Schönheit des allgemeinen Zusammenwirkens der Menschheit. Eben darum ist es Pflicht und Bedürfniß, vor allen Dingen die besondern Eigenschaften der Nation zu entwickeln, die Charaktere der Nationalitäten auszubilden. Die weltbürgerlichen oder allgemeinen Menschenzwecke sollen dabei keineswegs ausgeschlossen oder den einzelnen Volksinteressen aufgeopfert werden, aber Thorheit ist es, an weltbürgerliche Leistungen und Erfolge zu denken, so lange man nicht einmal unter die Reihen der selbstständigen Nationalitäten aufgenommen ist. Nur ein starkes, unabhängiges Volk kann für allgemeine Zwecke der Menschheit etwas wirken: kein schwaches, ohnmächtiges, unterdrücktes. Nicht alle Völker haben nämlich nach ihren Naturanlagen die weltbürgerliche Richtung, sondern manche werden theils durch gewöhnlichen Geldeigennutz und Habsucht, theils durch die etwas feinere, indessen gleichfalls unlautere Triebfeder der Ehrsucht und National-Eitelkeit zu ungerechten Plänen und Unternehmungen gegen ihre Mitvölker getrieben. Je entschiedener eine solche Neigung vorhanden ist und je mehr Macht den Nationen von dieser Richtung beiwohnt, desto mehr muß das Volk, welches seinem edlen Charakter nach die weltbürger=

lichen Zwecke vorzugsweise verfolgen soll, darauf bedacht sein, sich tüchtig auszubilden, und gegen Aussen eine würdige, mächtige, nach Umständen entscheidende Stellung einzunehmen. Um eine solche Macht gegen Aussen zu erlangen, ist nothwendig: 1) Selbstgefühl der Nation, 2) Bewußtsein ihres Werthes und ihres großen Berufes für allgemeine menschliche Zwecke, endlich 3) edler und gerechter Stolz auf die Vernunftmäßigkeit und die Vorzüge ihrer innern Verfassung und Zustände: denn nicht bloß aus der instinktartigen Anhänglichkeit an den Boden, wo wir geboren werden, sondern aus den eben bezeichneten Triebfedern entspringt das Selbstgefühl des Volkes, welches die Macht des Staates begründet.

Eine weitere Richtschnur für Völkerpolitik ergibt sich aus Folgendem. — Rechtschaffenheit und der rechtverstandeue Vortheil sind zwar manchmal scheinbar, doch genau und tiefer betrachtet, niemals getrennt. Für das Staatsverfahren gibt es keine andern Sittlichkeitsregeln (Moral), als für die Lebensweise des einzelnen Menschen: Alles zusammengenommen und die Verhältnisse in ihrer Tiefe betrachtet, so entspricht Gerechtigkeit, Wohlwollen, Selbstbeherrschung und weise Mäßigung, Güte und Rechtschaffenheit in dem Staatsverfahren und den Staatsplänen gegen andere Völker am Ende immer auch am besten dem wahren Vortheil seiner eigenen Nation. Aller Schlachten- und Eroberuhm ist eitel, aller Stolz auf bloße Geldmacht niedrig und verächtlich. Gleichwie der wahre und bleibende Ruhm für den einzelnen Menschen ausschließend in der edlen Geistesbildung und der ächten auf Sittenreinheit, Güte und Selbstbeherrschung ruhenden Tugend besteht, ebenso

liegt der wahre Nationalruhm einzig und allein in den erstrebten Leistungen für Kunst und Wissenschaft, in der Rechtschaffenheit und Redlichkeit des Staatsverfahrens gegen andere Völker, Beschirmung des verfolgten oder unterdrückten Schwachen, Verbreitung der Bildung, so wie des äussern Wohlstandes, mit einem Worte in dem Wirken für allgemeine Zwecke der Menschheit. —

Wenden wir nun diese schlichten Sätze auf die gegenwärtigen Weltverhältnisse an, so finden sowohl die Völker in ihren Beziehungen zu einander, als jedes für sich selbst den untrüglichsten Weg zur Begründung ihrer eigenen Wohlfahrt und zur Erreichung weltbürgerlicher oder allgemein menschlicher Zwecke. Es bedarf, um ihn zu finden, keiner ausserordentlichen Geisteskräfte, sondern es reichen die gewöhnlichen guten Sinne dazu hin: denn die aufgestellten Regeln sind zu einfach und ihre Wahrheit zu einleuchtend, als daß sie nicht sogleich begriffen und als richtig anerkannt werdrn sollten. Die Herstellung besserer Zustände unterbleibt daher nicht aus Mangel an Erkenntniß der Mittel, welche dazu führen, sondern vielmehr aus Mangel an gutem Willen. Und hierin trifft jedes Volk ein Theil der Schuld, nur eines mehr, das andere weniger, und das eine in dieser, das andere in jener Beziehung. England wird bei seiner beschränkten Interessen-Politik die Beförderung allgemeiner menschlicher Zwecke schwerlich jemals zu seinem obersten Staatsplan erheben. Dasselbe gilt von Rußland. Frankreich hat zwar edlere Neigungen und Absichten; allein es kann nach Umständen durch sein fieberhaftes Gelüsten nach fremdem Gute, namentlich der Rheingrenze, Verwirrungen und Zerwürfnisse herbei-

führen, welche die allgemeinen Zwecke der Menschheit abermals stören. Nach den untrüglichen Gesetzen der Weltordnung, wie sie sich im Gange der Geschichte abspiegeln, kann man Frankreich mit Gewißheit voraussagen, daß seine ungerechte Eroberungssucht schwer auf sein eigenes Haupt zurückfallen wird: denn auch die Völkerungerechtigkeit, auch der nationale Uebermuth rächt sich und muß sich aus einfachen, sogar mathematischen Gründen nothwendig rächen. Frankreich hat es schon erfahren, wohin der Uebermuth und der unersättliche Länderdurst Napoleons führte, es wird es bei Wiederholung ähnlicher Versuche, sollten sie auch im Namen der Freiheit gemacht werden, unfehlbar wieder erfahren, und es könnte sich dieß, wenn es der Selbstbeherrschung sowie der Einsicht in den Gang der Weltordnung und der Gesetze, welche alles Menschen- und Staatenleben leiten, fähig wäre, mit Gewißheit vorhersagen ..... allein die Hoffnung einer Selbstbeherrschung Frankreichs bezüglich auf National-Eitelkeit und ungerechte Vergrößerungssucht ist wahrscheinlich vergeblich. Die meisten Völker Europa's leiden also an dem Uebermaaße des Nationalgefühles, und es bliebe sonach zur Verfolgung weltbürgerlicher oder allgemein menschlicher Zwecke nur noch Deutschland übrig. Indessen wir leiden umgekehrt an dem Uebermaaß des Weltbürgerthums, das unsere Nationalkraft zerstört und uns gerade unfähig macht, für allgemein menschliche Zwecke etwas Ernstliches zu vollbringen.

Der erste Grund dieser Ohnmacht liegt darin, daß wir Weltbürger sein wollen, ehe wir unsere eigenthümliche Nationalität ausgebildet, unsere eigenthümlichen Kräfte geübt und entwickelt, unsere besondern

Nationalzwecke verfolgt haben. Nichts hat Deutschland in seinem geistigen Fortschreiten und dem wahren Gange seiner gesammten Entwicklung mehr gehemmt und gestört, und in seinen Verhältnissen nach Aussen mehr geschwächt, als dieses verkehrte, thörichte, widersinnige Afterweltbürgerthum. Es ist oben auf eine überzeugende Weise dargethan worden, daß nur dasjenige Volk für allgemeine Zwecke der Menschheit etwas zu leisten vermöge, welches zuvor sich selbst gebildet und entwickelt, seine eigenthümlichen Kräfte geübt, gegen Aussen eine starke, mächtige, nach Umständen entscheidende Stellung sich erworben und im Innern durch gute Staatseinrichtungen den Grund zu der Triebkraft gelegt hat, welche in unserer Bildungsstufe allein noch große Thaten zu erzeugen vermag — der Liebe zum Vaterlande. Wie wollt ihr denn die allgemein menschlichen Zwecke gegen die störenden Entwürfe, Bestrebungen und Unternehmungen der andern Völker schützen und pflegen, wenn ihr nicht durch innere Erstarkung, durch tüchtige Ausbildung eurer edlen deutschen Natur und durch eine würdige und kraftvolle Stellung nach Aussen Macht und Mittel dazu erlangt habt? Die zweite Ursache unsrer Ohnmacht in Beziehung auf Beförderung allgemein menschlicher Zwecke liegt freilich ohne unser Verschulden in innern Verhältnissen, aber immer bleibt es nach dem bisherigen Ideengange und den einfach dargelegten Gründen offenbar, daß sowohl unser eigenes Wohl, als unsere Einwirkung auf den Gang der Bildung und der Beförderung allgemein menschlicher Zwecke einzig und allein durch tüchtige Ausbildung und Erstarkung unsrer Nationalität, durch Belebung des Selbstgefühls unseres Volkes und durch Erweckung jener

erleuchteten und großherzigen Vaterlandsliebe bedingt ist, welche die Macht und Hoheit der Nation nur auf gerechtem Wege und nur zu dem Ende zu erstreben sucht, um durch sie die Mittel für Beförderung der allgemeinen Zwecke der Menschheit zu erlangen. Bloß hierdurch gelangt Deutschland zu seiner richtigen Stellung nach Aussen.

Wir sind hinter andern Völkern sehr zurückgeblieben in der Entwicklung und Pflege des Nationalgefühles, die innern Zustände unseres Vaterlands stellten sich störend und hemmend der Ausbildung des nationalen Selbstgefühles entgegen, beinahe wollten wir uns darum verleiten lassen, an einer deutschen Zukunft zu verzweifeln und die Abhülfe der Leiden der Menschheit einzig und allein von dem Aufschwunge anderer Völker zu erwarten. Eine solche Stimmung ist eines großen Volkes nicht würdig: man soll nichts erbetteln, nichts umsonst und mühelos wollen, am wenigsten die höchsten Zwecke, wie jene der Freiheit und des Nationalglückes: wehe dem Volke, das zum gemeinsamen Baue des innern Friedens der Menschheit nichts beitragen, in dumpfer Unthätigkeit und Gefühllosigkeit alles von den Anstrengungen und Opfern anderer Völker fordern wollte. Allein der Grund dieser unserer Verzweiflung und thatenlosen Schwäche liegt eben in dem früheren Mangel an Selbstgefühl des Volkes und in der daraus entspringenden Gleichgültigkeit gegen die Nationalität. Dieselbe kam großentheils aus dem bemerkten, irreleitenden Zug weltbürgerlichen Charakters. Gewiß setzt das Umfassen aller Menschen mit gemeinsamer Liebe ein großes Herz voraus, gewiß ist die weltbürgerliche Auffassung der staatlichen und menschlichen Zustände ein Fortschritt und Vorzug der neuern

Bildung vor jener des Alterthums; indessen auch dieses schöne Gefühl muß geregelt, geleitet und gezügelt werden, um nicht unter seinem Uebermaaß zu erliegen: der Drang desselben darf nicht so weit gehen, um die nationale Selbstachtung zu vernichten und durch Aufhebung der nationalen Eigenthümlichkeit nicht nur den Reiz, sondern auch alle Hebel der Lebensthätigkeit zu zerstören. Die Liebe zur Freiheit erstreckt sich nicht so weit, um die persönliche Würde aufzuopfern, beide können vielmehr ohne einander gar nicht bestehen: auf gleiche Weise können die weltbürgerlichen Zwecke nicht so sehr ausgedehnt werden, daß sie das Grab der nationalen Größe und Selbstständigkeit werden: gerade umgekehrt kann die wahre Idee des Weltbürgerthums nur aus den Elementen starker, mächtiger, ihres Werthes bewußter Nationalitäten hervorgehen, nur auf solchem Grunde ruhen.

Die Zwecke der Freiheit sollen dadurch natürlich nicht beeinträchtigt werden; aber umsichtigere und tiefere Erwägung erkennt, daß sie ihre Grundlagen und Stützpunkte einzig und allein in dem Prinzipe der Nationalitäten finden können. Frankreich sah diese Wahrheit längst ein, und dachte nie daran, daß die Liebe zur Nationalität, die dort so sehr allgemeiner Charakter des Volkes ist, mit der Liebe zur Freiheit sich durchkreuzen, und daß eine Wahl zwischen dem einen und dem andern Bedürfnisse nothwendig werden könnte. Die nationalsten Völker, das heißt diejenigen, welche am meisten an ihrem Vaterlande hängen und daraus das größte Selbstgefühl ableiten, sind auch die freiesten, jene dagegen, welche am meisten von Kosmopolitismus sprechen und darüber ihre patriotischen Zwecke vernachlässigen, wie die Deutschen,

sind nach dem Zeugniß der Geschichte am wenigsten frei: es war daher eine arge Verirrung, die Sorge und das Streben für Aufrechthaltung der Nationalität als das Grab der Freiheit anzuklagen.

Welche Gefahr aus dieser traurigen Verblendung für die Unabhängigkeit Deutschlands entstehen müsse, wenn ihr nicht mit Kraft entgegengetreten, und wenn nicht die verständigere, vaterländische Richtung das entscheidende Uebergewicht erlangen würde, hat die Geschichte Deutschlands deutlich genug gezeigt. Durch den Untergang der nationalen Erinnerungen und des nationalen Bewußtseins ist das ganze Selbstgefühl des Volkes und mit ihm alle Macht nach Aussen verloren gegangen. Die Regierungen wähnten zwar mit ihren geworbenen oder mit Gewalt ausgehobenen Söldlingen auch ohne ein reges Selbstgefühl der Völker die Unabhängigkeit ihrer Länder zu behaupten, doch die schmählichen Niederlagen in den Kriegen gegen Frankreich und die Unterjochung Deutschlands unter das Ausland antworteten auf ihre hochmüthige und widersinnige Zuversicht. Nur durch das Wiedererwachen des vaterländischen Geistes wurde Deutschland gerettet. Die Nation wird aber noch einmal unterjocht, und geht zuverlässig noch zu Grunde, wenn der patriotische Sinn über das Afterweltbürgerthum nicht die Oberhand erlangt. Die Gründe liegen nahe.

Die große innere Kraft des französischen Nationalgefühls kennen wir alle, und wir haben in der Geschichte unsres Landes die Folgen davon erlebt; gegenwärtig dehnt sich nun das Emporstreben gleicher Gesinnung auch auf die slavischen Stämme aus. Es ist leicht gesagt, wie dieß jüngst ein Korrespondent der Allgemeinen Zeitung that, daß

die Vereinigung sämmtlicher Slavenländer unter der Hegemonie eines wiederhergestellten Polens ein hohler Traum sei, der gegen alle Wirklichkeit ankämpfe: alles Bessere, dem erst in der Zukunft Wirklichkeit zu Theil wird, kämpft gegen die bestehende Wirklichkeit an, und großartige Bestrebungen sind darum noch keine hohlen Träume, weil sie mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Wir haben auf die früher schon geäusserten Besorgnisse der Vereinigung aller Slaven unter dem russischen Scepter ein geringes Gewicht gelegt; aber die Idee der Herstellung eines mächtigen slavischen Reiches unter den Einflüssen der Freiheit und aller neuen Ideen des Jahrhunderts ist nicht so leer und lächerlich, daß sie nur des Spottes verdient; sie erheischt vielmehr Beachtung und nach Umständen auch Wohlwollen und Theilnahme. Wir verargen es keinem Volke, daß es aus allen Kräften auf Erstarkung des nationalen Sinnes hinwirke, wir freuen uns vielmehr aufrichtig über alle Erscheinungen dieser Art: indessen wir müssen nur daraus Gelegenheit schöpfen und Veranlassung nehmen, in dem allgemeinen Wetteifer der Völker nicht zurückzubleiben, sondern vielmehr auch unsererseits das nationale Gefühl zu pflegen, zu stärken und zu veredeln. Die Folgen der innern Erstarkung der französischen Nation schlugen nur darum zu unserer Entkräftung und Zerstückelung aus, weil wir hinter dem Aufschwunge dieses Volkes zurückgeblieben waren: wenn auch vollends die slavischen Völker nicht sowohl an äusserer Macht, als an der innern Erweckung des patriotischen Sinnes und Freiheitsdranges uns überflügeln, so wird die politische Lage Deutsch-

lands äusserst mißlich: denn der inneren Kraft folgt bald die äussere Macht und in den Zeiten, wo wir leben, können leicht Ereignisse eintreten, welche dem Streben der slavischen Völker eine größere politische Wichtigkeit mittheilen, als den Korrespondenten der Allgemeinen Zeitung einleuchten mag. Der Artikel dieses Journals, von dem wir hier sprechen, betrifft das Erscheinen einer neuen Zeitschrift, la revue slave, welche der Beförderung des Strebens nach Vereinigung der slavischen Völker unter Polen gewidmet ist. Man findet in dem ersten Hefte ausschweifende Gedanken in Beziehung auf die Abgrenzung des künftigen slavischen Reiches, indem für ein solches ein großer Theil von Deutschland mit mehr oder weniger Ernst in Anspruch genommen wird. Diese Gedanken und Wünsche sind uns nicht ganz unbekannt, sie fanden sich zum Theil schon in einem Werke Raspails, und sind überhaupt nichts Neues: es ist auch von einer Gefahr, die daraus für Deutschland entspringen könnte, durchaus noch keine Rede — allein Aufmerksamkeit muß man solchen Erscheinungen immerhin gewähren, und Lehren und Warnungen für unser Benehmen daraus ableiten. Die Ideen sind mächtig, und sobald sie Völkerstämme mit wirklich innerer Kraft ergreifen, kann aus ihnen, so unbedeutend sie auch Anfangs scheinen mögen, für die Folge die gewaltigste Erschütterung und Veränderung entspringen. Bedeutsam bleibt es immer, daß die Nationen neben uns bei den Entwürfen ihrer künftigen Größe auf Gebietsabtrennungen von Deutschland rechnen und unser Land ganz brüderlich unter sich theilen: Frankreich bis an den Rhein, dann später wahrscheinlich bis an die Elbe; Polen dagegen bis an die Oder, und später auch bis an die

Elbe. Keine üblen Pläne, die freilich beiderseits ziemlich lächerlich aus-sehen, wenn ein mächtiges Nationalgefühl und tiefer Freiheitsdrang die Deutschen belebt. Wenn dagegen der nationale Sinn und die Liebe zur Freiheit bei uns durch nichts zu erwecken sind, so können jene mehr oder weniger phantastischen Entwürfe mit der Zeit ernster werden, als wir in unserm selbstgefälligen Philisterthum gegenwärtig wohl glauben. Die Thatsache des nationalen und volksthümlichen Strebens der slavischen Stämme wird auch noch von andern Erscheinungen begleitet: auch Sprache und Literatur dieser Stämme ringen nach Freiheit, innerer Bildung und Selbstständigkeit: alle diese Anzeichen deuten auf eine sich vorbereitende, geistige Wiedergeburt jener Völker, und wenn diese mit Unterstützung begeisterter Freiheits- und Nationalliebe früher oder später wirklich durchgeführt wird, so muß auch äussere Macht der Nation nachfolgen. Wir wünschen dieß von Herzen: aber für Deutschland entsteht daraus ein doppeltes Bedürfniß der Kräftigung seines Nationalgeistes, denn es wird das Uebermaaß des letztern, wie es leider bei andern Völkern sich ausbildet, nach zwei Seiten hin zu bekämpfen haben. Weltbürgerliche Tendenzen ohne die schützende Grundlage der Nationalität würden uns dann zu Grunde richten und mit uns auch die weltbürgerlichen Zwecke selbst, weil andere Völker zur Beförderung derselben wenig Neigung zeigen. Also nicht bloß die Erhaltung unserer Eigenthümlichkeit und unserer ganzen Zukunft, sondern auch die Beschützung der weltbürgerlichen Zwecke selbst gebietet unabweislich Erweckung, Pflege und Kräftigung eines tiefen, charaktervollen und thatkräftigen deutschen Nationalsinnes

Die entgegengesetzte Richtung, die flache und leere Idee des Afterweltbürgerthums, welche insbesondere Göthe so sehr verbreitet hat, ist für Deutschland ungemein gefährlich, und es ist darum unter den Fortschritten, welche unser Zeitalter so sichtbar auszeichnen, einer der bedeutendsten, daß jene oberflächliche und gemüthlose Richtung immer mehr in ihre Nichtigkeit zurückfällt und dafür der nationale Sinn auch bei den Deutschen erstarkt. Freiheit ist gewiß ein großes Gut, allein größer noch ist jenes der Nationalität, weil diese der Boden ist, aus welchem die wahre Freiheit und die ganze geistige Entwicklung des Volkes hervorgehen muß. Aus seinem Stamme herausgeworfen oder losgetrennt, kränkelt und stirbt jede Kraft, auch die reichste; ausserhalb seines Stammes gibt es für Niemand eine eingreifende, fruchtbare, wirklich folgenreiche Thätigkeit. Und dieß gilt nicht bloß von den Einzelnen, sondern von ganzen Völkerschaften, welche von ihrem Mutterstamme abgerissen sind. Worin liegt die Ursache der Uebelstände der Schweiz, welche trotz der freien Staatsverfassung in den innern Verhältnissen vielfach hervortreten? Einzig und allein in der Abtrennung der verschiedenen Völkerschaften von ihrem Mutterstamme! Dadurch trat insbesondere für die deutsche Bevölkerung der Schweiz der ungemeine Nachtheil ein, daß die Sprache nicht weiter ausgebildet wurde, daß die gesammte geistige Entwicklung in's Stocken kam und daß die Bildung im Allgemeinen hinter jener des nationalen Mutterlandes bedeutend zurückblieb. Eben so ist es mit andern deutschen Stämmen, welche vom Mutterlande abgetrennt und mit einer fremden Nationalität vereinigt wurden, z. B. Lothringen und Elsaß. Beide Länder sind in einem gei-

stig verkrüppelten Zustande, in einem wahren Zwitterverhältnisse. Sie erreichen weder die Bildung der fremden Nation vollständig, mit der sie so unnatürlich verbunden sind, noch jene ihres Mutterlandes. Wer die Freiheit höher schätzt, als die Nationalität, lebe einige Zeit in Lothringen und Elsaß, und er wird durch die traurigen Folgen der unterbrochenen geistigen Entwicklung, welche mit dem Verluste der angebornen Nationalität unausbleiblich verbunden sind, bald auf andere Meinungen kommen.

Welchen unschätzbaren Werth die Nationalität habe und wie sehr ohne dieselbe selbst die Freiheit in ihrem Werthe verliere, fühlen insbesondere die Deutschen in Nordamerika. In jenem Lande ist die Freiheit so vollkommen und so rein entwickelt, als man es nur immer wünschen mag; doch es fehlt das Gemüth, die geistige Regsamkeit, die Kultur der Künste und Wissenschaften, die Pflege alles dessen, was das Herz erquickt und den innern Menschen erhebt. Trotz aller Vortheile des äussern Lebens blicken daher die Deutschen in Nordamerika immer mit Sehnsucht nach dem geliebten Mutterlande. Darum ist das nationale Prinzip so wichtig, und selbst bei der Kollision der Gefühle, des Freiheitsdranges nämlich und der Liebe zur Nationalität, der letztern, also der Sorge für die Unantastbarkeit der National-Integrität, das Uebergewicht zu wünschen. Das so eben angeführte Beispiel Nordamerika's ist in dieser Beziehung entscheidend. Wir bemerken daher noch einiges darüber.

In unserm Vaterlande ließ sich zuweilen die Meinung vernehmen, daß die Freiheit von dem abgelebten Europa sich abwende und in der

neuen Welt ihre Stätte suche. Wenn diesem also sein könnte, so würde der Lauf der Bildung abgeschlossen, der Verfall der Civilisation nicht mehr ferne sein, denn das schöne Europa ist das Land der Poesie, und ohne Poesie ist die Freiheit ihres Schmuckes beraubt, eine einfache Dienerin der materiellen Zwecke. Wer könnte es läugnen, daß die Gestaltung und Ausbildung der nordamerikanischen Zustände alles dieß jetzt schon bestätigt? Jenes Land ist unter den Einflüssen des reinen volksthümlichen Prinzipes frei und glücklich, so glücklich, als es nach den Neigungen und der Individualität seiner englischen Bevölkerung nur immer sein kann; aber die freie Staatsverfassung ist dort nur Mittel zum Erwerb, zur Aufhäufung individueller und nationaler Reichthümer. Ohne allen Zweifel wird auch die äussere Staatsmacht des Landes durch das vortreffliche Prinzip seiner Staatsverfassung mit der Zeit sehr bedeutend werden; allein immer wird das höchste Gut der Bildung fehlen, die geistige Richtung, das innere reiche Gemüthsleben, die Herrlichkeit poetischer Lebensauffassung. Diese höhern Güter sind das Erbtheil und zugleich das Bedürfniß des gebildeten Europa und unter den europäischen Völkern vorzugsweise der Deutschen.

Man glaube daher ja nicht, daß die Zustände Deutschlands, wenn unsre Nation endlich ihre Freiheit wieder errungen haben wird, den Charakter jener von Nordamerika annehmen werden. Sie müssen im Gegentheil eben so weit von ihnen verschieden sein, wie der Geist vom Körper. Durch unser reiches Gemüth wirft sich die allgemeine Thätigkeit unter der Herrschaft der Freiheit ungleich mehr auf die Kultur der Wissenschaft und der Künste, auf die Entwicklung der Humanität und

auf Verbreitung menschenfreundlichen Gemeinsinnes, als auf die materiellen Zwecke. Allerdings wird auch dem äussern Wohlstand eine bessere Pflege gewidmet werden, aber immer nur als Mittel zum Zweck. Das Hauptbestreben wird also stets auf Förderung der geistigen Bildung und des Gemüthslebens gerichtet sein. Eben deßhalb ist es auch so sehr nothwendig, daß Deutschland im Innern endlich edle Nationalzustände wieder erringe. Die deutsche Freiheit wird sich als eine ganz andere ausweisen, als die anderer Nationen, und sie wird erst darthun, wie glücklich die Folgen freier Staatsverhältnisse für Künste, Wissenschaften, Sittlichkeit, Gemüth und Geist eines Volkes sind.

Alle diese Gründe zusammengenommen beweisen denn vollständig, daß die großen Aufgaben unseres Jahrhunderts nur durch die Wiederherstellung der Nationalitäten zur vollkommnen Lösung gelangen können. Die unter den Einflüssen eines rückgängigen Zeitalters durch innere Bedrückung, Staatsfehler und Eroberungssucht von ihren Mutterstämmen abgerissenen Völkerschaften müssen mit denselben wieder vereinigt werden. Es ist hier von keiner Gewalt, von keinem harten oder wohl gar grausamen Zwange die Rede, sondern vielmehr von der eigenen Neigung und der freien Wahl. Durch die Einführung einer würdigen Freiheit im Innern der Mutterländer, durch die politische und sociale Reform derselben und die daraus entspringende innere Wohlfahrt und äussere Macht der großen Nationen in Europa sollen alle von ihrem Mutterstamme abgerissenen Völkerschaften zu der freiwilligen Ueberzeugung gelangen, daß ihr materielles und geistiges Wohl die Wiedervereinigung mit ihrem nationalen Hauptstamme fordere. Und

daß diese Ueberzeugung entstehen werde, ist keinem Zweifel unterworfen, sobald die großen Völker Europa's endlich wirklich zur durchgreifenden politischen und socialen Reform gelangen!

Wir haben oben bemerkt, daß die reinere Wiederherstellung der Nationalitäten auf die sociale Reform selbst wohlthätig zurückwirken werde. Dieß bestätigt sich nun insbesondre in Beziehung auf Deutschland auf das vollständigste.

Eine der vorzüglichsten Quellen des Nationalwohlstandes ist der Handel. Nach den großartigen Verhältnissen unserer Bildungsperiode ist aber Antheil an dem Welthandel nur durch eine Seemacht möglich. Wie wichtig die letztere überhaupt für den innern Wohlstand und die äussere Macht der Völker sei, zeigte die Geschichte in den Schicksalen Venedigs, Hollands, Spaniens, Englands und Nordamerikas. Sobald die Seemacht Venedigs, Hollands und Spaniens verloren war, gingen diese Staaten theils ganz unter, theils in ihrem Wohlstande und in ihrem äussern Einfluß rückwärts. Ohne jenes Hülfsmittel kann daher eine große Nation weder zur vollkommnen innern Entwicklung, noch zu dem Grade äusserer Macht gelangen, welcher ihren innern Kräften entspricht. Ja für die Folge kann sich kein einziges Volk als wirkliche Großmacht behaupten, welchem eine bedeutende Flotte abgeht. Die Erwerbung einer Seemacht ist für Deutschland daher eine wahre Lebensfrage, weil an diese Bedingung die Behauptung seiner Eigenschaft als Großmacht geknüpft ist. Allen Nationen sind nun von der Natur die äussern Hülfsmittel der Schifffahrt, die Meere und Häfen,

zugetheilt worden. Allein die deutschen Häfen, welche die Grundlagen unsrer nationalen Seemacht sind, liegen in Holland, und Holland ist vom Mutterstamme getrennt, wiederum getrennt durch die Staatsfehler der Fürsten, ihre Herrschsucht und ihr trauriges System der innern Bedrückung! Die Absonderung Hollands vom deutschen Mutterstamme läuft wider alle Anordnung der Natur, wider alle nationalen Zwecke unsres Vaterlandes und wider die Interessen der Holländer selbst. Als kleiner Staat haben letztere nicht die Mittel, die Seemacht auszurüsten und zu unterhalten, welche die geographische Lage ihres Landes an sich zulassen würde. Sie haben das, was uns fehlt, und können es wegen an Mangel an Mitteln doch nicht gehörig benützen. Durch ihre Wiedervereinigung mit dem Mutterlande ist aber die Möglichkeit gegeben, dem Schiffbau in Holland einen großartigen Aufschwung zu ertheilen und eine deutsche Flotte zu gründen, die der Marine Englands und Frankreichs im Laufe der Zeit gleichkommt. Nach der Durchführung der politischen und socialen Reform und der Wiederherstellung der deutschen Reichseinheit fehlt es nicht mehr an Mitteln, um bedeutende Summen auf die allmälige Herstellung einer deutschen Kriegs- und Handelsflotte zu verwenden. Diese Summen würden größtentheils in Holland in Umlauf gesetzt, weil dort die Erbauung der Schiffe vorzugsweise erfolgen muß. Arbeit und Verdienst, also Wohlstand dieser deutschen Provinz, müßte sich demnach im Verhältniß zur Gegenwart bedeutend vermehren. Eben so würde der Handel Hollands wesentlich zunehmen, weil er der Hauptzweig des deutschen Handels und gewissermaßen dessen Vermittler und Vertreter wird. Die augen-

fälligsten und dringendsten Interessen der Holländer fordern daher ihre Wiedervereinigung mit ihrem Mutterstamme. Jetzt offenbart sich dieses Interesse freilich nicht, weil Deutschland nichts ist, und kein Holländer das Loos einer deutschen Provinz in ihrer gegenwärtigen Lage beneiden wird. Doch etwas ganz anderes ist es, wenn die politische und sociale Reform nach den oben dargestellten Grundsätzen in Deutschland durchgeführt und das mächtige Band der Reichseinheit mit Belassung verhältnißmäßig freier Bewegung der Gemeinden und untergeordneten Reichstheile wieder hergestellt sein wird. Alsdann wird die Fülle und der Reichthum des deutschen Lebens, die Würde und die Macht der kraftvollen Nation, ihr inneres Glück und ihre großartige, freie Staatsverfassung den Holländern bald eine andere Achtung vor Deutschland abdringen. Das Interesse wird dann das Uebrige thun und Holland zu dem Mutterstamme zurückführen.

Ist aber nur dieß einmal geschehen, so unterliegt die Erwerbung und allmälige Aufstellung einer großartigen deutschen Seemacht keinem Hinderniß mehr, und hierdurch ist erst der Schlußstein der socialen und politischen Reform Deutschlands gegeben, nämlich 1) die Antheilnahme an dem Welthandel mit ihren ausserordentlichen Einflüssen auf den Nationalwohlstand, und 2) die wahre Grundlage nationaler Unabhängigkeit und europäischer Großmacht, d. h. eine den andern großen Völkern ebenbürtige Kriegsflotte.

Neunzehntes Hauptstück.

Ideen der Art mußten schon durch ihren Umfang und ihre Tiefe geeignet sein, die Brust eines kühnen Mannes zu schwellen, da sie vollends auf der Grundlage innigster Ueberzeugung ruhten, wie eine solche nur jahrelangem Nachdenken zu entspringen pflegt, und da noch überdieß eine gewisse poetische Richtung ihnen auch die Pracht des Farbenschmuckes lieh, so erblickte Walderode in jenen Gedanken den Inbegriff seiner theuersten Hoffnungen, sein Heiligthum, und mit voller Liebe hing er deßhalb an der Pflege und der weitern Entwicklung derselben. Die vollkommene Preßfreiheit, welche er sich durch kraftvolle Entschlossenheit errungen hatte, war unter solchen Umständen für ihn ein köstlicher Schatz; in mannichfacher Abwechslung setzte er darum die Kritik der deutschen Staatszustände fort, um über die öffentlichen Bedürfnisse Klarheit zu verbreiten, und zugleich das Selbstgefühl des Volkes zu heben.

Am 21. August 1831 hatte die „Rednerhalle“ erklärt, daß sie willkürliche Censurstriche nicht mehr anerkenne, und schon stand man in der Mitte Oktobers, ohne daß neue Gewaltvorschritte gegen den Verfasser jener Zeitschrift vorgenommen worden wären. Obgleich also seit etwa zwei Monden im vollsten Besitz der Preßfreiheit, traute Walderode solchem Verhältniß der Dinge dennoch keine Dauer zu, sondern hielt weitere Schritte zum Schutze des erstrittenen werthvollen Rechtes für nothwendig. Er war überzeugt, daß kein Richter sich so weit herabgeben werde, gegen Handlungen, die nicht unter Strafe verboten sind, eine Strafe auszusprechen. Eine Rechtsverletzung solcher Art konnte nur in Ländern möglich sein, wo die Justiz unglücklicherweise noch nicht von der Administration getrennt war, also den Verwaltungsstellen wider alle Grundsätze der Civilisation eine Jurisdiktion in Strafsachen zugestanden wurde. In Rheinbaiern, wo die französische Gesetzgebung beibehalten blieb, war ein solcher greller Uebelstand längst beseitiget, demnach in allen Uebertretungen nur dem Richter das Strafrecht zugewiesen. Walderode beschloß daher seine Person mit dem Rechte der freien Erörterung unter den Schutz der Gerichte im bairischen Rheinkreis zu stellen. Daß solcher Schutz ihm nicht entgehen werde, nahm er als unzweifelhafte Thatsache an; dagegen fürchtete er, bei der Steigerung des Kampfes, von Seite der Buchdrucker Nachgiebigkeit gegen allenfallsige Drohungen der Regierung, mithin von dieser Seite Hindernisse in der Fortsetzung seiner Zeitschrift. Deßhalb wollte er sich auch noch durch Errichtung einer eigenen Druckerei sicher stellen. Da aber zu solchem Zwecke keine hinreichenden Geldmittel vorhanden

waren, so beschloß er, die Herbeischaffung derselben im Wege von Aktien in Vorschlag zu bringen. Am 15. Oktober 1831 erschien zu dem Ende in der „Rednerhalle“ ein Aufruf an das konstitutionelle Deutschland.

Walderode versprach sich von diesem Schritte wenig oder gar keinen Erfolg, und zwar aus ziemlich gewichtigen Gründen. So aufgeregt eine Zeit lang das Volk auch zu sein schien, so nachdrücklich insbesondere die ständische Opposition auftrat, wollte gleichwohl die ursprüngliche Ueberzeugung unsres Freundes, daß die Sinnesart und der Charakter der Deutschen noch weit hinter ernstlichen Staats-Reformen zurückstünden, noch nicht wankend werden. Neuere Ereignisse machten dieselbe im Gegentheil fester, als je. Am 8. September 1831 war nämlich Warschau gefallen, und da man diese Katastrophe allgemein als den Wendepunkt der liberalen Hoffnungen ansah, so ward unter der Volkspartei bald eine bedenkliche Entmuthigung und Niedergeschlagenheit bemerkbar. Dieß war so sehr der Fall, daß die „Rednerhalle“ ausrief:

„Während die freisinnigen Ideen in Deutschland den errungenen Aufschwung noch vor wenigen Wochen behaupteten und in den Herzen der Vaterlandsfreunde freudige Hoffnungen erweckten, wird jetzt allenthalben eine gedrückte Stimmung und eine Zaghaftigkeit bemerkbar, die an einer schönern Zukunft abermals zu verzweifeln geneigt ist.“

Indessen der Zweck solcher Bemerkungen, Ermahnung zu Kraft und Ausdauer in dem konstitutionellen Kampfe, blieb sichtbar verfehlt: selbst liberale Volksvertreter zeigten bereits Zaghaftigkeit, und wenn

dieß auch öffentlich noch nicht zum Vorschein kam, so machte Walderode doch in vertrauten Kreisen Erfahrungen, welche das Schlimmste besorgen ließen. Unter solchen Umständen erwartete er also auch gänzliches Fehlschlagen seiner Aufforderung zur Bildung eines Aktien-Vereines, und selbst der Inhalt des Aufrufes kündigte dieß ziemlich unzweideutig an; denn derselbe schloß also:

„Deutschland, das gedrückte, zerrissene Deutschland muß Organe haben, welche den offenen und redlichen Kampf wider die inneren Feinde seiner Nationalität mit Kraft, Feuer und Selbstverläugnung bestehen. Aber eben weil es ein Kampf ist, und noch dazu ein heißer, gefährlicher Kampf, fordert das Vaterland von seinen Söhnen Opfer. Der Journalist bringt sie willig durch Preisgebung seiner Ruhe, Freiheit und Gesundheit. Während der Volksvertreter durch seine Nichtverantwortlichkeit geschützt ist, muß Jener alle Güter der Erde täglich auf das Spiel setzen. Er legt alle Opfer auf dem Altare des Vaterlandes mit Freudigkeit nieder und verschmerzt sie leicht, wenn sie nur eine Saat werden für die Freiheit, die Wohlfahrt des Vaterlandes. Pflicht der Nation ist es hingegen, den freisinnigen Blättern, wo es in ihrer Macht liegt, Unterstützung zu gewähren. Sofern jedoch die periodische Presse den heißen Kampf wider die Feinde der Volks-Interessen ohne Unterstützung des Publikums bestehen soll, wenn alle geistigen Anstrengungen derselben das Volk kalt und gleichgültig lassen, wenn die Aufopferung der persönlichen Freiheit, der Gesundheit und aller Lebensfreuden unter demselben kein Mitgefühl erwecken, ja wenn zur Stütze der Kämpfer für das Volk nicht einmal gefahrlose Aktien-Unter-

nehmungen in dem geringen Betrage von 10,000 fl. zu Stande zu bringen sind, dann liegt die Nation noch in einem Zustande moralischer Knechtschaft und politischer Unmündigkeit, welcher alle weiteren Opfer einzelner Kämpfer als thöricht bezeichnen würde. Die „Rednerhalle" will durch die aufrichtige Appellation an die Bewohner des konstitutionellen Deutschlands sich Gewißheit verschaffen, ob sie in einem solchen Falle sich befinde, um entweder neue Kraft zum Kampfe zu gewinnen, oder diesen und zugleich ihren Lauf einzustellen."

Walderode hatte in dem unruhigen Treiben des öffentlichen Lebens und den stürmischen Kämpfen der Prinzipien bereits schon viel gelitten: da sein weiches Gemüth ohnehin das Bedürfniß der Zurückgezogenheit und der forschenden Beschauung empfand, so sehnte er sich längst nach seinem stillen Frieden im Voigtland zurück. Heimlich nährte er deßhalb die Hoffnung, daß sein Aufruf ohne Erfolg bleiben, und die Rückkehr in's Privatleben ihm werde gestattet werden. Wider alle Erwartung fand jedoch die Aufforderung in Franken und Schwaben den lebhaftesten Anklang. Nachdem auch in Würtemberg und Baden mehrere Aktien unterzeichnet worden waren, erschien im „Westboten" zu Zweibrücken ein Aufsatz, welcher die Absicht Walderode's, sich unter den Schutz der rheinbairischen Gerichte zu stellen, für eine Ehre der Landschaft erklärte, und die Bewohner einlud, sämmtliche Aktien allein zu zeichnen. Der größere Theil der letztern kam nun wirklich zusammen, und so wurde denn die Uebersiedlung der „Rednerhalle" nach Rheinbaiern beschlossene Sache. Alles dieß begab sich zwar erst einige Wochen nach der Verkündung des Aufrufs; indessen Walderode unternahm

schon am 18. Oktober eine Reise an den Rhein, um an Ort und Stelle verschiedene Erkundigungen einzuziehen, und für alle Fälle einige Vorbereitungen zu treffen. Während dieser Reise kam der eingetretene Wendepunkt der freisinnigen Hoffnungen auch in der bairischen Deputirten-Kammer in trauriger Weise zum Vorschein. Jene Standschaft hatte früher einen Charakter angekündiget, welcher sie an Wichtigkeit fast über die freisinnige und intelligente Abgeordneten-Kammer in Baden zu erheben schien. Es fanden sich darin der Quantität oder Anzahl nach weniger wissenschaftliche Autoritäten; allein es war für eine Weile ein merkwürdiger Geist der Selbstständigkeit unter die Abgeordneten aus dem Bürger- und Bauernstand getreten. Da nach den damaligen Verhältnissen die Städter wie die Landleute sich geehrt fühlten, wenn irgend ein Ungelehrter aus ihrer Mitte als eine Celebrität der Opposition gefeiert wurde, da die Massen ferner den Männern ihres Standes größeres Vertrauen schenkten, als andern, so faßte die energische Opposition einfacher Bürger und Bauern unter dem Volk selbst ungemein tiefe Wurzeln, und insoferne hatte die bairische Deputirten-Kammer vom Jahr 1831 eine Wichtigkeit von geschichtlicher Bedeutung. Unglücklicherweise fehlte jedoch die Ausdauer, der feste Sinn in den Stunden der Prüfung: die Reaktion der Zeit bemächtigte sich unaufhaltsam des Geistes der ständischen Opposition, und zerstäubte dieselbe binnen wenigen Wochen vollständig. Walderode, welcher die Anzeige davon bei seiner Zurückkunft vom Rhein (24. Oktober) wahrnahm, bat inbrünstig um Standhaftigkeit.

„Es ist nicht zu läugnen,“ schrieb er unter andern in der „Rednerhalle“ vom 25. Oktober, „die Stellung der deutschen Patrioten ist seit dem Falle Warschau's ungleich gefährlicher und gedrückter, als vorher. Allein wer wollte einen Mann sich nennen, der deßhalb den Feinden des gemeinsamen deutschen Vaterlandes auch nur haarbreit weichen möchte? Die Schmach schimpflicher Feigheit muß auf das Haupt derer fallen, welche ihre Sprache ändern wollten, wenn sie gefährlich werden will. Der Mann kann darin bloß die unabweisliche Aufforderung finden, gegen die Feinde der deutschen Sache nur noch nachdrücklicher aufzutreten. Sagt nicht, der Kampf sei unnütz und jedes ihm dargebrachte Opfer zwecklos; erst müßt ihr säen, bevor ihr ärnten wollt. Die Saat kann oft wieder vernichtet werden; aber sollte dies den Feinden der Völker auch tausend Mal gelingen, so müßt ihr eine zweite Reihe von tausend Versuchen wieder eröffnen, weil man nirgends ärndten kann, wo nicht gesäet war. Die Saat reift auch nur langsam; allein sie reift allmälich doch und wird zuletzt alle engherzigen Zweifler beschämen. Wo der Sinn für Nationalität so sehr erstorben ist, wie in Deutschland, wo das Land in zerrissene Provinzen sich aufgelöst hat, von denen jede nach einer besondern krüppelhaften und lächerlichen Nationalität trachtet, muß vor allem die Idee der National-Einheit wieder geweckt werden. Auch dieß ist nicht mit einem Schlage geschehen; es gehören tausend und abermal tausend Versuche dazu. Seid stark, seid einig, ihr Deutschen, und legt vor allem den Egoismus ab! So lange das persönliche Glück von Jedem höher geachtet wird als das Glück des

gemeinsamen Vaterlandes, in so lange gibt es kein freies deutsches Volk, kein großes, glückliches Vaterland." —

So die „Rednerhalle", indessen alle diese Anstrengungen, so oft sie auch wiederkehrten, waren vergeblich. Als Walderode von seiner 8tägigen Reise an den Rhein zurückgekehrt war, berichtete man ihm vielmehr, daß der frühere Beschluß der Deputirten-Kammer über gänzliche Beseitigung der Censur werde aufgegeben werden. Der Verfasser der „Rednerhalle" konnte den Gedanken nicht ertragen, die Censur nun vollends durch die Volksvertretung geheiliget zu sehen: aus allen Kräften widersetzte er sich denn jenem Vorhaben; doch sein erschütternder Aufsatz kam wegen der Reise um einen Tag zu spät. Gleichwohl war die Wirkung so ausserordentlich, daß die ständische Opposition später eine gegebene Gelegenheit benützte, das gesammte Preßgesetz, sohin auch ihre Sanktion der Censur, wieder fallen zu lassen. Während die liberale Richtung der Deputirten-Kammer sogar ihren Beschluß über Verminderung der Civilliste zurücknahm, und überhaupt der vollkommensten Scheiterung aller ihrer freisinnigen Entwürfe sich näherte, faßte in der allgemeinen Verwirrung auch die Polizei-Direktion in München wieder den Muth, die Verfolgungen der „Rednerhalle" zu erneuern. Walderode ward abermals zu Arreststrafen verurtheilt, und brachte seine Zeit nun großentheils im Gefängniß zu. Zu einer Nachgiebigkeit vermochte ihn jedoch keine Gewalt zu bringen; er behauptete sich vielmehr, der Entmuthigung der ständischen Opposition gegenüber, im Besitze der vollen Preßfreiheit. Nachdem man in der „Rednerhalle" vom 18. November 1831 gelesen hatte:

„Wir müssen rücksichtlich der Original-Aufsätze der Redaktion die gütige Nachsicht unserer Leser leider noch eine kurze Weile in Anspruch nehmen, weil der Redakteur, seitdem er wieder in Freiheit gesetzt ist, an seiner Gesundheit leidet und der Arzt die geistigen Anstrengungen ihm auf kurze Zeit untersagt hat."

hieß es schon im Blatte vom 19. November:

„Wider den Verfasser der „Rednerhalle" ist wegen Abdruckens gestrichener Stellen abermals eine dreitägige Einsperrung brevi manu verhängt worden."

Inzwischen hatte sich der Verfall der ständischen Opposition so vollkommen erfüllt, daß jedes Ergebniß des hoffnungsvollen Landtages gescheitert war, und eine fernere Wirksamkeit Walderode's in München selbst als gänzlich zwecklos erschien. Letzterer beschloß darum seine Übersiedlung nach Rheinbaiern zu beschleunigen. In der „Rednerhalle" vom 22. November hieß es denn:

„Um die Befreiung unseres Redakteurs aus seiner Haft herbeizuführen und seine Abreise nach dem Rheinkreise möglich zu machen, bleibt uns bei der immer strenger werdenden Censur kein anderer Ausweg übrig, als einige Tage hindurch unser Blatt auf blose „Tages-Chronik" zu beschränken. Wir versprechen dafür baldigen und reichlichen Ersatz."

Wenige Tage nachher trat Walderode die Reise nach Speier an.

Bei seiner Ankunft in dieser alten berühmten Stadt überfiel ihn bei Vergleichung ihres gegenwärtigen Zustandes mit jenem der altdeutschen Vergangenheit ein überaus wehmüthiges Gefühl. Ruht hier

nicht der große dritte Heinrich? War hier nicht die bürgerliche Freiheit so herrlich entwickelt, die Macht der Stadt nicht einer fürstlichen gleich? Und jetzt ein einsames verödetes Dörfchen! —— Walderode wurde durch Vorbereitungen zu Geschäfts-Einrichtungen einige Wochen in Speier aufgehalten, und konnte hier schon über die Institutionen des Landes, und deren Einfluß auf den Geist des Volkes Beobachtungen anstellen. Nach Beendigung seiner Arbeiten bereiste er dagegen den größten Theil des Rheinkreises, um an Ort und Stelle sich zu überzeugen, welche Stadt nach der Natur seines Unternehmens für bleibende Niederlassung am tauglichsten sei. Da er von Niemand gekannt war, so konnte er bei diesen Reisen sowohl über die politische Meinung als auch über die Sitten und die Sinnesart des Volkes einen Schatz von Erfahrungen sammeln, und namentlich die Wirkung der Staatseinrichtungen nun vollständig kennen lernen. Die französische Gesetzgebung, welche im Rheinkreise noch bestand, war aus den Ideen der Freiheit hervorgegangen, sie huldigte den Grundsätzen der öffentlichen Rechtspflege, des Geschwornengerichts, der Trennung der Justiz von der Verwaltung: es war in ihr sogar viel von Bestrafung der Beamten die Rede, welche die Freiheit der Bürger verletzen; indessen verschiedene Reaktions-Perioden hatten die bessern Bestimmungen wieder zu verkümmern gewußt, sowie insbesondre Napoleon ganze Abschnitte über die Freiheit durch kleine, unwichtig scheinende Einschaltungen an andern Orten illusorisch gemacht hatte. Nur in aufgeregten Zeiten konnte die Bedeutung solcher Maaßnahmen auch für die Massen an den Tag treten, und überhaupt durch die Erfahrung sich feststellen, in wie weit die

bürgerliche Freiheit in der That durch die Institutionen der französischen Gesetzgebung geschützt werde? Bisher waren diese in einem Kampfe des Volkes gegen die Regierung noch nicht einer Prüfung unterstellt worden: der Werth derselben ward daher in Rheinbaiern bedeutend überschätzt. Der Verfasser der „Rednerhalle“ durch langjähriges Privatstudium verschiedener Gesetzgebungen auch mit dem wahren Geiste der französischen vertraut, hegte andere Ansichten; doch so klar ihm auch die bedeutenden Mängel der rheinbairischen Institutionen vorlagen, so ward er bei seinen Reisen in der Rheinpfalz gleichwohl von der Wahrnehmung überrascht, welche ausserordentliche Macht selbst nur mittelmäßig freie Staatseinrichtungen auf den Geist des Volkes auszuüben vermögen. Er stieß überall auf ungleich größeres Selbstbewußtsein der Massen, auf erhöhte politische Aufklärung und unabhängigers Benehmen der Bürger gegen die Beamten. Das Volk fühlte seine Rechte: es war mit den Gesetzen und öffentlichen Geschäften vertrauter, mit einem Wort mündiger. Diese gewaltige Wirkung hatten einzig und allein die öffentliche Rechtspflege, und das Geschwornengericht hervorgebracht. Und wie sehr war letzteres verstümmelt worden, wie hart und despotisch manche andere Vorschrift der französischen Gesetzgebung: welche Macht mußten also die vollkommenen Institutionen der Freiheit auf die Gesinnungen der Menschen ausüben? —

Nach Beendigung seiner Wanderungen in der schönen Rheinpfalz und dem angrenzenden rauhern Landestheil im Westreich wählte Walderode in Erwägung aller Umstände und namentlich des Postenganges das kleine Städtchen Homburg, zwei Stunden von Zweibrücken, zu

seiner Niederlassung. Im Laufe des Monats Dezember wurde hier die neue Druckerei eingerichtet und alles übrige angeordnet, damit die „Rednerhalle“, welche bis zum Ablauf des halbjährlichen Abonnements in München fortgesetzt werden mußte, vom 1. Jänner 1832 an zu Homburg erscheine. Die Bevölkerung Rheinbaierns war dortmals entschieden liberal; ja so sehr war dieß der Fall, daß, unter dem Volk selbst, die entgegengesetzte Gesinnung sich nicht zu äussern getraute, wenn sie auch wirklich vorhanden sein mochte. Wo sich Walderode zu erkennen gab, wurde er daher allenthalben im Lande mit ungemeiner Herzlichkeit aufgenommen. Auch in Homburg war dieß der Fall, und die Bürger rechneten es sich sogar zur Ehre an, daß in ihrer Mitte die „Rednerhalle“ erscheinen solle. Um dieß öffentlich auszudrücken, gab die Stadt bald nach der Ankunft Walderode's diesem zu Ehren ein Festmahl, zu welchem er durch eine Deputation, bestehend aus den ältesten und angesehensten Bürgern, feierlich abgeholt wurde.

Auch an andern Orten wetteiferten die Bürger Rheinbaierns, um ihre Uebereinstimmung mit den Grundsätzen Walderode's in feierlicher Weise an den Tag zu legen. Je entschiedener dieß geschah, desto gespannter wurde die Aufmerksamkeit der Staats-Regierung. Nachdem sich die „Rednerhalle“ so unerwartet den Besitz der Preßfreiheit verschafft hatte, nachdem ihr Verfasser auch bei den Anklagen vor Gericht so glänzend als Sieger erschienen war, betrachteten die Minister jeden neuen Schritt ihres Widersachers mit einer gewissen Unruhe, und hatten insbesondre über den Versuch der Einrichtung einer eigenen Druckerei desselben in Rheinbaiern ihre Unzufriedenheit geäussert. Die Anhänger

der Staatsverwaltung in der periodischen Presse boten darum alles auf, jenes Unternehmen im gehässigen Licht darzustellen; als indessen alle Anstrengungen vergeblich waren, als Walderode wirklich nach dem Rheinkreis abgegangen, und hier von der gesammten Bevölkerung mit der größten Auszeichnung aufgenommen worden war, faßte die Staats-Regierung über die Folgen des Unternehmens ernstliche Besorgnisse. Ein Umstand erhöhte dieselben noch bedeutend; — was nämlich Walderode vorher gesagt hatte, war inzwischen eingetroffen, die Richter in Rheinbaiern wollten sich keineswegs zu ähnlichen Gefälligkeiten verstehen, wie die Polizei-Direktion in München. Die Thatsache, daß die „Rednerhalle“ sämmtliche von der Censur gestrichene Stellen gleichwohl abdrucke, hatte in ganz Deutschland großes Aufsehen erregt. Als ihr Verfasser nun vollends rechtlich entwickelte, daß kein Richter eine solche Handlung für strafwürdig erklären könne, wenn sie nicht ein bestimmtes Gesetz ausdrücklich unter Strafe verbiete, daß sich deßhalb die „Rednerhalle“ unter den Schutz der rheinbairischen Gerichte stellen werde, so erklärten sich in öffentlichen Kreisen die gediegensten Rechtsgelehrten für die vollkommene Richtigkeit jener rechtlichen Entwicklung. Auch in Rheinbaiern war dieß vielfältig geschehen und hierdurch wurden einige periodische Blätter jener Landschaft bewogen, dem Beispiele Walderode's zu folgen, sohin die von der Censur gestrichenen Stellen ebenfalls abdrucken zu lassen. Die Staats-Regierung ließ gegen ihre Verfasser sogleich bei Gericht Anklage erheben; doch einstimmig und gleichmäßig erklärten die Richter:

„daß die in Frage stehende Handlung nicht bestraft

werden könne, weil kein Gesetz sie unter Strafe verbiete."

Dieß war denn ein neuer vollkommener Sieg Walderodes; denn nicht nur die Widerrechtlichkeit seiner Gefangenhaltung in München wurde dadurch nachgewiesen, sondern der Regierung auch das Mittel entzogen, das Abdrucken der Censurstriche zu verhindern. Die freie Erörterung war daher durch Walderode thatsächlich wirklich hergestellt worden. Da hierdurch die Besorgnisse der Regierung über die Wirksamkeit der „Rednerhalle" in den Rheingegenden zur förmlichen Unruhe emporstiegen, so beschloß dieselbe endlich auf einem andern Wege einen Versuch zu machen, ihrem Widersacher die errungene Preßfreiheit zu entwinden, und es erging darum an alle Vollzugs-Behörden des Landes nachstehende Verordnung:

„Zufolge allerhöchsten Rescripts vom 17. Dez. wird über die Censur der Zeitungen und periodischen Schriften, für den Fall, daß die Redaktionen die Censur umgehen oder die von der Censur gestrichenen Stellen dennoch abdrucken lassen oder sie in besondere Flugblätter aufnehmen, nachfolgende Weisung ertheilt:

„Von jedem Blatte, in welchem von der Censur Stellen gestrichen worden, ist von der Redaktion das korrigirte Blatt in bestimmter Frist wieder zu verlangen."

„Wenn die Redaktion das korrigirte Blatt nicht wieder vorlegt, oder es unternehmen sollte, gestrichene Stellen dennoch abdrucken zu lassen, oder sie in Flugblättern beizulegen, so ist sogleich und rechtzeitig vor Ablauf der Post die k. Post-Expedition zu requiriren, die

Blätter nicht zu versenden. Eine solche Requisition darf niemals gegen die Versendung unter Kouvert gerichtet werden, welche die Verletzung des Briefgeheimnisses fordern würde."

„Den Redakteurs der Zeitungen und periodischen Blätter ist amtliche Eröffnung von den Maßregeln zu machen, welche sie zu erwarten haben, wenn sie sich der Censur entziehen oder gestrichene Stellen in Umlauf bringen."

Alle Maaßnahmen, gegen welche sich die Regierung in dieser Verordnung zu schützen suchte, die Flugblätter wie das Abdrucken der Censurstriche, waren von Walderode ausgegangen: — man sah also, wie die Staatsgewalt eines Landes von vier Millionen Einwohnern mit einem einzelnen Mann im Kampfe lag, wider die Angriffe desselben auf dem Boden des Rechts niemals sich mit gleichen Waffen vertheidigen konnte, stets vielmehr zur Gewalt greifen mußte, und selbst hierin wenig glücklich war. Der neue Versuch zur Unterdrückung der Presse sollte nämlich abermals in hohem Grade rechtswidrig und die offenste Verletzung der Staatsverfassung sein. Der Grund davon lag eben so deutlich als entscheidend vor.

War das Abdrucken gestrichener Stellen eine unerlaubte Handlung, in Ansehung deren eine Verfolgung des Urhebers gesetzlich zulässig ist, so stand es der Regierung frei, bei dem zuständigen Gerichte auf Bestrafung der Handlung anzutragen. Sie wußte jedoch, daß kein Gesetz das Abdrucken gestrichener Stellen verbietet: sie wollte daher die Gerichte umgehen, und jene nicht strafbare Handlung durch das Verbot der Versendung der Blätter verhindern. Hierin lag eine gesetzwidrige

Verfolgung der Schriftsteller, und weil sie nicht blos gegen einzelne Individuen, sondern ganz allgemein befohlen worden ist, zugleich eine Verletzung der Staatsverfassung. Die Konstitution sagt ausdrücklich: „Niemand darf verhaftet oder sonst verfolgt werden, als in den vom Gesetze bestimmten Fällen.“ Das Gesetz verbietet nun das Abdrucken gestrichener Stellen nicht: die Regierung verfolgte aber gleichwohl die Journalisten wegen dieser Handlung, indem sie deren Unternehmungen durch willkürliche und unerlaubte Verbote der Versendungen der Blätter zu schaden suchte: sie befahl sogar, daß diese Verfolgung allgemein gegen alle Journalisten vorgenommen werden soll, welche sich in gleichem Falle befinden: sie stieß daher eine Hauptgrundlage der Verfassung gewaltthätig um.

Der in Rede stehende Gewaltschritt war um so auffallender, als sich solcher auch auf die Flugblätter ausdehnte, in welchem eine von der Censur gestrichene Stelle abgedruckt sei. So weit wagte nicht einmal das Ministerium Röderer zu gehen, unter dessen Herrschaft der Versendung von Flugblättern mit gestrichenen Stellen nicht das geringste Hinderniß in den Weg gelegt worden ist.

Walderode protestirte deßhalb öffentlich und feierlich wider die neue Verletzung der Staatsverfassung.

„Wenn die Postbehörden es wagen sollten,“ erklärte derselbe, „der verfassungswidrigen Verordnung Folge zu geben, so werden wir solche vor Gericht laden und zur Erfüllung ihrer vertragsmäßigen Verbindlichkeit anhalten lassen, inzwischen aber unsere Blätter durch Estafetten

versenden. Deßhalb bitten wir das Publikum sich nicht irre führen und sich nicht einschüchtern zu lassen."

„Die Regierung besitzt die Macht nicht mehr, die Presse zu unterdrücken: alle indirekten Mittel scheitern an der Standhaftigkeit der Journalisten; es bleibt daher nur noch ein Mittel übrig — offene Gewalt, offener Umsturz der Verfassung. Ob die Regierung zu diesem Mittel greifen wird, mag die Zukunft lehren; wir wünschen und hoffen es nicht, und zwar weniger im Interesse des Volkes, das durch solche Katastrophen gewöhnlich mehr vor- als rückwärts geführt wird, als im Interesse der Regierung. Unsere Mitbürger bitten wir, in dieser verhängnißvollen Zeit, einerseits um würdige, ruhige Haltung und andrerseits um Wachsamkeit über die konstitutionellen Rechte des Volkes und um männliche Ausdauer. — Käme es dahin, daß die Journale der Opposition von der Post nicht mehr versendet würden, so könnte man den Mehrbetrag der Kosten, welchen die Versendung der Blätter durch Estafetten erfordert, gewiß noch durch Subscriptionen decken. Wenn das deutsche Volk die freie Presse behaupten will, wenn es der Freiheit und der Aufklärung nicht aus eigenem Antriebe den Rücken zuzuwenden geneigt ist, so hat es gesetzliche Mittel genug, um die Feindseligkeiten der Regierungen zu überwinden. Darum nur Muth, Kraft und Ausdauer!"

Zwanzigstes Hauptstück.

Am 1. Jänner 1832 war die „Rednerhalle“ in Rheinbaiern wirklich erschienen, und zwar an der Spitze mit einem leitenden Aufsatze, welcher durch seine Entschiedenheit die Erwartungen der Bevölkerung noch übertroffen hatte. Schon die Wirkung dieses ersten Blattes war ungemein groß, und nach der Eigenthümlichkeit der Zeit wie aller Verhältnisse mußte der angefachte Prinzipien-Kampf heftiger, als jemals werden. Walderode hatte bei der Verkündung der Regierungs-Verordnung vom 17. Dezember 1831 nicht glauben wollen, daß die Minister jetzt schon die Vollziehung derselben wagen würden. Er blieb vielmehr der Meinung, daß die Regierung vorerst noch ein anderes Mittel zur Unterdrückung der freien Presse versuchen würde, und alles dieß fand sich bestätiget. Obgleich die „Rednerhalle“ sämmtliche Censurstriche regelmäßig abdrucken ließ, hinderte man die Versendung der

Blätter durch die Post keineswegs, sondern richtete den Angriff nach einer andern Seite. Der eigenen Druckerei der „Rednerhalle“ war eine zweite des „Westboten“ gefolgt: diese Unternehmung Walderode's hielten die Minister für die stärkste Waffe ihres Widersachers, und diese suchten sie deßwegen vor allem zu zerstören. Nun bestand aber in Rheinbaiern vollkommene Gewerbe-Freiheit, es war hiernächst selbst in dem bairischen Landestheil auf dem rechten Rhein-Ufer anerkannter Grundsatz, daß nach der Konstitution jeder Schriftsteller seine eigenen Arbeiten drucken könne, ohne dazu der Gewerbs-Koncession eines Buchdruckers zu bedürfen. Nur bei dem Drucken fremder Arbeiten um Lohn sollte die Gewerbs-Berechtigung eingeholt werden. Unter solchen Umständen war nicht einzusehen, aus welchen gesetzlichen Gründen die Regierung die Druckerei der „Rednerhalle“ verbieten könne. Gleichwohl versuchte sie es, jedoch in einer solchen Weise, daß der Rechtssinn des Volkes empfindlich beleidiget werden mußte. Napoleon hatte nämlich im Jahre 1810 wider die Presse Verordnungen erlassen, welche durch ihren Uebermuth und Despotismus an die Zeiten wahrer Barbarei erinnerten. Dieß war so sehr der Fall, daß die französische National-Repräsentation vom Jahre 1814 jene namenlosen Dekrete gegen die Presse für einen der Gründe zur Absetzung Napoleons erklärte: — die bairische Regierung ferner fühlte sich zur Zeit der Ruhe selbst von Schaamgefühl befallen, als im Jahre 1829 eine pfälzische Behörde anfragte, ob die Verhältnisse der Presse nach den Dekreten Napoleons vom Jahr 1810 zu behandeln seien: — sie sprach darum feierlich aus, daß die Unanwendbarkeit jener Dekrete, welche durch die Konstitution

vom 26. Mai 1818 natürlich gänzlich aufgehoben wurden, von selbst sich verstehe, alle Fragen über die Presse demnach einzig und allein nach den Vorschriften der Staatsverfassung entschieden werden müssen. Diese Verfügung war den Buchdruckern abschriftlich mitgetheilt worden: man hatte also über die Ungültigkeit der Napoleonischen Dekrete sogar ein urkundliches Geständniß der Staats-Regierung in Händen; gleichwohl beriefen sich die Minister im Jahre 1832, zur Unterdrückung der freien Erörterung, auf jene Dekrete, und ertheilten auf den Grund derselben den Befehl, die Pressen der „Rednerhalle" zu versiegeln. Walderode hatte beschlossen, Schritt vor Schritt gegen die Angriffe der Gewalt sich zu vertheidigen, daher zunächst nur den kleinern Theil seiner Druckmaschinen der Gefahr auszusetzen, und insbesondre die Schnellpresse für die Hauptschläge aufzusparen. Letztere war denn nach Zweibrücken in Sicherheit gebracht worden, und nur eine gewöhnliche eiserne Buchdruckerpresse zu Homburg in Thätigkeit. Um dieselbe unter Siegel zu legen, erschien der Bürgermeister der Stadt, in Auftrag des Landeskommissärs, am 4. Jänner 1832 wirklich in dem Arbeitssaale der „Rednerhalle", und vollzog, aller Verwahrungen ungeachtet, die Befehle der Regierung. Walderode erhob nun wegen dieses gewaltthätigen Eingriffes in sein Eigenthum bei dem Bezirksgericht in Zweibrücken sofort rechtliche Klage, und ließ seine Zeitschrift vorläufig bei einem Buchdrucker derselben Stadt erscheinen.

Die Sprache derselben wurde jetzt immer entschiedener und ihre Wirkung großartig. Während man in München die Abonnentenzahl nicht über 600 gebracht hatte, stieg sie in Rheinbaiern schon in der

ersten Hälfte des Jänners auf das Doppelte, und die Bestellungen vermehrten sich täglich so anhaltend, daß die Auflage des Blattes fürsorglich auf 2000 erhöht werden mußte. Der Absatz war auch nicht bloß örtlich, sondern verbreitete sich über die meisten Gegenden und Landschaften Deutschlands. Als die bedeutende Wirksamkeit des Blattes keinem Zweifel mehr unterlag, beschloß der Verfasser desselben, zum Schutze der errungenen Preßfreiheit eine letzte entscheidende Maaßregel vorzunehmen. Obgleich die Staatsregierung jetzt noch nicht wagte, das angedrohte Verbot der Versendung durch die Posten wirklich durchzuführen, so konnte solches doch später geschehen, und hierdurch einer täglich erscheinenden Zeitschrift nicht bloß empfindlicher Schaden, sondern sogar der Untergang zugezogen werden. Um nun schon bei Zeiten für eine Schutzwehr zu sorgen, erließ Walderode einen öffentlichen Aufruf zur Bildung eines Preßvereins, um 1) zur Versendung der Oppositions-Schriften, sie mögen in Journalen, Flugschriften oder Büchern bestehen, eine eigene Anstalt expresser Boten zu errichten, und 2) für die Unterhaltung der Vertheidiger der Volksrechte sowie deren Familien in dem Falle zu sorgen, daß sie gefangen gehalten, oder im Dienste der öffentlichen Angelegenheiten sonst arbeitsunfähig werden würden. Die Mitglieder des Vereines sollten freiwillig die Verbindlichkeit übernehmen: 1) nach Maßgabe ihres Einkommens und Vermögens einen regelmäßigen monatlichen Geldbeitrag zu leisten, 2) zur Verbreitung der Journale des Vereines aus allen Kräften mitzuwirken, 3) so weit es in ihrem Vermögen liegt, beizutragen, daß öffentliche Anzeigen und Bekanntmachungen von Privaten und Behörden in den

Zeitschriften des Volkes eingerückt werden, 4) diese Journale, so weit es Zeit und Fähigkeit erlauben, durch Aufsätze und Korrespondenz-Artikel zu unterstützen und endlich 5) zur Spedition der Blätter des Volkes, durch expresse Boten, aus allen Kräften mitzuwirken.

Walderode hatte sich mit der Idee eines solchen Vereines, nachdem sie in ihm entstanden war, längere Zeit im Stillen beschäftiget, und auch eine günstige Gelegenheit erwartet, dieselbe zum ersten Mal öffentlich anzuregen. Es war dieß ein großes Fest, welches am 29. Jänner 1832 zu Zweibrücken einem Deputirten der Opposition gegeben wurde. Nachdem der Gefeierte hier in einem schönen Vortrag über seine Wirksamkeit in der Kammer Rechenschaft abgelegt, und großen Eindruck hervorgebracht hatte, nahm der Verfasser der „Rednerhalle“ später das Wort, um die Versammlung in Begeisterung zu setzen. Dieß gelang vollkommen, und jetzt erst wurde die Errichtung des Preßvereines vorgeschlagen, jedoch nicht öffentlich, sondern vorerst im vertraulichen Zwiegespräch mit den angesehensten Theilnehmern des Festes. Da die Idee hier allgemeine Zustimmung und die bestimmtesten Versicherungen der Unterstützung erhielt, so war der wirklichen Durchführung schon bedeutender Vorschub geleistet: denn aus allen Bezirken Rheinbaierns waren einflußreiche Personen zu dem Feste herbeigeeilt. Während nun diese mit noch frischen Eindrücken der Begeisterung die Idee des Preßvereins in ihren Wirkungskreisen zu Hause verbreiteten, erschien in der „Rednerhalle“ der förmliche Aufruf zur Bildung jenes Vereines. Die öffentliche Aufforderung war nämlich absichtlich erst einige Tage nach dem Feste erlassen worden, um den auswärtigen Theilnehmern Zeit

zur Rückreise zu lassen. Auf das vollständigste entsprach nun der Erfolg jener Berechnung, indem schon binnen sehr kurzer Zeit zahlreiche Unterzeichnungen einliefen. Auch sonst betrieb Walderode das Unternehmen, durch seinen ausgebreiteten Einfluß, mit solchem Nachdruck, daß es schon nach wenigen Wochen als gegründet zu betrachten war. Die Geschäfte des Vereins wurden durch einen obersten Ausschuß (Central-Komité) besorgt, welchem sich bald Bezirks-Ausschüsse (Filial-Komitéen anschlossen. Dadurch traten alle freisinnigen Männer in nähere geregelte Verbindung, oder mit andern Worten die liberale Volks-Richtung erlangte eine förmliche Organisation. Da zugleich die Wirksamkeit der Presse jetzt noch mächtiger ward, so ist es sehr schwer, die Bestürzung zu beschreiben, in welche die deutschen Regierungen durch das tägliche Wachsthum des Preßvereins an äusserer Ausdehnung und innerer Befestigung versetzt wurden. Unter Aufbietung aller Kräfte und mit äusserster Anstrengung suchte zunächst die bairische Staatsverwaltung die weitere Ausbreitung des Vereines zu verhindern. Das erste Anzeichen ergab sich aus nachstehender öffentlicher Bekanntmachung des Stadt-Kommissariats in Würzburg:

„„Nach einem Beschlusse der k. Regierung des Untermainkreises, „Kammer des Innern, vom Heutigen soll der in dem Zeitblatte der „Rednerhalle Nr. 29, S. 225 enthaltene Aufsatz Deutschlands „Pflichten*) durch die hiesigen Journale nicht weiter verbreitet „werden.“

*) Diese Überschrift führte der Aufruf zur Bildung des Preßvereins.

„Die Redaktionen der dahier erscheinenden Journale werden hier-
„auf aufmerksam gemacht, mit der Eröffnung, daß, wenn dieser Auf-
„satz in ihren Blättern gedruckt erscheinen würde, sie deßwegen zur
„Verantwortung gezogen und die Beschlagnahme des diesen Aufsatz
„enthaltenden Blattes erfolgen müßte."

„Würzburg, den 13. Februar 1832.

„**Königliches Stadt-Kommissariat.**""

Suchte die Staats-Regierung die großartige Idee eines Preßver-
eines mit aller Energie zu bekämpfen, so war Walderode nicht minder
entschlossen, alles an die Durchführung derselben zu setzen. Die Art
und Weise, wie die Minister den Angriff begannen, war allerdings
gefährlich: — denn sie trachteten durch Androhung von Untersuchungen
zunächst nach Einschüchterung der liberalen Wortführer. Schon dieß
ließ vermuthen, daß man die Massen noch mehr zu schrecken suchen
würde: — gelang es, so war die Ausbreitung des Vereines freilich
nicht mehr möglich. Indessen gerade die Behauptung der Regierung,
daß die Verbreiter des Aufrufs einer Verantwortlichkeit sich aussetzen,
stand mit den Gesetzen in Widerspruch. Mit Nachdruck warf sich daher
Walderode zunächst auf diesen Punkt, und, indem er alle Verantwort-
lichkeit allein auf sich nahm, alle Schläge der Staatsgewalt auf sein
Haupt geleitet wissen wollte, beschwor er die Bürger, durch die Dro-
hungen der Regierung von der Verbreitung des Aufrufes und der
Unterstützung des Preßvereins sich nicht abschrecken zu lassen.

„Die Erklärung der Minister," erklärte die „Rednerhalle", daß
die Redaktionen, welche unsern Aufruf aufnehmen, zur Verantwor-

tung gezogen werden sollen," ist verfassungswidrig. Denn nach dem klaren Ausspruche des konstitutionellen Preßedikts haftet für jeden Aufsatz zuerst der Verfasser, und nur dann, wenn dieser nicht bekannt ist, erst der Verleger, Drucker und Verbreiter. Der Unterzeichnete ist für den in Rede stehenden Aufsatz „Deutschlands Pflichten", dessen Verfasser er auch ist, allein verantwortlich. Kein Redakteur, der den Aufsatz aufnimmt, kein Bürger, der den Aufsatz verbreitet, kann zur Verantwortung gezogen werden."

Solche Gründe waren an sich schon so schlagend, daß sie alle entgegengesetzten Behauptungen der Regierung entkräften, und deren ersten Angriff auf den Verein völlig niederschmettern mußten. Nun kam vollends die entscheidende Thatsache hinzu, daß das Appellationsgericht in Landshut die rechtliche Entwicklung Walderode's durch förmliches Urtheil bereits für richtig erklärt und sanktionirt hatte. Es war dieß in demselben erhabenen Erkenntnisse geschehen, wovon schon verschiedene Stellen mitgetheilt wurden. In einer andern nicht minder wichtigern Stelle war nun mit klaren, dürren Worten folgendes ausgesprochen worden:

„„Wegen des in Nr. 69 der Rednerhalle abgedruckten Aufsatzes
„aus dem Westboten kann nach den klaren Bestimmungen des §. 10
„des dritten konstitutionellen Edikts, wenn er auch das Vergehen der
„beleidigten Amtsehre enthielte, der Inculpat als bloßer Verbreiter,
„so lange dessen Verfasser bekannt ist, nicht zur Verantwortung ge-
„zogen werden, denn nach dem allegirten Gesetze haftet der Verbreiter
„nur in Subsidium, wenn der Verfasser und Verleger nicht bekannt
„sind.""

Unter solchen Umständen mußte bei dem ersten Kampfe über den Preßverein Walderode abermals in glänzender Weise als Sieger erscheinen, und der Versuch der Regierung zur Verhinderung der Ausbreitung des Vereines nothwendig scheitern.

Die intendirte Einschreitung des Stadt-Kommissariats in Würzburg wider den Preßverein hatte Walderode am 22. Hornung in der „Rednerhalle" mit der bemerkten Verwahrung angezeigt; schon am andern Tage erhielt er dagegen durch einen Ungenannten die Abschrift eines Ministerial-Rundschreibens, auf welchem jener, sowie alle andern Unterdrückungs-Versuche beruhten. Nichts sprach die Angst der Staatsgewalt vor der mächtigen Idee des Preßvereines deutlicher aus, als jenes Kreisschreiben.

„Der Bildung und Ausbreitung des beabsichteten Vereines ist vorbeugend zu begegnen; die Amtsuntergebenen sind daher durch kluge Einschreitung, Belehrung bei geeigneten Anlässen und Beseitigung der Verbreitung dieses Ausrufes vor den Folgen unbeachteter und leichtsinniger Einlassung in solche Verbindung zu bewahren, jedoch dabei zu vermeiden, daß nicht durch unzeitige Mittheilung die Verbreitung selbst zur Ungebühr befördert werde. Sollte wider Erwarten der in Frage stehende Verein in dem Oberdonaukreise Theilnehmer finden, so wird der Amtsvorstand gegen diese sofort die Einschreitung der Gerichte unter Beobachtung der durch die Staatsverfassung vorgezeichneten Bahn hervorrufen. Die sich etwa zeigenden Spuren solcher Verbindungen sind mit der erprobten Thätigkeit, Kraft und Umsicht zu ver-

folgen, von jedem auf diese Sache sich beziehenden Vorfalle ist sogleich anher Anzeige zu erstatten."

So sprachen die Minister, und vermochten also nicht einmal, ihre Unruhe äusserlich etwas zu verschleiern. In dem Rundschreiben derselben war übrigens in der That die Behauptung aufgestellt, daß der Preßverein verbrecherisch sei, ja es wurde sogar den äussern Aemtern befohlen, wider die Mitglieder des Vereines die strafrechtliche Einschreitung der Gerichte hervorzurufen. In dieser Beziehung deuteten die Gesetzstellen, welche in dem Ausschreiben der Minister angezogen waren, auf das Verbrechen des Hochverrathes. Sowie Walderode die Gründe wußte, worauf sich die Verfolgungen der Staatsgewalt gegen den Preßverein gründeten, war es ihm auch ein leichtes, die Nichtigkeit derselben gesetzlich nachzuweisen, und jene Verfolgungen selbst wirkungslos zu machen. Sogleich am 23. Hornung zeigte er demnach in einem größern Aufsatz, 1) daß der Preßverein, welcher nicht heimlich, sondern öffentlich unter den Augen der Regierung sich bilde, in jeder Beziehung, also nach Form, Inhalt, Zweck und Endzweck, vollkommen erlaubt sei, und 2) daß selbst eine Strafbarkeit angenommen Niemand als der Verfasser der „Rednerhalle" zur Verantwortung gezogen werden könne.

„Hat der Unterzeichnete," sprach Walderode, welcher den Aufsatz mit seiner Namens-Unterschrift versah, „durch den Aufruf zur Bildung des Preßvereins das Verbrechen des Hochverraths begangen, so möge die baierische Regierung ihn dessen anklagen: er wird männlich Rede stehen. Die Regierung wäre unter dieser Voraussetzung ferner ver-

bunden, den Aufruf zu konfisciren und das Verbot durch die Kreis-Intelligenzblätter bekannt machen zu lassen. Allein diesen Weg will sie nicht einschlagen. Ihr Streben geht vielmehr dahin, ängstliche Gemüther von der Theilnahme an einem gesetzlich erlaubten Vereine abzuschrecken, indem sie von Hochverrath spricht und durch das Anführen von Strafgesetzen, welche auf den vorliegenden Fall keine Anwendung finden, Furcht zu erregen sucht."

Diese Abhandlung erhöhte noch im Publikum allgemein die Ueberzeugung, daß die Staats-Regierung auch in der Frage des Preßvereins im offenbarsten Unrecht befangen sei; der Verein nahm daher sehr raschen Fortgang. Nicht nur über die gesammte Rheinpfalz verbreitete er sich unaufhaltsam, sondern auch über einen beträchtlichen Theil des konstitutionellen Deutschlands überhaupt.

Mittlerweile, und zwar am 13. Hornung 1832 war auch die Klage Walderode's wegen Versiegelung seiner Presse bei dem Bezirksgericht in Zweibrücken zur Verhandlung gekommen. Er nahm dabei zuerst das Wort, und entwickelte ganz schlagend die Widerrechtlichkeit des Regierungs-Verfahrens. Nach ihm sprach ein angesehener Rechtsanwalt auf die gründlichste Weise in demselben Sinn, und klar erkannten alle Zuhörer, daß die Versiegelung der Presse nichts anderes sei, als die offenste Gewaltthat wider die Landesgesetze und die Staatsverfassung. So tief wurzelte diese Ueberzeugung im Volk, daß sogar ein ruhiger Geistlicher, welcher der Verhandlung beiwohnte, später in Gesellschaften äusserte: „wenn die Regierung abermals eine Presse versiegeln lassen wollte, so würde es mit Hülfe mehrerer Regimenter nicht

mehr möglich sein!" Der Staatsprokurator am Bezirksgericht hatte sich der Zulässigkeit der Klage widersetzt, jedoch nur aus formellen Gründen. Nach der französischen Gesetzgebung, führte er aus, dürfen die Gerichte sogar bei Strafe niemals eine Amtshandlung der Verwaltungsstellen vor ihr Forum ziehen. Um diesen Satz recht anschaulich zu machen, bediente sich der Redner eines sehr eigenthümlichen Beweisgrundes.

„Daß der Bäcker oder ein Bürger das Recht habe, seinen Backofen zu gebrauchen," rief er aus, „muß doch noch weniger zweifelhaft sein, als im vorliegenden Fall das Recht zur Errichtung einer Druckerei. Aber angenommen, die Regierung nehme sich thatsächlich heraus, die Backöfen zu versiegeln, so dürften die Gerichte hierüber gleichwohl keine Klage annehmen!"

Napoleon hatte der Trennung der Justiz von der Administration allerdings Verordnungen der Art beigefügt, wodurch der Maaßregel ihre wohlthätigste Wirkung entzogen, und ein grenzenloser Despotismus der Regierungsgewalt begründet wurde: — im Wesen mochte daher die Theorie des Staatsprokurators ganz richtig sein; allein wenn er sich den Zweck vorgesetzt hätte, die bairische Regierung in den Augen der Rheinländer vollends zu Grunde zu richten, und die Opposition auf die mächtigste Weise zu fördern, so hätte er gar kein besseres Mittel dazu wählen können, als jene Erklärung. Walderode hatte sich über den Werth der französischen Institutionen im Rheinkreise öfters im ähnlichen Sinn geäussert; indessen man glaubte ihm nicht. Jetzt hingegen

erfuhr die Bevölkerung aus dem Munde des Wächters über die Gesetze die empörenden Konsequenzen despotischer Rechtsgrundsätze.

„Also sogar die Backöfen kann man uns versiegeln, ohne daß uns die Gesetze eine Klage oder sonst einen Rechtsschutz gewähren! Wird die Gewalt nicht so weit gehen? Wenn sie aber Pressen mit dem offensten Unrecht, mit Mißachtung klarer Gesetze und Verfassungsvorschriften versiegelt, warum soll sie nicht auch Backöfen, Hobel- und Drehbänke, Strumpfwirkerstühle, Spinnmaschinen und Dreschflegel versiegeln?"

So hieß es im Lande allgemein, und zwar bei den Gleichgültigen in der Politik eben so gut, als bei den entschiedensten Liberalen. Die Unzufriedenheit und Aufregung ward nun auf eine unbeschreibliche Weise vermehrt, und die nächste Wirkung bestand darin, daß sich das Volk mit wirklicher Hast zum Preßverein herbeidrängte, ja daß selbst solche Männer mit ansehnlichen monatlichen Beiträgen hinzutraten, welche die Unternehmung nicht gebilliget hatten. Man schildert eine Zeit immer am besten, wenn man Stimmen aus dem Volk selbst sprechen läßt. Wir wollen darum von den vielen Briefen, welche Walderode nach der gerichtlichen Verhandlung erhielt, nur einen anführen, um die allgemeine Stimmung der Bevölkerung recht anschaulich zu zeigen. Derselbe kam von einem zurückgezogenen, der Opposition halb und halb abgeneigten, oder wenigstens fremden Manne, und lautete also:

„Gutsbesitzer, — Landmann, — bin ich so unabhängig als irgend Jemand! — Habe ich meine Steuern bezahlt, so habe ich mit der Regierung nichts mehr zu schaffen; ich erwarte von ihr keinen Vortheil,

keine Gunst, ich begehre nur den Schutz, welchen die Gesetze allen Bürgern gewähren müssen. —

Macht meine Stellung im Staat mich unabhängig, so hat doch Niemand mehr als ich, Unordnungen und gewaltsame Störungen zu fürchten. — Der Gedanke beschäftigte mich; ich besorgte, Sie möchten von den weniger Aufgeklärten mißverstanden werden, ich befürchtete freche Zügellosigkeit und ihre Folgen. — Aber die Verhandlung Ihres Rechtsstreits mit der Regierung und die von dem Staatsprokurator aufgestellte Lehre, haben über meinen Entschluß entschieden. — Wenn die Regierung behauptet, das Recht zu haben, Ihre Presse zu versiegeln, den Backofen des Bäckers zuzumachen, was wird sie abhalten, auch meinen Pflug zu versieglen und das Joch meiner Ochsen? — Und wenn die Presse mit Beschlag belegt oder gar von Amtswegen zerschlagen ist, an wen wird alsdann der Unterdrückte seine Klagen richten? — Ihm bleibt nichts übrig, als die empörende Rechtsverletzung im Stillen hinunter zu würgen, und den milden Herrschern zu danken, wenn sie in Gnaden der Knute ihn würdigen. —

Belieben Sie mich auf die Subscriptionsliste der freien Presse mit 4 fl. 40 kr. einzuschreiben.

Rittershof, den 21. Februar 1832.

J. Villeroi."

In dem Rechtsstreite über die Presse-Versiegelung selbst sprach das Bezirksgericht in Zweibrücken, den Anträgen des Staatsprokurators gemäß, allerdings seine Unzuständigkeit oder Inkompetenz aus; allein dieser scheinbare Sieg der Staatsregierung enthielt im Grunde eine ge-

fährliche Niederlage derselben: denn die Rechtslosigkeit der Rheinländer schien nun durch richterliches Urtheil geheiliget, und für eine unabänderliche Thatsache erklärt zu sein. Jedermann suchte daher das Heil des Landes fortan nur in dem siegreichen Durchdringen der Opposition, letztere ward deßhalb mächtig verstärkt, und vor allem die schützende Grundlage derselben, der Preßverein, von dem Volke allmälig mit wirklichen Anstrengungen unterstützt. Sowie sich die regelmäßigen monatlichen Beiträge in der Pfalz täglich mehrten, so geschah dieß auch in andern Gegenden Deutschlands, und es kamen hier zu den laufenden Beiträgen sogar schon beträchtliche Kapital-Schenkungen. Zugleich bildete sich in Paris ein Ausschuß von Deutschen, um den Verein zu befördern: die patriotischen Journale Frankreichs wirkten in demselben Sinn, und selbst auswärtige Kabinete lenkten bereits ihre Aufmerksamkeit auf diese Unternehmung. Nunmehr steigerten aber auch die deutschen Regierungen ihren Eifer, dem reissenden Fortschritte des Preßvereins zu steuern, und da hierdurch die Anstrengungen Walderode's nach der entgegengesetzten Richtung verdoppelt wurden, so hatte sich der Prinzipien-Kampf zunächst in einem Streitpunkt fixirt: in dem wechselseitigen Ringen um Vernichtung und um dauernde Begründung des Preßvereines.

Einundzwanzigstes Hauptstück.

Es lag keineswegs in der Absicht Walderode's, in der Frage der eigenen Druckerei der „Rednerhalle" auch nur thatsächlich der Gewalt der Regierung zu weichen: — bloß um zur Verbreitung dieser Zeitschrift und zur Einleitung schützender Maaßregeln für die errungene Preßfreiheit Zeit zu gewinnen, hatte er seine Officin in Homburg vorübergehend geschlossen. Als aber die „Rednerhalle" im vollen Gedeihen sich befand, und der Preßverein gegründet, sowie im steten Wachsthum begriffen war, beschloß Walderode die Wiedereröffnung seiner Druckerei in Homburg, und zwar schon am 9. Hornung 1832, sohin noch vor der Verhandlung des Rechtsstreites in Zweibrücken. Entschlossen, die Hauptschläge jetzt zu führen, ward auch die große Schnellpresse, welche stündlich 1000 Abdrücke lieferte, nach Homburg geschafft, und täglich über 16 Stunden in Bewegung gesetzt. Sichtbar näherte sich die Aufregung nun ihrem Gipfel.

Der Verfasser der „Rednerhalle“ ließ sich auch jetzt noch von keiner Täuschung über den endlichen Ausgang der Gährung befallen: — er glaubte in der Gegenwart fortwährend an keinen Sieg der entschiedenen Opposition, und sprach dieß wiederholt auf das bestimmteste aus. Schon bei dem großen Feste des 29. Jänners hatte er in seiner Rede, die auch gedruckt wurde, geäussert:

„Bald werdet Ihr die finstere Macht sich aufrichten sehen, die jetzt kein Lebenszeichen von sich gibt, weil sie im Hinterhalte lauert: bald werdet Ihr sehen, wie sie mit schwarzer kalter Hand eingreift in Euer warmes Herz und Eure Hoffnungen tödtet, Eure Gefühle erstickt und das kaum geweckte Feuer der Vaterlandsliebe auslöscht. Noch ist es den Freunden des Volkes vergönnt, mit ihm zu sprechen über seine Bedürfnisse, mit ihm zu trauern über seine Leiden, mit ihm zu träumen von einer schönern Zukunft. Allein bald wird die letzte Schutzwehr der Völker — die freie Presse — durch die Gewalt zertreten sein: bald werden die wenigen Freunde des Volkes den Kampfplatz für die große Sache des Jahrhunderts mit dem Gefängnisse vertauschen!“

Und noch entschiedener erklärte er diese Ueberzeugung am 22. Februar bei einer besondern, schicklichen Gelegenheit. In Rheinbaiern lag damals nämlich nur wenig Militär, ausser der Besatzung der Festung Landau, nur eine kleine Abtheilung Jäger in Speier. Bei steigender Aufregung beschloß daher die Staats-Regierung, vorläufig ein Reiter-Regiment nach der Pfalz zu beordern. Die erste Anzeige davon gab der Nürnberger Korrespondent mit folgender Nachricht:

„Gestern eingetroffener Ordre zufolge, wird die bisher in Neustadt an der Aisch garnisonirende 3te Division des 6ten Chevauxleger-Regiments übermorgen nach Zweibrücken aufbrechen, um daselbst vorläufig in Besatzung zu bleiben."

Walderode nahm diesen Artikel in die „Rednerhalle" auf, und verband damit nachstehende Bemerkung:

„Die Regierungen verstehen sich auf Menschen-Kenntniß! Mit zwei Schwadronen kann man die beiden Druckereien*) füglich schliessen, und dann hat das Lustspiel ein Ende!"

Deutlicher konnte man wohl kaum sprechen, eben so wenig mochte man die Anspielung des Ausdruckes „Menschen-Kenntniß" auf die Erfahrungen mißkennen, welche Walderode fast täglich machte. In den öffentlichen Gesellschaften hörte man unter dem Einflusse des Weines heroische Versprechungen zur Vertheidigung der Volksrechte auf gesetzlichem Wege, man hätte meinen sollen, die personnificirte Energie vor sich zu sehen; doch am andern Tage sah man die feurigsten Redner etwas verstört und mit einer Gesichtsfarbe, die an das Kreideweiß erinnerte, umherschleichen. Wer ihre leisen Flüsterungen vernahm, hörte die angstvolle Frage:

„Ich werde gestern doch nicht ein Wort zuviel gesprochen haben? .... der Wein ist aber auch gar zu stark!"

Oft schlugen die Augen beschämt sich nieder, wenn der ruhige beobachtende Blick Walderode's auf sie fiel. Täuschung konnte darum in

*) Des „Westboten" und der „Rednerhalle".

diesem nicht wohl Platz greifen, und wenn es auch möglich gewesen wäre, so hätte sie vor andern, noch bestimmtern Thatsachen sogleich verschwinden müssen. So hatte unter andern der zweite Redakteur der „Rednerhalle“, eben erst aus Norddeutschland angekommen und über die allgemeine Begeisterung der Rheinpfälzer froh erstaunt, einen Aufsatz über den Kampf des deutschen Bundes mit der „Rednerhalle“ für letztere ausgearbeitet. Darin war mit Zuversicht die Ueberzeugung ausgesprochen, daß die freisinnigen Bürger in Rheinbaiern jene Zeitschrift in ihren Schutz nehmen würden, sowie zugleich über den spießbürgerlichen Geist bedeutender Hohn ausgeschüttet wurde. Eine Stelle des Aufsatzes lautete z. B. also:

„Die „Rednerhalle“ wird von der Bundesversammlung verboten werden.“

„Das Verbot wird nun in den öffentlichen Blättern erscheinen, alle Philister Deutschlands werden es lesen, die Zeitung gelassen auf den Tisch legen, bedächtig eine Priese nehmen und zu ihren Nachbarn sagen: „Der deutsche Bundestag hat die „Rednerhalle“ verboten. Schade um das Blatt; allein warum auch so heftig und leidenschaftlich? Ich habe ihm seinen Untergang vorausgesagt“.“

„Die „Rednerhalle“ aber wird allen Philistern zum Trotze nicht untergehen *).“

Der gesammte Aufsatz war etwas kühn geschrieben, und sogar nach der Haltung der „Rednerhalle“ ungewöhnlich. Nach seinen ge-

---

*) Die freisinnigen Bürger der Pfalz werden sie schirmen, war ungefähr der Sinn.

machten Erfahrungen erkannte darum Walderode auf den ersten Blick, welche Wirkung der Artikel hervorbringen werde, und um sicher zu gehen, legte er denselben vor dem Abdrucken dem obersten Ausschuß des Preß-Vereins zur Ertheilung eines freundschaftlichen Rathes vor: ob die Aufnahme des Aufsatzes wohl räthlich, und nicht vielleicht der gemeinschaftlichen Sache schädlich sei? Sehr bald lief die Antwort ein: „daß der Artikel vorzüglich und der „Rednerhalle“ würdig sei, sohin doch ja unverändert aufgenommen werden möge!“ Solches geschah denn, und zwar nur deßhalb, um die eigentlichen Gesinnungen der Massen an den Tag zu bringen. Während der Aufsatz von den Regierungen viel ernster genommen wurde, als er verdiente, und sogar eine besondere Sitzung der Bundesversammlung veranlaßt haben soll, machte er unter der rheinbairischen Bevölkerung nur die Wirkung plötzlicher Abkühlung. Auch der schroffste Uebergang von heißen Bädern zu eiskalten ist eine Kleinigkeit gegen den Schauer, welchen besagter Artikel in der Pfalz hervorbrachte. Die Bürger dortselbst wurden durch die Zumuthung, die „Rednerhalle“ zu schirmen, in Verzweiflung gesetzt, und eine wahre Fluth von protestirenden Briefen brach über Walderode herein, die unter ergötzlichen Variationen sämmtlich mit Verwahrungen gegen spießbürgerliche Gesinnungen begannen.

„Ich bin zwar kein deutscher Philister, aber ..... Ob ich gleich kein deutscher Philister bin, so kann ich doch ..... Weit entfernt, ein deutscher Philist.. ..... Es ist allbekannt, daß ich kein deutscher Phil... .... Ich würde mich schämen, ein deutscher Phi..... ..... indessen, aber, allein, dennoch, gleichwohl muß ich mich verwahren. — —

„Die Bürger machen Vorbereitungen zur rechtlichen Beschirmung unsres Blattes!" sagte Walderode lächelnd, als er seinem Kollegen einen Pack jener Briefe überreichte. Bald erfuhr man hiernächst, daß sogar Deputationen aus allen Bezirken Rheinbaierns an das Central-Komité des Preß-Vereins abgesendet worden sind, um gegen den bemerkten Aufsatz zu protestiren.

Unter solchen Umständen konnte der Hauptverfasser der „Rednerhalle" von der Thatkraft der Liberalen und dem nothwendigen Ausgang der ganzen Bewegung wohl nicht die beste Meinung hegen; allein es lag ihm daran, große Ideen auszustreuen, und unter den Bessern des Volkes eine Erschütterung hervorzubringen, die zwar zunächst noch ohne Folgen, gleichwohl bleibend sei, und in der Zukunft ihre Wirkungen äussern werde Da er auf das festeste überzeugt war, daß der Genuß der vollen Prrßfreiheit nicht mehr lange dauern werde, so wollte er die Zeit wohl anwenden, um der erschütternden Einwirkung auf das Volk nicht nur Tiefe, sondern auch weitere Kreise zu verschaffen. Von den wichtigeren Aufsätzen oder Abhandlungen wurden deßhalb besondere Auflagen von 6000 bis 10,000, ja von einzelnen selbst bis zu 50,000 Expl. aufder Schnellpresse veranstaltet, und um geringe Beträge oder unentgeldlich vertheilt. Die Staatsregierung hatte die Versendung der „Rednerhalle" auf der Post in der That nicht gehindert; auch jetzt (Mitte Hornung bis Anfangs März 1832), wo die eigene Druckerei dieser Zeitschrift zu Homburg in ungeheurer Thätigkeit war, machte sie keinen Versuch, die Versendung zu stören. Walderode schuf aber zur Vermehrung der Wirkung noch einen andern Weg des Ab-

satzes, indem er einem Jeden, welcher Schriften in entferntere Gegenden tragen wollte, eine beliebige Anzahl unentgeldlich zur Verfügung stellte. Dadurch entstand mit Schriften dieser Art ein eigenes Gewerbe: denn ärmere Leute verkauften sie in der Ferne um eine Kleinigkeit, und gewannen durch die Menge doch ein gutes Botenlohn. Auf solchem Wege wurde es insbesondere möglich, auf die preußischen Rheinlande und viele andere Gegenden zu wirken, wo Versendungen durch die Post unthunlich waren. Die Druckkosten wurden bei der kolossalen Ausdehnung des Schriften-Verschleisses freilich so bedeutend, daß die Zuschüsse des Preßvereins nicht ausreichten; allein Walderode opferte alle Einkünfte der „Rednerhalle", und verdruckte zuletzt auch das gesammte Aktien-Kapital derselben. So entstand denn jene ungeheure Wirkung, welche ausserdem unmöglich gewesen wäre. Die Opfer waren groß: zunächst schienen sie bei dem gänzlichen Fehlschlagen des Erfolgs in der Gegenwart nutzlos gewesen zu sein: gleichwohl sind sie gut angelegt: jene bewegte Zeit hat verborgen, tief im Innersten des deutschen Volkslebens, gewirkt ..... nie wird diese Wirkung mehr zu vernichten sein, in späterer Zukunft vielmehr auch nach Aussen sichtbar werden.

Auf die Rheinpfälzer brachte die ausgedehnte Wirksamkeit der „Rednerhalle" fortgesetzt Aufregung hervor. Eine anschauliche Vorstellung derselben mag schon die Thatsache gewähren, daß die Armen statt des gewöhnlichen Almosens um ein Blatt jener Zeitschrift baten. In dieser allgemeinen Aufregung kamen nun auch die Gemeinde-Angelegenheiten ernstlicher zur Erörterung: Rechnungen wurden unter-

sucht, viele Unregelmäßigkeiten entdeckt, und mehrere Beamte zur Abdankung veranlaßt. Alles dieß geschah durch die Macht der öffentlichen Meinung, und die Staats-Regierung verhielt sich leidend, ja für eine Weile schien sie thatsächlich beinahe ganz verschwunden zu sein. Sie berieth und berieth; doch es war schwer, zu Entschlüssen zu kommen. Als aber der Preßverein immer weiter sich ausdehnte, und die Wirkung der Druckerei in Homburg täglich mehr in die Augen fiel, glaubten die Minister wieder etwas Entscheidendes vornehmen zu müssen. So ergingen also die Befehle, auch die andern Pressen Walderode's vollends unter Siegel zu legen, und gegen diesen, als Gründer des Preßvereins, wegen Aufforderung zum Aufruhr bei Gericht Anklage zu erheben. Bevor solche Befehle vollzogen wurden, hatte man von Oben herab noch ein Mal den Weg gütlicher Ueberredung versucht. Man wollte das Recht zur Errichtung der Druckereien anerkennen, man versprach den beiden Zeitschriften des „Westboten“ und der „Rednerhalle“ sogar besondere Begünstigungen bei der Censur-Ausübung, nur sollten sie sich der Censur unterwerfen. Es ist kein Zweifel, daß die Regierung Anfangs den Vergleich gehalten haben würde; denn der „Westbote“, welcher sich unterwarf, konnte so frei fortschreiben, wie vorher. Auch das Opfer war sehr groß, welches von Walderode bei verweigerter Unterwerfung gefordert ward: denn die „Rednerhalle“ konnte bei Erfüllung des Regierungs-Willens fortgesetzt werden, und mit ihren 1500 Abonnenten (Nettopreis 9 fl. 48 kr.) jetzt schon eine reine jährliche Revenüe von mehr als 6000 fl. abwerfen. Indessen eine solche Unterwerfung wäre das Preisgeben aller Grundsätze und ein moralischer

Sieg der Regierung gewesen, dessen verderbliche Folgen erst später an den Tag getreten sein würden.

„Ich werde untergehen,“ erklärte denn Walderode unwandelbar, „doch nur mit Ehren ..... ich unterwerfe mich nicht!“

Jetzt wurde die Versiegelung der Pressen auf den 8. März 1832 festgesetzt, und zwei Schwadronen Chevauxlegers in Zweibrücken am 7. der Auftrag ertheilt, zu dem Ende am folgenden Tag nach Homburg zu rücken. Der Landkommissär daselbst, mit dem Vollzug der Maaßregel beauftragt, versammelte am 7. Nachmittags die angesehensten Bürger der Stadt, um sie vor den Folgen allenfallsiger Widersetzlichkeit zu warnen. In der That erschien auch alsbald eine Deputation der Bürger bei Walderode, und suchte denselben zur Unterwerfung zu bewegen. Er bemerkte ihnen, „daß er an keine thätliche Widersetzung denke; aber freiwillig auf öffentliche Gerechtsame nicht verzichten, sondern nur der Gewalt weichen werde!“ Zur Beruhigung der Bürger erließ er noch am Abend eine gedruckte Aufforderung an die jüngere Bevölkerung, bei den Ereignissen des folgenden Tages sich ruhig zu verhalten.

Als Walderode Nachts schon im Schlafe lag, wurde er plötzlich geweckt, und benachrichtiget, daß eine Bürger-Deputation aus Zweibrücken in dringenden Angelegenheiten ihn zu sprechen wünsche. Nachdem er in dem Besuchzimmer erschienen war, traf er dort drei bekannte Männer der entschiedenen Opposition, welche ihn sofort von ihrem Auftrag in Kenntniß setzten.

„Gestern Abends,“ (es war am 8. März früh 1 Uhr) sprach der

Wortführer, „ist vom Gericht ein Verhaft-Befehl wider Sie erlassen worden, und dieser soll heute zugleich mit der Versiegelung der Pressen vollzogen werden. Die Bürger von Zweibrücken haben uns daher abgesendet, um Sie an einem sichern Ort zu verbergen. Die Kutsche wartet schon unten vor Ihrem Hause!"

„Ich soll entfliehen?" fragte erstaunt Walderode, „entweichen von dem Kampfplatz im entscheidenden Augenblick?"

„Die Anklage betrifft aber hauptsächlich Ihre Aufforderung zur Bildung des Preßvereins, und kann gefährlich werden!"

„Deßhalb soll ich feig davon gehen, und so indirekt das Geständniß ablegen, daß der Verein verbrecherisch sei? Wenn ich entfliehe, können ferner nach der Verfassung die Verbreiter meines Aufrufes zur Verantwortung gezogen werden. Diese soll ich in unwürdiger Weise preisgeben, und überhaupt eine große schöne Unternehmung aus bloßen Rücksichten der Feigheit selbst zu Grunde richten? Wie können Männer mir so etwas zumuthen?"

„Allein die große Gefahr, bedenken Sie doch die Gefahr! Wenn dieselbe vorüber ist, können Sie ja immer wieder zum Vorschein kommen!"

Die Verwunderung Walderode's wich jetzt der gerechten Entrüstung, und er äusserte sich etwas strenge gegen die Abgeordneten. Gleichwohl setzten diese ihre Ermahnungen zum Davonlaufen sehr ernstlich fort, und als ihre Vorstellungen fruchtlos blieben, brachten sie noch eine Reserve zum Vorschein, nämlich den Brief eines der angesehensten Oppositions-Mitglieder, welcher ebenfalls dringend zur Flucht rieth.

Walderode blieb unerschütterlich, und die Deputation zog endlich verdrießlich ab.

Bei Anbruch des Tages zeigte sich auf den Straßen der Stadt bald eine gewisse Unruhe, bis es hieß „sie kommen, sie kommen!“ In der That ritten Vormittags um 9 Uhr zwei Eskadronen Cheveaux-legers in Homburg ein, und stellten sich vor der Druckerei der „Rednerhalle“ auf. Unmittelbar nachher erschien der Landkommissär, umgeben von 12 Gensdarmen, und forderte sehr höflich die Oeffnung der verschlossenen Wohnung zum Zwecke der Versiegelung der Pressen. Walderode stand im Erdgeschoß am geöffneten Fenster, als die Aufforderung an ihn gerichtet wurde. Mit Ruhe erklärte er, daß die Versiegelung seiner Pressen eine widerrechtliche, und selbst strafbare Gewaltthat sei, daß er sohin die Thüren nicht öffnen lassen werde. Während der Landkommissär den Befehl zur Erbrechung der Thüren ertheilte, und sofort vollziehen ließ, las Walderode mit erhobener, starker Stimme die Stellen des französischen Gesetzbuches ab, welche solche Handlungen unter strenger Strafe verbieten. —

Die Gewaltthat erfüllte sich; dagegen fand die Verhaftung Walderode's bei dieser Gelegenheit nicht statt, sondern erst acht Tage später, nämlich am 16. März 1832. In der „Rednerhalle“ wurde dieß durch den zweiten Redakteur derselben in folgender Weise öffentlich angekündiget.

„Das Langerwartete ist geschehen; der verantwortliche Haupt-Verfasser unsrer Blätter J. G. A. W. befindet sich in peinlicher Haft. Die Regierung beschuldigt ihn, durch den Artikel: „Deutschlands

Pflichten“ in Nr. 29 der „Rednerhalle“, und durch alle nachfolgenden Artikel, welche von der Unterstützung des deutschen Vaterlandsvereines handeln, zum gewaltsamen Umsturz der bestehenden baierischen Staatsverfassung aufgefordert zu haben. Mit Einem Worte: die Regierung beschuldigt ihn des Hochverraths!“

Auf die Einwohner Zweibrückens machte der Vorfall heftig erregenden Eindruck. Nachdem die Nachricht von Hause zu Hause geflogen war, versammelte sich das Volk in dichten, gedrängten Schaaren vor dem Kriminal-Gefängniß der Stadt, und forderte stürmisch die Herausgabe Walderode's. Letzterer lehnte jedoch die ihm dargebotene Freilassung ab, weil er sie nur auf gesetzlichem Wege durch den Ausspruch des Richters erlangen wolle.

Etwas über vier Wochen befand sich der Verhaftete bereits im Untersuchungs-Gefängniß, als plötzlich (15. April 1832) ein Gerichtsbote erschien, und ihm folgendes Urtheil der Anklage-Kammer des Appellationsgerichtes in Zweibrücken amtlich zustellte

„Sitzung vom 14. April 1832. Das k. Appellationsgericht des Rheinkreises zu Zweibrücken in seiner Anklagekammer hat in der von Amtswegen geführten Untersuchung gegen Dr. W., verantwortlichen Redakteur des zu Homburg erscheinenden Journals, die „Rednerhalle“, folgendes Urtheil erlassen: Nach stattgehabter Berathung in den Sizzungen vom 11. April des Nachmittags, vom 12. April des Morgens und des Nachmittags, in jener vom 13. April und jener von heute;“

„In Erwägung, daß der Art. 102 in Verbindung mit Art. 87, a linea 2 und 3 und mit Art. 88 des Strafgesetzbuchs erfordert eine

direkte Aufreizung der Bürger oder Bewohner durch ..... Druckschriften das Attentat, d. h. eine Thathandlung zum Umsturz oder zu der Abänderung der bestehenden Staatsregierung zu begehen; daß derselbe Art. 102 in Verbindung mit Art. 87, a linea 2 und 3 und Art. 89 erfordert eine direkte Aufreizung der Bürger und Bewohner durch .... Druckschriften zu einem Komplott, d. h. zu einer Vereinbarung und Festsetzung des Entschlusses zwischen zwei oder mehreren Verschwornen, zur Thathandlung des Umsturzes oder der Abänderung der bestehenden Staatsregierung; daß der Art. 90, a linea 2 daselbst erfordert einen Vorschlag zu dem voranbeschriebenen Attentat, oder zu dem voranbeschriebenen Komplott, wenn gleichwohl der Vorschlag nicht angenommen worden ist; daß dieser Vorschlag bestimmt, förmlich und direkt zu dem vorbesagten Zwecke gemacht worden sein muß, und über seine Natur und über seinen Gegenstand keinen Zweifel übrig lassen darf; Carnot commentaire sur le code pénal ad Article 90."

„In Erwägung, daß eben die in der Anschuldigung namhaft gemachten resp. Blätter und Aufsätze der Rednerhalle vom Jahr 1832, wodurch der Angeschuldigte die Anwendung der obbesagten Strafartikel nach Inhalt des voranstehenden Antrags der k. Staatsprokuratur verwirkt haben soll, und zwar vorerst und vornehmlich Nr. 29 mit Verbindung der übrigen bezüchtigten Nummern, namentlich der Nummern 26, 48 und 66 in Betreff eines Vereins folgenden feststehenden Thatbestand darbieten, nämlich: einen öffentlichen Verein, zu welchem der Angeschuldigte öffentlich aufgefordert hat, zur Unterstützung der Preßfreiheit durch literärische und pekuniäre Beiträge, welcher öffentliche

Verein die Preßfreiheit selbst zu seinem nächsten Zweck haben soll, und welcher nächster Zweck das Mittel sein soll für den weitern Zweck, nämlich für Aufklärung durch Wechselwirkung der Geister, um zum klaren Bewußtsein und zur durchdringenden Erkenntniß aller zu erheben das Wahre, Rechte, Nützliche und Befriedigende für die gesellige Ordnung des deutschen Gesammtvolkes, für das Staats- und Weltbürger-Leben, damit der auszubildende Stoff durch sein inneres organisches Wesen sich selbst die natur- und zeitgemäßen Formen und Reformen aneigne, auf dem Wege des Friedens, der Gesetzmäßigkeit, ohne Gewaltthat, ohne Schwertstreich, ohne Blutvergießen, also auf dem ruhigen und steten Gange der Kultur (Nr. 29, 62, 57, 47), damit der in die ferne Zukunft gestellte, den künftigen Generationen überlassene End-Zweck, die Organisation eines deutschen Reiches mit demokratischer Verfassung, und eine europäische Staatengesellschaft durch treues Bündniß (Nr. 29, 65, 58), hervorgehe aus der Gesittung, der Erkenntniß und dem harmonischen Willen aller.“

„Die Fortschritte der Bildung sollen befördert werden durch gegenseitigen und allseitigen Austausch der Ideen aller und deren Prüfung durch alle; weßwegen sich der Verfasser in Nr. 66 ausdrücklich von dem Volke ab- und nur den Gebildeten desselben, den Lehrern und Beamten zugewendet hat, nicht um die Doktrine des einen oder des andern (also auch nicht die des Angeschuldigten) blind zu unterzeichnen, sondern auch ihrerseits das Wort zu ergreifen, und, nicht im Sinne dieser oder jener Partei, sondern im Sinne der allgemeinen Stimmung die Reformen auf gesetzlichem und friedlichem Wege durch Bildung,

nicht mit der physischen Kraft, nicht durch revolutionäre Handlung (Nr. 63, 46, 47 dritter Aufsatz, Nr. 57, 58), das heißt also durch öffentlichen Unterricht, durch politische Erziehung zu befördern."

„In Erwägung, daß hieraus nothwendig die Konsequenz hervorgeht, daß der Angeschuldigte gemeint ist, daß auch seine eigenen Ansichten geprüft werden sollen, daß er dieselben zurücknehmen oder korrigiren werde, wenn sie von dem Gesammtgeiste, von der bessern Einsicht für unrichtig befunden oder verworfen würden, weßwegen der Angeschuldigte immer auf die Preßfreiheit, als den alleinigen Zweck des von ihm vorgeschlagenen Vereins und das alleinige Mittel für freie Untersuchung zurückkommt. (Art. 54.)"

„In Erwägung, daß damit der allerentschiedenste Beweis gegeben ist, daß der Verein für Preßfreiheit oder der Vaterlandsverein von dem Angeschuldigten nicht vorgeschlagen worden ist, um die Ansichten seiner, des Einzelnwesen, zu unterstützen, sondern um die Mittheilung der Ansichten und die Prüfung aller, mit einem Worte, um die Fortbildung, als Wesenheit des Menschen, einer geistigen Natur, durch das Zusammenwirken aller im Geiste Berufenen, auch mittelst pekuniärer Unterstützung zu befördern, und zwar, wie der Angeschuldigte wiederholt ankündigt, nur auf gesetzlichem Wege, offen und redlich unter den Augen der Fürsten selbst (Nr. 62)."

„Namentlich soll durch die Bildung der öffentlichen Meinung eine moralische Kraft entstehen, welche in Ruhe und Frieden wachsen und als moralische Macht gegen alle Rückschritte sichern und stärker sein soll, als jede Macht, welche das Recht entziehen wollte, wozu denn

immer die Preßfreiheit als die Schutzwehre gefordert wird (Nr. 59, 62, 65)."

„In Erwägung, daß in diesen geistigen Umkreis alles Handeln und alle Vereinbarung fällt, wozu der Verfasser seine Mitbürger aufgefordert hat, und daß er selbst ein Handeln der Fürsten sollicitirt, um auf dem Wege der Bildung dem Volke entgegen zu kommen, vor allem und vorzüglich für das Wohl von Deutschland (Nr. 53, 47, 57)."

„In Erwägung, daß es ausser allem Zweifel ist, daß auf den oben beschriebenen Thatbestand eines Vereines für Preßfreiheit, zu welchem der Angeschuldigte nach dem von ihm ganz ausdrücklich und förmlich angegebenen Sinne und Inhalt, aufgefordert hat, die Eingangs erwähnten Strafgesetze, auf welche die Anschuldigung gestützt wird, durchaus keine Anwendbarkeit finden, und daß auch keiner der inkriminirten Artikel eine direkte Aufreizung oder einen Vorschlag enthält zu der Thathandlung oder zu dem Abschlusse einer Verschwörung, um die in dem Königreiche Baiern bestehende Staatsregierung umzustoßen oder zu verändern."

„In Erwägung, was die persönlichen theoretischen Ansichten des Verfassers angeht (z. B. Nr. 50), welche, wie oben erwiesen ist, nach seiner eigenen Erklärung dem Preßvereine fremd sind und fremd sein sollen, daß er sich in Nr. 29 nur gegen das Uebergewicht der österreichischen und preußischen Monarchen in dem deutschen Bunde, keineswegs aber dahin ausspricht, daß die österreichischen und preußischen Monarchen keine Mitglieder des deutschen Bundes sein sollen;"

„Daß, wenn er in Nr. 33 auf die nordamerikanischen Freistaaten

hinweiset, er auch wiederum den deutschen Bund in seiner Vollkommenheit mit demokratischer Verfassung als ein schönes, begeisterndes Bild der Einheit und Kraft darstellt, von dessen Verwirklichung die Fürsten selbst die Schöpfer werden sollen."

„In Erwägung, daß das Königreich Baiern selbst, sowie noch andere Bundesstaaten, Monarchien mit demokratischer Verfassung, das heißt mit Volksvertretung sind, und daß der Bundesvertrag selbst landständische Verfassungen zugesichert hat;"

„In Erwägung, daß das Schwanken des Angeschuldigten in seinen Ansichten beweiset, daß dieser sich selbst noch nichts zum festen Vorbild aufgestellt hat, und nicht einmal bereit wäre, für eine Verfassungsabänderung einen Plan zur Vereinbarung vorzulegen, und daß er allerdings zu seiner eigenen Belehrung die Mitwirkung anderer Denker anrufen und vor jetzt einzig und allein alles auf die Wirksamkeit der Preßfreiheit setzen muß, zum Behufe der Aufklärung, welche allem vorangehen müsse und mit der Zukunft erst Früchte bringen könne, wie er denn auch nirgends, selbst nicht in den Artikeln der zügellosesten Schmähung und der leidenschaftlichsten Deklamation (Nr. 65, 26, 43, 47), noch durch den in der Beilage zu Nr. 48 aus dem „Volkstribun" in Würzburg aufgenommenen Artikel aufgereizt oder vorgeschlagen hat, noch aus dem eben angeführten Grunde aufreizen oder vorschlagen konnte, eine theoretische Ansicht von ihm durch Gewaltthätigkeit oder durch Verschwörung zu verwirklichen, sondern im Gegentheil seine persönliche Ansichten und Affektionen der Ueberzeugung der Masse überläßt (Nr. 30)."

„In Erwägung, daß der in Nr. 28 den neuesten Zustand Frankreichs betreffende Artikel nur ein politisches Räsonnement über Frankreich enthält, sich nur auf Frankreich bezieht und keine Ausdehnung auf Deutschland zuläßt, am wenigsten auf den Verein zur Unterstützung der Preßfreiheit, welcher erst in Nr. 29 zur Sprache kommt."

„In Erwägung, daß der Aufsatz in Nr. 41, betitelt: „der Kampf des deutschen Bundes mit der „Rednerhalle", weiter nichts als einen Wunsch des Angeschuldigten zum Schutze seiner eigenen Presse, oder nur eine leere Vision enthält, wie es auch die Folge gelehrt hat, und keine Provokation zur Unterstützung seines Interesse."

„In Erwägung, daß, wenn man auch Nr. 29 an und für sich und abgesondert von allen nachfolgenden bezüchtigten Nummern betrachten wollte, doch in jenem Blatte kein anderer, als der oben angegebene Sinn und Tendenz zu finden ist, und daß diese Nr. 29 um so weniger anderst interpretirt werden kann, als die vorgängige Nr. 26 auch nur von Reformen auf gesetzlichem Wege spricht, und gleichfalls keine Provokation enthält, auf welche die Merkmale der Eingangs angegebenen Strafartikel anwendbar wären; daß demnach aus allem klar, bestimmt und entschieden hervorgeht, daß in dem vorliegenden Thatbestand das angeschuldigte Verbrechen nicht gegeben, und daß die in der Beschuldigung angegebenen Strafartikel keine Anwendbarkeit darauf zulassen. Nach Ansicht des Artikels 229 des Gesetzbuches über das Verfahren in Strafsachen."

„Aus diesen Gründen

mittelst Aufhebung der Leibverhafts-Ordonnanz des ersten Richters

vom 7. d. M. verordnet das k. Appellationsgericht, daß der genannte Dr. W. alsogleich in Freiheit gesetzt werden soll, wenn er nicht um anderer Ursachen willen in Verwahr ist.''

,,Also geschehen und geurtheilt zu Zweibrücken in dem Berathschlagungszimmer der Anklagekammer den 14. April 1832, wo zugegen waren: Böcking, Direktor; J. A. Molitor, Siegel, Ansmann, Hanauer, Räthe. Unterschrieben Böcking, Direktor; J. A. Molitor, Siegel, Ansmann, Hanauer, Faber.''

,,Gegenwärtiges ist von allen denen, die es angeht, alsbald in Vollzug zu setzen.''

,,Für gleichlautende, auf Begehren der Staatsbehörde ertheilte Ausfertigung — der Obergerichtschreiber unterzeichnet: Faber. *)''

---

*) Vorstehendes Urtheil ist natürlich ebenfalls ein genauer aktenmäßiger Auszug, sohin streng geschichtlich.

Zweiundzwanzigstes Hauptstück.

War schon das Urtheil des Appellationsgerichts in Landshut erhaben, so sollte jenes des Obergerichts in Zweibrücken solche Eigenschaft in noch höherem Maaße an sich tragen, und überhaupt eine Bedeutung erlangen, die ihm bleibend eine Stelle in der Geschichte einräumen wird. Um dieß zeigen, und die ausserordentliche Wirkung des großartigen Erkenntnisses anschaulich machen zu können, ist eine nähere Erläuterung desselben nothwendig.

Was Walderode am entschiedensten von wirklich civilisirter und humaner Staatsordnung forderte, was im Vertrauen auf fortschreitende Entwicklung des Menschengeschlechts einer seiner Lieblings-Gedanken blieb, war die Anerkennung des Grundsatzes:

„daß man auf dem Wege friedlicher Erörterung, durch das bloß geistige Mittel der Vernunftgründe, sohin der Belehrung oder Aufklä-

rung, und ohne Anwendung oder Forderung von Gewalt, das Recht haben müsse, alle nützlich oder nothwendig scheinenden Staats-Reformen, und wenn sie noch so tief dringen, wenn sie selbst das Prinzip der Staats-Verfassung berühren, und den geraden Gegensatz desselben enthalten würden, öffentlich in Anregung zu bringen."

„So lange ich nur auf dem geistigen Gebiete stehe, so lange ich bloß Ideen vortrage, welche ohne Anwendung von Gewalt durch ihre innere Macht zur Ueberzeugung der Volks-Mehrheit sich erheben, und im Laufe der Zeit sich geltend machen sollen, kann ich nicht strafbar sein, welcher Art, Sittlichkeit vorausgesetzt, jene Ideen nur immer sein mögen. Ausserdem würde man der Menschheit das Recht wie die Möglichkeit ihrer Entwicklung absprechen!"

In solchem Sinne hatte sich Walderode in der Voruntersuchung zu Zweibrücken erklärt, und den bemerkten Grundsatz überhaupt vielseitig vertheidiget. Letzterer war es nun, den das Appellationsgericht auf eine feierliche und gediegene, man möchte sagen begeisternde Weise sanktionirte. Es wurde demnach das Recht geheiliget, die radikale Umgestaltung Deutschlands öffentlich zu erörtern, und es wurde zugleich das Hauptmittel dazu, der Preßverein, für gesetzlich erlaubt erklärt. Jetzt war die von Walderode eingeführte Preßfreiheit in gesetzlicher und rechtlicher Weise gänzlich vollendet. Daß das Abdrucken aller Stellen, welche die Censur streichen möge, nicht bestraft werden könne, hatten die Richter Rheinbaierns gleichmäßig ausgesprochen. Die Regierung hätte also nur durch das Verbot der Versendung auf der Post noch stören können. Da aber der Preßverein ge-

richtlich für erlaubt erklärt wurde, und zur Zeit, wo dieß geschah, schon eine jährliche Einnahme von 10,000 fl. besaß, so war auch gegen eine solche Störung ein Schutzmittel gegeben. Wider die gewerbsmäßigen Buchdruckereien im Lande Gewalt zu brauchen, schien schwierig zu sein: anderntheils würde selbst dieß nichts genützt haben, weil man die Zeitschriften in Frankreich hätte drucken können: auf rechtlichem Wege konnte darum die thatsächlich eingeführte Preßfreiheit von der bairischen Regierung nicht mehr gestört werden.

Was die Persönlichkeit Walderode's betraf, so enthielt das Erkenntniß des Appellationsgerichts in Zweibrücken Bemerkungen, welche für einen ächten Förderer der Freiheit höchst schätzenswerth sein mußten. Der hochstehende Gerichtshof ertheilte dem Angeschuldigten zuvörderst ein merkwürdiges Zeugniß des Gemeinsinnes und der Bescheidenheit, indem durch das Urtheil gezeigt wird, wie bereitwillig derselbe zur Annahme von Belehrung und Verbesserung seiner eigenen Ideen gewesen sei, ja selbst um eine solche gebeten habe. Das vermeintliche „Schwanken in den Ansichten“ war wohl mehr die Erscheinung des Fortbildens gewisser Haupt-Grundsätze, wie es in der Geschichte öfters vorkommt: — denn Walderode blieb sich in allen wesentlichen Prinzipien stets gleich, und man konnte leicht nachweisen, daß sämmtliche Veränderungen in Einzelnheiten der Gang fortschreitender Entwicklung, Annäherung und Uebertritt zur Reife der Ideen waren; gleichwohl blieb er auch gegen jenen Ausspruch der hochstehenden Richter sehr dankbar. Große Genugthuung gewährten ihm die letztern vollends durch die Bestätigung der Thatsache, daß er von der Gegenwart keine große Erwartungen,

also keine phantastischen Hoffnungen hege, sondern den Endzweck der gründlichen Staatsreform Deutschlands den künftigen Generationen überlasse, demnach in die ferne Zukunft stelle.

Anbelangend den Tadel „zügelloser Schmähungen", so hielt sich nicht bloß Walderode für schuldfrei, sondern es geschah solches auch entschieden von Seite des Publikums. Wenn der Ton verschiedener Blätter gerügt wurde, hieß es häufig: „die „Rednerhalle" beobachtet doch den Anstand!" Niemals verirrte sich dieselbe zur Verunglimpfung der Person, nie zog sie diese oder das Privatleben in den Streit über Staatssachen. Selbst Feinde gestanden ihr Haltung und Würde zu. Walderode urtheilte hierüber später zwar selbst strenger, und würde bei der Herausgabe seiner gesammelten Schriften, wozu er einen Versuch machen wollte, kaum einem einzigen von den Aufsätzen jener Zeit die Aufnahme gestattet haben. — Allein im Kampfe selbst war dieß etwas anderes: dort gestand man die Verwerflichkeit des Tones, sohin die Gerechtigkeit eines deßfallsigen Tadels, nicht so bereitwillig zu, und verirrte sich vielmehr hin und wieder selbst zu einer gereizten Sprache. So schwer ist es in den Kämpfen sogar für die Verehrer feinerer Bildung, die edle und gemäßigte Haltung der Sprache zu behaupten! Alles dieß waren jedoch Nebensachen, und für das Streben der Zeit selbst war das Urtheil natürlich von der größten Wichtigkeit: Unbeschreiblich war deßhalb die Bestürzung, in welche namentlich die bairische Regierung dadurch gesetzt wurde.

Die steten Niederlagen in allen Angriffen, die sie auf gesetzlichem

Wege wider Walderode machte, untergruben schon an sich ihr Ansehen: als äusserst peinlich erschien aber vollends der neue Schlag, weil dadurch der Preßverein nothwendig bedeutend erweitert werden mußte. Gleichwohl wagte die Regierung es nicht, gegen jenes Urtheil das Rechtsmittel der Kassation einzulegen: — das Gewicht der Entscheidungsgründe ließ einen solchen Gedanken nicht aufkommen. Uebrigens wurde das Erkenntniß noch am nämlichen Tage, wo es dem Angeschuldigten zugestellt worden war, am 15. April 1832, sofort vollzogen, Walderode folglich in Freiheit gesetzt. Um damit eine gewisse Feierlichkeit zu verbinden, war im Gefängniß eine Deputation der Bürger von Zweibrücken erschienen. Diese ersuchte zunächst in einer Anrede den Freigesprochenen um fortgesetzte Vertheidigung der Volksrechte, und begleitete ihn alsdann achtungsvoll in das Haus, wo zu seinem Empfang der oberste Ausschuß des Preßvereins sich versammelt hatte. Von dort begab sich Walderode zu Pferde nach Homburg. Als er vor der Stadt anlangte, sah er die Bevölkerung derselben schon zu seiner Aufnahme herbeiströmen. Trunken vor Freude umgaben die Bürger ihren Freund, und begleiteten ihn unter unbeschreiblichem Jubel bis an seine Wohnung. Alle Einwohner, Männer wie Frauen, Greise wie Kinder, nahmen an dem feierlichen Zuge Antheil, und tief, ungemein tief war das Volk durch das bedeutende Ereigniß erschüttert. — —

Während aller erzählten Vorfälle in Rheinbaiern hatte das öffentliche Leben auch im benachbarten Baden einen noch größern Aufschwung gewonnen. Ausdauernder, als die bairische Kammer der Abgeordneten, bestand die Volksvertretung dieses Landes selbst unter der allmäligen

Entwicklung der Reaktion auf der Gewährung der Preßfreiheit. Die Regierung in Baden benahm sich ungleich gemäßigter, gegen die freisinnigen Ideen versöhnlicher und überhaupt wohlwollender, als andere Kabinete. Soweit es auf sie selbst ankam, würde sie die freie Erörterung, dem Begehren ihres gesammten Volkes gemäß, ohne Zweifel gerne bewilliget haben; allein es schien die Zustimmung des Bundes nicht zu erwarten zu sein. Als in dieser Beziehung wirklich Besorgnisse entstanden, suchten die badischen Deputirten in der öffentlichen Meinung des gesammten Deutschlands einen Stützpunkt zu erhalten, um ihrer Regierung Muth zuzusprechen, und überhaupt die Preßfreiheit sogar gegen allenfallsige Hindernisse von Seite der Bundesgewalt durchzusetzen. Auch der Verfasser der „Rednerhalle", welche damals noch in München erschien, war von den Häuptern der badischen Opposition angegangen worden, in jenem Sinne zu wirken, und er hatte der Aufforderung mit vielem Eifer entsprochen.

„Möge die badische Regierung," schrieb er unter andern, „auf ihr erleuchtetes kraftvolles Volk gestützt, ihre Unabhängigkeit behaupten und den ungesetzlichen Drohungen des deutschen Bundes muthvoll Trotz bieten. Auch ein kleines Land kann in dem gegenwärtigen Zeitpunkt durch Uebereinstimmung der Regierungsgrundsätze mit der öffentlichen Meinung eine bedeutende Rolle spielen. Wenn aber die badische Regierung die Bedeutung der Zeit gleichwohl nicht begreifen und die Kraft nicht besitzen sollte, gestützt auf ihr gutes Recht und die begeisterte Zustimmung ihres ehrenwerthen Volkes, den widerrechtlichen Anmaßungen des deutschen Bundes die Spitze zu bieten, so dürfen wir

doch der Deputirtenkammer in Karlsruhe vertrauen, daß sie die Regierung durch eine nachdrückliche Opposition in die Nothwendigkeit versetzen werde, dem einmüthigen Verlangen des Volkes nach Freiheit der Meinungen nachzugeben. Nicht bloß die Hoffnungen des badischen Volkes, nein! die Hoffnungen aller freisinnigen Deutschen beruhen auf der Versammlung der Volksrepräsentanten in Karlsruhe. Sie steht, diese erleuchtete Versammlung, auf der Höhe der neuen Zeit, sie hat sich dem Ruhme und der Ehre vermählt; sie kann, sie wird nicht wanken, sondern nöthigenfalls, wir hoffen es mit Zuversicht, von allen ihren formellen Rechten Gebrauch machen, um den Widerstand der Regierung gegen die Anforderungen der öffentlichen Meinung zu überwinden. So wollen wir dem trostlosen Gedanken, daß die Emancipation der Presse auch in Baden nur ein schöner, kurzer Traum gewesen, noch keinen Raum geben. Nein! wir wollen der Energie der Deputirtenkammer vertrauen, wir wollen ferner der beruhigenden Hoffnung uns ergeben, daß auch die würdige erste Kammer in Karlsruhe ihren Beschlüssen über Freiheit der Presse Nachdruck zu geben und, vereint mit der Volkskammer, die Zustimmung der Regierung zur Befreiung der Geister zu erringen wissen werde."

Die Regierung von Baden rechtfertigte übrigens in der That das in sie gesetzte Vertrauen, und es kam zwischen den Ständen und ihr die Vereinbarung über ein Preßgesetz mit verhältnißmäßiger Freiheit der Erörterung zu Stande. Nach dem Inhalt desselben schien das Verfahren der „Rednerhalle" nicht ohne Einfluß geblieben zu sein. An der Spitze des Gesetzes, verkündet am 28. Dezember 1831, stand näm-

lich zwar der Grundsatz vollkommner Preßfreiheit, und die beiden ersten Paragraphen lauteten demnach also:

„§. 1. Alle Censur der Druckschriften, welche im Großherzogthum herauskommen, oder verbreitet werden, ist aufgehoben."

„§. 2. Was in diesem Gesetz von Druckschriften verordnet ist, gilt von allen mittelst mechanischer Mittel, wie namentlich durch Steindruck, Kupferstich oder Holzschnitt, vervielfältigten Schriften oder Bildwerken."

Dagegen hieß es in den Sätzen 12 und 13:

„§. 12. Zeitungen und Zeitschriften, in so weit sie die Verfassung oder Verwaltung des deutschen Bundes, oder einzelner deutscher Bundesstaaten, ausser Baden, zum Gegenstand haben, und andere Schriften dieses Inhaltes, die nicht über zwanzig Bogen im Druck stark sind, sollen nur mit Vorwissen und auf vorgängige Genehmhaltung der Staatsbehörde, welche solche nur den nach den Bestimmungen der Paragraphen 18 bis 28 für strafbar zu achtenden Schriften oder Schriftstellen zu versagen hat, zum Drucke befördert werden."

„§. 13. Durch die erhaltene Druckerlaubniß werden Verfasser, Redakteur, Verleger und Drucker hinsichtlich des Inhalts der Schrift, auf den sich die Erlaubniß bezieht, von der Verantwortlichkeit frei."

Für alle Schriften, welche nicht bloß badische Angelegenheiten, sondern jene anderer Bundesländer oder allgemein deutsche oder den Bund selbst betrafen, war sohin die Einholung der Druck-Erlaubniß vorgeschrieben, oder mit andern Worten die Censur beibehalten. Indessen die Erlaubniß sollte nur solchen Artikeln versagt werden dürfen, deren Inhalt ein Strafgesetz übertrete, die Censur demnach nicht will-

kürlich ausgeübt werden, sondern bloß wirklichen Mißbrauch der Presse verhindern, nur strafbare Stellen zu unterdrücken berechtiget seien. Das war vollkommen die Theorie Walderode's, auf deren Grund er alle von der Censur gestrichenen Stellen abdrucken ließ. In den §§. 14 und 15 des badischen Preßgesetzes hieß es ferner, und zwar

„§. 14. Wird die Vorschrift des §. 12 umgangen, und darauf, in Folge einer von dem Bunde oder einem Bundesstaate erhobenen Beschwerde, der Inhalt der Schrift von den Gerichten strafbar gefunden, so verfällt der Schuldige neben der durch den Inhalt der Druckschrift verwirkten Strafe noch wegen des Umgehens der Vorschrift des §. 12 in eine Strafe von fünf bis fünfzig Gulden.“

„§. 15. Die im vorhergehenden Paragraphen gedrohte Geldstrafe kann bis zum doppelten erhöht werden, wenn die nachgesuchte Druckerlaubniß ausdrücklich versagt und darauf der Druck dennoch vorgenommen worden ist.“

Hier wird also ausdrücklich vorausgesetzt, daß man die Staatsbehörden in Baden mit Gesuchen um Ertheilung der Druck-Erlaubniß nicht sehr belästigen, vielmehr, wie Walderode, thatsächlich in den Besitz der Preßfreiheit sich setzen werde. Für diesen Fall war nun, in Erinnerung der Folgen der Unterlassung in Baiern, wohl eine Strafe ausdrücklich angedroht; allein nur unter der Voraussetzung, daß der Inhalt der Schrift strafbar sei. Das Preßgesetz hatte also aus Rücksichten gegen den Bund die Censur in gewissen Fällen beibehalten, doch thatsächlich die Freiheit der Erörterung mit Schutz-Maaßregeln gegen

den Mißbrauch zugelassen. Hierin lag nun auf das genaueste das gesammte, bisher durchgeführte System der „Rednerhalle".

Trotz der formellen Beibehaltung der Censur in deutschen Angelegenheiten ausserhalb Badens, wirkte das Preßgesetz vom 28. Dez. 1831 äusserst wohlthätig im liberalen Sinne, und die Haltung des badischen Volkes wurde eben so regsam, als würdig. Zur Pflege und weitern Entwicklung dieses schönen Geistes, und zur allmäligen Einwirkung auf das Gesammt-Deutschland wurde, unter Leitung der berühmtesten Volksvertreter in Baden, namentlich Rotteck's und Welker's eine Zeitschrift in Freiburg gegründet: der „Freisinnige", welche alsbald eine ausserordentliche Verbreitung erhielt. Unter solchen Umständen wurde das Streben in Rheinbaiern durch das erwachte öffentliche Leben in Baden mächtig unterstützt, und Süddeutschland schien, trotz der Reaktion, von Neuem auf der Bahn konstitutioneller Freiheit vorzuschreiten.

Unter solchen Umständen erschien im Mai 1832 von Neustadt an der Haardt aus die Einladung zu einem großen politischen Feste, welches auf der nahen Schloß-Ruine Hambach am Jahrestag der bairischen Verfassungs-Urkunde (27. Mai) gefeiert werden sollte. Diese Idee, von Dr. Siebenpfeifer ausgegangen, war dem Charakter der Zeit vollkommen entsprechend. Nationalfeste sind die Frucht der Freiheit, und da ein großer Theil des deutschen Volkes damals nach der letztern strebte, so war es ganz am Ort, eine großartige, erhebende Feierlichkeit zu veranstalten. Für das zersplitterte Deutschland, welchem man thatsächlich die Einheit so hartnäckig vorenthielt, mußte ein allgemeines

Nationalfest, zu welchem sich Theilnehmer aus sämmtlichen einzelnen Landschaften oder Provinzen einfänden, von ganz besonderem Nutzen sein. Man schien hier wenigstens einen geistigen Vereinigungspunkt des Gesammtvolkes zu vermitteln, die hervorstehenden Männer der einzelnen Landestheile einander zu nähern, und durch die Anknüpfung freundschaftlicher Verhältnisse unter ihnen Gleichmäßigkeit des Strebens einzuleiten, mit einem Worte durch Einigung der Geister auch der einstigen staatlichen Einheit Deutschlands vorzuarbeiten.

Der Aufruf aus Neustadt fand auch in der That großen Anklang, und von vielen Gegenden Deutschlands schickte man sich an, dem Feste beizuwohnen. Am Abend des 26. und am Morgen des 27. Mai zogen denn zahlreiche Schaaren festlich gekleideter Personen zu Wagen, zu Pferd oder zu Fuß dem freundlichen Städtchen Neustadt zu. Die Wagen, immer mehr zu großen Massen sich anhäufend, waren geschmackvoll mit Laub und Blumen verziert, und trugen heitere, glückliche Reisende. Allenthalben erscholl aus ihnen ein fröhlicher Gesang, und zwar immer mit politischer Beziehung, im Sinne der Freiheit und Vaterlandsliebe. Am Festtage selbst ordnete sich früh um 9 Uhr die unermeßliche Menge der Gäste zu dem geordneten Zug nach der Burg-Ruine, 1½ Stunden von Neustadt. Hiebei wurde ein Umstand bemerkbar, welcher die eigentliche Bedeutung der Feierlichkeit ungemein scharf bezeichnete: alle Theilnehmer trugen nämlich in Bändern oder Kokarden die deutschen Farben. Diese waren zur Zeit der Reichseinheit **Gelb und Roth***);

---

*) Die Reichsfahne, welche in dem Aufstand zu Rufach gegen Kaiser Heinrich den

indessen die Burschenschaften der Universitäten hatten, ich weiß nicht warum, noch Schwarz beigefügt, und seitdem war man gewöhnt, besagte drei Farben als das allgemein deutsche Nationalzeichen anzusehen. Mit geringen Ausnahmen trugen nun sämmtliche Gäste des Festes jenes Abzeichen, und solches war geschehen, ohne daß eine Aufforderung dazu erlassen, oder eine Verabredung getroffen worden wäre. So wurde es denn bestimmt ausgedrückt, daß Jedermann die Beförderung der deutschen Reichseinheit als den Sinn des Festes ansehe. Als sich der unübersehbare festliche Zug in Bewegung gesetzt hatte, den gesammten Landrath der Rheinpfalz an der Spitze, wehte ihm auch die schwarz-rothgoldene Fahne voran. Später nahm dieselbe ihren Platz auf den Trümmern der alten Feste, und wie sie dort majestätisch in das reiche Land hinabschaute, so erregte sie in dem noch unten wallenden Festzug bald begeisterten Jubel, bald die tiefern Empfindungen wehmüthiger Sehnsucht. War sie das Sinnbild, daß über den Trümmern der alten ehrwürdigen Reichsverfassung der Deutschen eine neue noch edlere sich aufbauen werde?

Walderode befand sich zurückgezogen am Ende des Festzugs, seiner Gewohnheit nach, der Beobachtung und stillen Beschaulichkeit nachhängend. Da er sehr ungern öffentlich auftrat, und, wo die Nothwendigkeit es erheischte, stets mit bedeutendem innern Widerstreben zu kämpfen hatte, so wünschte er sich für die ganze Dauer des Festes un-

---

Fünften von den Bürgern erbeutet wurde, war nach dem Berichte der alten Chronisten gelb und roth.

beachtete Verborgenheit. Er pflegte ohnehin nur bei sehr feierlichen Gelegenheiten zu sprechen, und wenn diese gegenwärtig auch gegeben war, so gab es gleichwohl Redner genug, um nach der allgemeinen Volksstimmung für die Freiheit das Wort zu nehmen. Lange blieb unser Freund deßhalb unentschlüssig, ob er im Laufe des Festes die Rednerbühne betreten wolle, bis ihn endlich ein besonderer Umstand dazu bewog. Schon seit längerer Zeit hatte er nämlich mit Verdruß bemerkt, daß die Anmaßungen der französischen Blätter in Beziehung auf die Grenzen zwischen Frankreich und Deutschland immer größer wurden. Während seines Aufenthaltes in Rheinbaiern konnte er dagegen die Wirkung der französischen Presse auf die Grenzländer durch eigene Anschauung beobachten, und hier zeigte sich, daß nicht nur die französische Bevölkerung der Nachbarschaft den Rhein als die Grenze Frankreichs ansprach, sondern selbst ein Theil der Deutschen in Rheinbaiern französisch zu werden wünschte. Es gab im Lande gewiß überall ächte Deutsche, mit entschiedener Liebe zu ihrer Nationalität; allein daß wirklich eine hartnäckige französische Partei vorhanden sei, blieb leider nicht minder gewiß. Die nationale Richtung war nun bei Walderode noch viel schärfer ausgeprägt, als jene der Freiheit, und er würde bei einem Zwiespalt der Pflichten keinen Augenblick Anstand genommen haben, die letztere den nationalen Zwecken unterzuordnen. Mit Nachdruck hatte er in der „Rednerhalle“ erklärt, lieber alle innere Opposition aufzugeben, als nur einen Fuß breit Land vom deutschen Reich abtrennen zu sehen. Da Vernunftgründe auf die Wortführer des französischen Volkes in dieser Beziehung nichts zu wirken vermochten, deren

Forderung der Verstümmlung Deutschlands vielmehr regelmäßig wiederkehrte und zur wahren Leidenschaft der französischen Nation selbst sich erhob, so hielt Walderode, bei Gelegenheit des deutschen Nationalfestes, eine recht feierliche Einsprache für heilsam. Die Franzosen hegten von diesem Feste große Erwartungen, in Paris selbst war, zur Theilnahme im Geiste, am nämlichen Tage eine Feierlichkeit unter dem Vorsitz Lafayette's veranstaltet worden: nichts konnte ihnen also empfindlicher sein, als gerade bei dem deutschen Nationalfest energische Protestationen wider ihre ungerechten Vergrößerungspläne zu vernehmen. Walderode war überzeugt, daß kein Deutscher es wagen würde, den französischen Anmaßungen das Wort zu reden, daß daher seine Protestation in Ermangelung des Widerspruches als die Gesinnung der Versammlung selbst erscheinen, sonach in Frankreich bedeutend abkühlend wirken werde. Aus solchen Beweggründen bestieg denn auch er die Rednerbühne, nachdem schon mehrere Vorträge gehalten worden waren.

„Die deutschen Patrioten," sprach er unter andern, „dürfen auf die Hülfe Frankreichs nicht allein keine Hoffnung setzen, sondern sie müssen auch die Pläne Frankreichs aufmerksam beobachten, vor allem aber in ihr politisches Glaubensbekenntniß den Satz aufnehmen: Selbst die Freiheit darf auf Kosten der Integrität unseres Gebietes nicht erkauft werden; der Kampf um unser Vaterland und unsere Freiheit muß ohne fremde Einmischung durch unsere eigene Kraft von innen heraus geführt werden, und die Patrioten müssen in dem Augenblicke, wo fremde Einmischung statt findet, die innere Opposition sus-

pendiren und das Gesammtvolk gegen den äussern Feind zu den Waffen rufen."

Als Walderode auf der Tribüne erschienen war, theilte sich der Name des neuen Redners flüsternd der ungeheuern Versammlung mit, und, die Häupter entblößend, brach dieselbe in einen allgemeinen, begrüssenden Zuruf aus. Jetzt zeigte sich, wie wenig unser Freund für prunkhaftes Auftreten geschaffen sei. Eine solche öffentliche Achtungsbezeigung erregte ihm, statt Stolz, ein unnennbares, peinliches Gefühl der Beschämung und er wünschte sich weit weg in die verborgenste Einsamkeit. Indessen dem Zwecke seiner Rede war der Vorfall sehr günstig: denn die Protestation wider auswärtige Eroberungssucht machte in Erwägung einer so großen Popularität noch mächtigere Wirkung. Als dem Redner vollends von einem Abgeordneten verschiedener Bürger in Frankfurt am Main ein Schwert als Ehrengeschenk öffentlich überreicht wurde, schien der Eindruck seiner Erklärungen noch überwältigender zu sein. Es widersprach denselben an jenem Tage wirklich kein Deutscher, und nur eine Rede in französischer Sprache wurde ohne besondere Wirkung Nachmittags dagegen vernommen. Im Geheimen war dagegen der Haß der französischen Partei in Rheinbaiern wider Walderode heftig hervorgebrochen, und man versuchte eine Protestation des ganzen Landes gegen seine Rede zu veranlassen. Doch die seltsame Bemühung entbehrte jedes Erfolgs, und die Anklage des Redners einer spätern Volksversammlung, daß Walderode ein geheimer Spion der bairischen Regierung sei, erschien der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung theils als Fanatismus, theils als eine Lächerlichkeit.

Wer von der Versammlung in Hambach andere Erwartungen gehegt hatte, als Freudensbezeigungen über den erstehenden Freiheitssinn der Deutschen, als frohe Ergötzlichkeiten, verbunden mit freundlichem Verkehr der Bewohner entfernter Gegenden zu den Eingangs angegebenen Zwecken, der mußte sich freilich sehr getäuscht fühlen. Der ganze Ausdruck des Festes, die zahlreiche Theilnahme der Frauen, die Fröhlichkeit und die gesammte Haltung der Gäste zeigten jene Tendenzen an. Genauere Bekanntschaft mit dem Geiste und den Wünschen des Volkes überzeugte hingegen noch mehr, daß der Versammlung kein anderes Ziel vorschweben konnte. Gleichwohl hegte ein Theil der Gäste wesentlich abweichende Hoffnungen, und dieser beklagte sich nun freilich bitter über das Ergebniß des Festes. Dessenungeachtet blieb die Wirkung des letztern auf das Gesammt-Deutschland bedeutend, und man erkannte dieß sowohl aus dem Wachsthum des Preßvereins, als aus der Wirksamkeit der badischen Zeitschriften. Walderode hatte das Wiedererscheinen der „Rednerhalle“, welche in Folge seiner Verhaftung und der gewaltsamen Entfernung des zweiten Redakteurs aus Rheinbaiern eingegangen war, bereits wieder angekündiget. Für das erste mußte er sich jedoch einem andern Geschäfte unterziehen, da man ihm die Beschreibung des Nationalfestes auftrug. Während dieser Arbeit deuteten verschiedene Erscheinungen an, daß die bairische Regierung entschlossen sei, wider die rheinpfälzische Opposition, die sie auf dem Wege des Rechts nie zu überwinden vermochte, geradezu Gewalt zu gebrauchen. Zuvörderst wurde die Anklage-Kammer des Appellationsgerichts in Zweibrücken, welche das oben eingerückte Urtheil gefällt hatte, gänzlich zersprengt.

Ein Rath ward in den Ruhestand, ein zweiter in gleicher Eigenschaft nach Bamberg, ein dritter, mittelst Beförderung zum Oberappellationsgerichtsrath, nach München versetzt. Da man nun Hoffnung schöpfte, einen willfährigern Gerichts-Senat zu erhalten, so wurde nicht nur gegen Walderode, sondern noch gegen mehrere andere Oppositions-Mitglieder theils die Anklage der Aufforderung zum Aufruhr, theils jene der Bildung eines Komplottes zum Umsturz der Regierung erhoben. Den Anträgen der letztern gemäß ordnete das Obergericht über die Reden des Hambacher Festes und über die Bewegung in Rheinbaiern überhaupt nun wirklich eine allgemeine Untersuchung an, und beauftragte mit deren Leitung einen Rath aus seiner Mitte. Eine Masse von Verhaftungen ward nun verfügt; doch wiederum war es die Person Walderode's, der man sich zuerst zu bemächtigen suchte. Während dieser noch in Neustadt zur Ausarbeitung der Festbeschreibung verweilte, erschienen schon vier Gensdarmen in seiner Wohnung zu Homburg, um die Verhaftung vorzunehmen. Die Sache wurde auch auswärts ruchbar, und man las bald in der Speierer Zeitung, daß Walderode sich über die Grenze nach Frankreich geflüchtet habe. Es ist eigenthümlich, daß die Rheinbaiern niemals von Verfolgungen der Staatsgewalt hören konnten, ohne sogleich von Flucht zu sprechen: beide Dinge mußten sie nothwendig als unzertrennlich ansehen; allein der Verfasser der „Rednerhalle" verachtete die Muthlosigkeit zu sehr, und sah auch zu klar, daß seiner Verzagung eine allgemeine Flucht der Angeschuldigten und überhaupt ein schmähliches Ende der Opposition folgen würde: er wies darum in der Speierer Zeitung die dort ausgesprochene

Vermuthung oder Zumuthung mit Unwillen zurück, und erklärte, daß er sofort die Reise nach Zweibrücken antreten, sohin selbst bei Gericht erscheinen werde. Bei seiner Ankunft in Homburg wollte er nur einen halben Tag verweilen, um von einem angestrengten Ritte etwas auszuruhen. Gleichwohl zeigte man auf die Nachricht seiner Gegenwart die ängstlichste Hast zur Vollziehung des Verhaft-Befehles, und es wurden nicht nur zwei Schwadronen Cheveauxlegers, sondern auch eine Kompagnie Infanterie zu dem Ende von Zweibrücken nach Homburg beordert. Bei gegenwärtiger Gelegenheit war die Verfolgung ungleich gefährlicher als früher. Als die Hambacher Rede Walderode's in München bekannt wurde, schrieben gewisse Zeitungen, daß nun das Schwert der Gerechtigkeit über seinem Haupte schwebe, und mancherlei Gerüchte knüpften sich daran. Die Ruhe, mit der diese Drohungen aufgenommen wurden, bestimmte auch die entschlossenern Männern der Pfalz zu der Erklärung, daß Niemand, ohne Schimpf, der Verfolgung durch Flucht sich entziehen könne. Auf die Verhaftung Walderode's, welche durch die bemerkte Waffenmacht vollzogen worden war, folgten daher, nur unter geringerem Geräusch, viele andere und die Gefängnisse füllten sich ziemlich an. Die Hauptbeklagten wurden bald in jenes zu Zweibrücken gebracht, und hier die Untersuchung mit Eifer geführt. Zugleich hatte die Staatsregierung die militärische Besetzung Rheinbaierns, unter Begleitung eines besondern Hof-Kommissärs, angeordnet. Als ferner auch die Untersuchung, mit der vorläufigen Haft der Beschuldigten, sich in die Länge zog, trat in der Gesinnung der Rheinpfälzer plötzlich wieder ein auffallender Wechsel ein. Die obersten Leiter des

Preßvereins ergriffen die Flucht, und verschiedene Bürger, welche wegen ihrer heroischen Opposition zur Rede gestellt wurden, legten sich auf das Läugnen, und waren plötzlich wieder die harmlosesten Leute. Während Walderode in Neustadt an dem Sammeln und Ordnen des Stoffes zur Festbeschreibung arbeitete, brachten ihm viele Bürger geschriebene Reden, die sie in Hambach gehalten haben, und in die Beschreibung der Feierlichkeit aufgenommen wissen wollten. Verlangte man eine Bescheinigung über die Richtigkeit des Vortrags, oder sprach man sich über die Unmöglichkeit aus, auch alle geringfügigern Reden aufzunehmen, so beschwerten sich deren angeblichen Verfasser sehr bitter darüber.

„Soll wieder eine neue Aristokratie gebildet werden," hieß es. „Will man die patriotischen Erklärungen der Bürger gering achten und zurückweisen? Das wollen wir uns verbitten; wir stehen im Kampf auf Tod und Leben, wir wollen nicht weichen, die Regierung soll sehen, wen sie vor sich hat!"

Als aber der Schaden beschaut wurde, lautete die Sprache der mannhaften Streiter etwas anders.

„Was? Ich soll eine Rede in Hambach gehalten haben?" erwiederte man öfter dem Untersuchungsrichter. „Ich war gar nicht in Hambach!"

So wurden denn einige Reden förmlich abgeläugnet, welche in die Festbeschreibung aufgenommen worden waren. Auch im Punkte der Feigheit verhielt es sich in der Rheinpfalz, wie mit dem Franzosenthum. Es gab dort gewiß viele ehrenwerthe Männer, voll von Muth

und Ausdauer bis auf die heutige Stunde, doch auch eine Masse von bedauerlichen Wetterfahnen. Das Abläugnen der Reden, bei feierlicher Volksversammlung und so prunkhaft verkündet, war namentlich eine wahre Schmach. Für Walderode, als Festbeschreiber, mußte ein solches Verfahren besonders unangenehm sein, weniger darum, weil er als Herausgeber jener Schrift nun auch für den Inhalt der abgeläugneten, doch aufgenommenen Reden verantwortlich wurde, sondern darum, weil die Beschreibung der Feierlichkeit nicht mehr als ein Aktenstück, sondern als willkürliche Erfindung erschien. Auch bei anerkannten Vorträgen wollten Einzelne diese oder jene Stelle anders gehalten haben, während sie doch genau nach den eigenen Handschriften der Verfasser abgedruckt worden waren. Hiernächst kamen im Laufe der Untersuchungen noch andere Bestrebungen zum Vorschein, der gesammten Gährung den geraden Gegensatz ihres wahren Charakters unterzuschieben. Walderode fühlte sich durch alle diese Tendenzen äusserst verletzt, und er sprach sich deßhalb gerade in der Untersuchung noch viel entschiedener aus, als in seinen vorangegangenen Reden und Aufsätzen. Nichts desto weniger wurden unter dem Publikum die gehässigsten Gerüchte wider ihn verbreitet: „er habe abgebeten, seine Mitbeschuldigten denuncirt" u. s. w. Bereits ein halbes Jahr hatte die Untersuchungshaft gedauert, und je länger sie sich fortsetzte, desto mehr verbreitete sich unter dem Volke Erbitterung wider den Hauptbeschuldigten. Dieß war so sehr der Fall, daß Walderode, mit Ausnahme der Bürger in Homburg und besonderer Freunde in einigen andern Orten, von dem Volk nun eben so gehaßt, wie früher gepriesen wurde.

Nach einjähriger Verhaftung erging endlich das Urtheil der neu gebildeten Anklage-Kammer, und dieses sprach nicht die Freilassung, sondern die Versetzung der Hauptbeschuldigten in den Anklagestand aus. Gegen zehn derselben wurden vor die Assisen gestellt. Der Ort der letztern war immer der Sitz des Appellationsgerichts, sohin die Stadt Zweibrücken gewesen. Im vorliegenden Fall fürchtete man dagegen die Eindrücke der öffentlichen Verhandlung, trotz der allgemeinen Entmuthigung, so sehr, daß die Festung Landau zur Abhaltung der Assisen-Sitzung bestimmt wurde. Nachdem man die Angeklagten, so nicht entflohen waren, unter starker militärischer Begleitung nach Landau gebracht hatte, fand dort die Eröffnung der öffentlichen Verhandlungen Ende Juli 1833 statt.

Bei den ersten Verhandlungen machte sich in Folge der Einschüchterung noch eine gedrückte Stimmung der Volkspartei bemerkbar, und ihr entsprach auch das Vertheidigungs-System, welches die Rechtsanwälte mehrerer Angeklagter gemeinsam beschlossen hatten. Dasselbe beruhte auf einer künstlichen Interpretation der inkriminirten Aufsätze oder Reden, um zu beweisen, daß man keine radikale Umgestaltung Deutschlands beabsichtiget habe. Zugleich suchte man von Seite jener Anwälte durch Ausübung des Zurückweisungs-Rechts die gefürchtetsten Gegner von der Geschwornenliste zu entfernen. Wie andere freiere Einrichtungen, war auch das Institut der Jury in der französischen Gesetzgebung von Reaktionsperioden so sehr verstümmelt worden, daß die Regierung allein das Recht zur Ernennung der Geschwornen hatte. Der Präfekt eines Departements, in der Rheinpfalz der Regierungs-Präsident,

wählte 24 Kandidaten, und theilte die Liste derselben dem Assisenhof mit. Von diesen konnte der Angeklagte sechs und der Ankläger oder Staatsanwalt sechs verwerfen; die übrigen zwölf waren die Geschwornen. Im vorliegenden Fall wurden nun nicht bloß sehr viele Verwaltungsbeamte als abhängige Werkzeuge der Regierung auf die Geschwornenliste gesetzt, sondern auch als bürgerliche Kandidaten nur solche Männer mühsam und sorgfältig ausgesucht, welche der entschiedenen Opposition abgeneigt zu sein schienen. Alle diese Anstalten, und überhaupt das ganze Vertheidigungs-System der Rechtsanwälte, betrachtete Walderode heimlich mit stillem Lächeln. Er selbst hatte sich von der Beredtsamkeit andere Begriffe gebildet, als es gewöhnlich war: — er glaubte, daß ein wirklicher Redner, bei Gerechtigkeit seiner Sache, unumschränkt über den Willen der Zuhörer herrschen, dieselben wie im Sturme forttragen, auch die Gegner und Widersträubenden wenigstens vorübergehend zu seiner Überzeugung bestimmen müsse. Absichtlich hatte er darum den Vertheidiger, welchen er gesetzlich haben mußte, nicht aus dem Stande der Advokaten gewählt, vorsätzlich nicht einen einzigen Kandidaten der Geschwornenliste abgelehnt. Man hegte über dieses Verfahren von Seite der Volkspartei Besorgnisse: man klammerte sich in den ersten Tagen um so heftiger an das Vertheidigungs-System der Advokaten an .... man verrieth fortwährend eine gedrückte Stimmung. Und wie zerstäubte dieß alles vor der Macht der Beredsamkeit?

Drei Mal nahm Walderode im Laufe der Verhandlungen das Wort. Zuerst zu dem Ende, um durch den Vortrag eines früher inkriminirten, durch das unabhängige Appellationsgericht zu Zweibrücken

für schuldfrei erklärten Aufsatzes zu beweisen, wie offenbar ungegründet die Anklage sei. Jener Aufsatz war nämlich ungleich schärfer, als alle, weßwegen man gegenwärtig die Anklage erkannt hatte. Als sich Walderode erhob, durchliefen schon die Zeichen gespannter Erwartung die gedrängte Masse der Zuhörer; als sein Ausdruck allmälig lebendiger ward und alsdann zu wirklicher Begeisterung emporstieg, durchzuckten ihre Strahlen die Herzen der Zuhörer, und entflammten dieselben von Neuem für Freiheit und Vaterland. Völlig umgewandelt war die Stimmung der Versammlung, hastig verließ ein Theil der Zuhörer den Saal, um weiter zu verkünden, was er vernommen, auch auswärts verbreitete sich der Eindruck, und in der kurzen Zeit eines Tages waren die Gemüther zur Empfänglichkeit für die folgenden Erschütterungen vorbereitet. So unermeßlich war die Wirkung, daß am Anfang der nächsten Sitzung der Generalprokurator sich erhob, und gegen den Vortrag weiterer Aufsätze eifrig protestirte. Zum zweiten Mal nahm Walderode am 3. August 1833 das Wort in Folge einer unerwarteten Frage des Assisen-Präsidenten. Diese Rede war improvisirt, ergriff Zuhörer, Geschworne, Richter und Angeklagte jedoch mit einer solchen Macht, daß auf der einen Seite freudige oder staunende Ueberraschung, auf der andern hingegen Bestürzung im Antlitz sich malte, ja die übrigen Angeklagten sogar ihr künstliches Vertheidigungs-System vergaßen, und mit Begeisterung im Sinne des ersten Redners sich erklärten. Endlich kam am 7. und 8. August die Vertheidigungsrede Walderode's selbst. Man hatte ihr mit gespannter Erwartung entgegen gesehen: der Saal füllte sich mit so vielen Zuhörern als er zu fassen vermochte, und

sogar auf dem Raume oberhalb desselben waren noch Oeffnungen angebracht worden, um den Vortrag zu vernehmen. Zwei Stunden sprach der Redner am 7. und sechs Stunden am 8. August; als er schloß, brach der Jubel des Beifalls, troß des Verbotes der Gesetze, unaufhaltsam hervor, und als die Angeklagten, unter Kavallerie-Bedeckung, wie gewöhnlich, vom Assisen-Saal in ihr Gefängniß zurückfuhren, umgab das Volk in dichten Schaaren die Wagen, und warf in jenen des Redners Kränze und Blumen.

Noch acht Tage dauerten die Verhandlungen; indessen die Vorträge Walderode's hatten schon lange über den Ausgang unwiderruflich entschieden: auch die gleichgültigen oder feindlich gesinnten Geschwornen waren erschüttert und im Innersten ihres Gemüthes umgewandelt. Als man bei der Hauptrede ihre Thränen fliessen sah, als man wahrnahm, wie auch die Richter und andere große Würdeträger die Rührung nur mühsam beherrschten, schwebte über das End-Urtheil kein Zweifel mehr. Am Vormittag des 16. August traten die Geschwornen nach dem unparteiischen und würdevollem Resumé des Assisen-Präsidenten, welcher die Verhandlungen überhaupt mit großer Auszeichnung geleitet hatte, in ihr Berathungszimmer. Gegen 6 Stunden waren sie dort schon versammelt, als sie endlich feierlich in den Sitzungs-Saal zurückkamen, um den Ausspruch ihres Gewissens zu verkünden. Während dieß geschah, befanden sich die Angeklagten in einem Seitenzimmer, von welchem aus man die Thüre des Sitzungs-Saales sehen konnte. Letzterer war in einem Gasthause der Stadt gewählt worden, und befand sich in einem Hintergebäude, an einen geschlossenen Hof an=

grenzend. Hier waren schon mehrere Wagen bespannt, um nach Verkündung des Urtheils dasselbe in entferntere Gegenden des Landes zu tragen. Nach dem Eintritt der Geschwornen in den Assisen-Saal herrschte einige Zeit lang die tiefste Stille; dann erfolgte auf einmal ein Brausen wie bei Sturmeswehen: die Thürflügel des Saales öffneten sich mit Heftigkeit, und mit hocherröthetem Antlitz, dem Strome der Freudenthränen frei den Lauf lassend, stürzte die ungeheure Masse der Zuhörer hervor.

Frei, frei, frei!

erscholl ihr tausendstimmiger Ausruf, und nun bot sich ein Schauspiel dar, welches man wohl selten im Leben sieht. Ungewiß, wie man die Freude ausdrücken sollte, von Gefühlen durchdrungen, die nicht nach Worten trachteten, sondern nur in Schluchzen sich Luft zu machen suchten, schlossen sich die Zuhörer gegenseitig in die Arme, und weinten laut. Alles dieß erblickten die Angeklagten von den Fenstern ihres Zimmers aus. Während die bespannten Wagen dem Gasthause enteilten, um das ganze Land in Jubel zu versetzen, wurden die Beschuldigten in den Sitzungs-Saal zurückgeleitet, und hier vernahmen sie denn amtlich das feierliche Gottes-Urtheil (Volkesstimme, Gottesstimme!):

„Nein, die Angeklagten sind nicht schuldig!“

Dreiundzwanzigstes Hauptstück.

Nach der Verkündung des Urtheils wurden einige Beschuldigte sogleich in Freiheit gesetzt, Walderode mit mehrerern andern dagegen in Gefangenschaft zurückbehalten. Der General-Prokurator hatte sich nämlich für den Fall der Freisprechung dieser Angeklagten durch die Geschwornen, deren Verfolgung auf zuchtpolizeilichem Wege vorbehalten. Sein deßfallsiger Antrag war den klarsten Gesetzen des Rheinkreises zuwider, weil hiernach über eine und dieselbe Beschuldigung nicht zwei Mal gerichtet werden darf (nach der Rechtssprache: non bis in idem); allein die Heiligkeit des Gesetzes ward schon lange nicht mehr beachtet. So kehrte denn Walderode zunächst in das Gefängniß zu Landau, nach einigen Tagen hingegen in jenes von Zweibrücken zurück. Bald nachher stand er vor dem Bezirksgericht daselbst, um den zuchtpolizeigerichtlichen Ausspruch zu vernehmen. In dieser Beziehung

stützte sich die Verfolgung auf angebliche Beleidigungen von Staats-beamten, und nahm die Anwendung eines Artikels des Strafgesetz-buches in Anspruch, welcher eine Gefängniß-Strafe von einem Monat bis zu zwei Jahren androhte. Derselbe sprach jedoch bloß von der Be-schimpfung eines Beamten in dem Augenblick der Dienst-Ausübung, und setzte voraus, daß der Beleidiger dem Beleidigten persönlich gegen-über stand. Davon war im gegebenen Fall durchaus nicht die Rede, und jener Artikel daher offenbar nicht anwendbar; indessen die Regie-rung hatte aus Verlegenheit nach ihm gegriffen, weil sich im Straf-gesetzbuch durchaus keine Bestimmungen über Preßvergehen vorfanden. Als die Staatsprokuratur im Jahre 1831 zum ersten Mal den besag-ten Artikel angewendet wissen wollte, hatte das Bezirksgericht in Zwei-brücken in einem sehr gründlichen Erkenntnisse gezeigt, daß derselbe auf Preßvergehen durchaus nicht anwendbar sei. Gegenwärtig lag nun ganz der gleiche Fall vor: der Angeschuldigte stand ferner vor dem nämlichen Gerichtspräsidenten, welcher diesen Ausspruch verkündet hatte; gleich-wohl hörte Walderode aus dem Munde des nämlichen Richters nicht nur seine Verurtheilung, sondern sogar die Verurtheilung zum Maxi-mum der Strafe, sohin zu zweijährigem Gefängniß.

Der Ausspruch war sowohl in formeller (non bis in idem), als in materieller Hinsicht gesetzlich unhaltbar, erhielt jedoch, wie voraus zu-sehen war, die Bestätigung des Appellationsgerichts. Nachdem Walde-rode zweiundzwanzig Monate in der Untersuchungs-Haft sich befunden hatte (ein Umstand, der bei Ausmessung der Strafe ebenfalls unbe-

rücksichtiget blieb) wurde er unter Begleitung eines Gensdarmerie-Offiziers am 23. April 1834 in das Centralgefängniß zu Kaiserslautern abgeführt.

Endlich war es der bairischen Regierung also gelungen, an ihrem gefürchteten Widersacher sich zu rächen, und sie that es im vollsten Maaße. Nach der Strafgesetzgebung der bairischen Landestheile am rechten Rheinufer werden wissenschaftlich-gebildete Personen bei Verurtheilungen in die Festungen gebracht, und bleiben von herabwürdigender Arbeit frei. Diese Bestimmung war ein schöner Sieg der Humanität, und wird ihrem Urheber, Feuerbach, bleibenden Ruhm erwerben: denn es ist unmenschlich, nicht darauf Rücksicht zu nehmen, daß das gebildetere Gefühl unter Zuchthaus-Arbeiten tausendfach mehr leidet, als gewöhnliche Menschen, daß diese Art von Rechtsgleichheit darum die schreiendste Ungleichheit ist, und jenem Bette gleicht, wo der kürzere ausgedehnt und der längere abgeschnitten wird. Die französische Gesetzgebung hatte keinen Sinn für Gebote höherer Humanität, sie kannte die menschlich-schöne Bestimmung des bairischen Strafgesetzbuches nicht, sondern zwingt bei Verurtheilungen auch den Gelehrten und höher Gebildeten zu gleicher Zuchthaus-Arbeit mit jedem Andern. Mit unendlicher Freude wandte nun die bairische Regierung diese Grausamkeit eines uncivilisirten Gesetzbuches auf Walderode und einen Schicksalsgenossen desselben an. Man forderte von ihnen Handarbeit, weil eine solche Herabwürdigung unnennbare Wunden schlagen mußte. Walderode fühlte die Kraft in sich, eher im langsamen Tod hinzusterben, als einer Herabwürdigung sich zu unterziehen; ein gewisses

feines Gefühl erklärte auch jene Arbeit als seiner unwürdig, und sein stolzer Geist wollte ihr schon entschieden sich widersetzen; indessen er hatte erst vor den Assisen zu Landau von der Möglichkeit gesprochen, daß in freien Staaten die Handarbeit selbst mit gelehrter Bildung sich vereinbaren lassen werde. Eine Verweigerung derselben im Strafgefängnisse schien demnach ein Widerspruch mit seinen eigenen Grundsätzen zu sein, und nur dieser Umstand, nicht die Furcht vor Gewalt war die Ursache, daß er die widersträubenden Gefühle, nicht ohne Aufwand von Kraft, niederkämpfte, und der ihm vorgeschlagenen Arbeit willig sich unterzog.

Kurz vor der Versetzung unsres Freundes in das Centralgefängniß stiegen die Verfolgungen der Regierung gegen die Volkspartei so sehr, daß sogar die Familie Walderode's in Homburg nicht mehr sicher zu sein schien, sondern nach der Anordnung ihres Hauptes die kleine Stadt Weissenburg im Elsaß zu ihrem Aufenthalt wählte. Bisher hatte der Gefangene zuweilen doch die Freude gehabt, Gemahlin und Kinder zu sehen; jetzt hingegen mußte er für mehrere, nach Umständen wohl gar für viele Jahre auf ihren Anblick verzichten, und seine Versetzung in das gefürchtete Centralgefängniß fand daher unter sehr schmerzlichen Eindrücken statt. Gleichwohl behauptete er Anfangs seine Seelenruhe, und drückte in seinen Briefen sogar eine gewisse Heiterkeit aus.

Vierundzwanzigstes Hauptstück.

Walderode an seine Gemahlin.

„Seit dem 23. d M. befinde ich mich nun hier und habe schon vollständig eingewöhnt. Dieser aussen so gefürchtete Ort verliert bei näherer Betrachtung vieles von den Schrecknissen, welche die Phantasie glücklicher Menschen ihm beilegt. Der Aufenthalt scheint freilich weniger angenehm, als jener in Zweibrücken, allein macht es das reine Bewußtsein, oder macht es mein felsenfester unerschütterlicher Gleichmuth, genug ich bin eben so fröhlich und zufrieden, als in Zweibrücken. Vieles mag hiezu die Art der Behandlung beitragen. Inspektor Obermaier ist ein sehr gebildeter und wohlwollender Mann, der sein Amt erfüllt, ohne zu poltern; und dieß ist ein Umstand, den ich besonders zu schätzen weiß. Die Kost ist zwar etwas mager, aber Du weißt, wie wenig mir dergleichen gilt. Was das Arbeiten anbelangt,

so ist dieß eher eine Wohlthat, als eine Pein für mich, weil mein so vielfach angestrengter und gequälter Geist dadurch wider Willen zur Ruhe genöthiget wird, und solchergestalt eine wohlthätige Erholung genießt. Ich stricke schon recht wacker; die Rosa werde ich wohl schon übertreffen. Glaube nicht, meine Theure, daß ich mich durch den Zwang zu einer meiner unwürdigen Arbeit gedrückt fühle — o nein; ich bin im Gegentheil noch froher und freier, weil ich jetzt weiß, daß es nichts, gar nichts giebt, was mich zu erschüttern vermöchte. Eine solche Erfahrung ist von unschätzbarem Werth. Meine Gesundheit hat sich bis jetzt auch nicht verändert, sondern ich befinde mich ganz wohl. Was Du also auch über mich hören magst, bleibe ganz ruhig und unbekümmert.

Das stille, betrachtende Leben meiner Einsamkeit wirkt wunderbar auf meine Seele. Niemals war ich mehr in dem Zustande des glücklichsten Seelenfriedens. Die Wissenschaft geht in allen ihren Theilen wieder an mir vorüber und überrascht mich durch den Grad der Vollendung, den sie in ihrem Spiegel mir vorhält. In der That die Fortschritte der Bildung sind ausserordentlich. Wer an der Fähigkeit des Menschengeschlechts zur höchsten Vervollkommnung zweifelt, der vergleiche den heutigen Stand der Wissenschaft mit jenem von 1734. Welche Wunder hat nicht dieses einzige Jahrhundert erwirkt! Was war dortmals die Literatur aller Länder, welche Finsterniß noch in allen Theilen des Wissens, welche Schwerfälligkeit, welches unsichere und ängstliche Umhertappen! Wo standen die Naturwissenschaften in jener Zeit, und wo sind sie heute? Nur mit Erstaunen können wir

auf den Unterschied blicken, doch auch mit Zufriedenheit und Beruhigung. Und abermals unsre Nation ist es, welcher der heutige Stand der Wissenschaft das Meiste zu verdanken hat. Ich überzeuge mich täglich mehr, daß die Deutschen in dem großen Kulturprozesse der Menschheit ein unentbehrliches Element sind: denn wo ist ihr ungeheurer Trieb zur Wissenschaft, ihr unaufhaltsames Streben nach Tiefe und Gründlichkeit, ihr redlicher, unermüdlicher Forschungseifer und ihre bewunderungswürdige Ausdauer in den mühseligsten, so häufig undankbaren und doch so nothwendigen Untersuchungen auf dem Erdenrunde noch zu finden? Nirgends! Welche Nation hat denn einen Herder und wenn eine ihn hätte, wo wäre denn jene kindliche Bescheidenheit, mit welcher der große Unsterbliche von sich sprach? Der Grundstein von der künftigen Schöpfung der Menschheit, der Leitstern, welcher aus dem Dunkel über die Ewigkeit zu dem Lichte führen muß, sind

„Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit."
Und von diesem erhabenen Werke sagte der Verfasser folgendes:

„Und so lege ich, großes Wesen, Du unsichtbarer hoher Genius „unsers Geschlechts, das unvollkommenste Werk, das ein Sterb„licher schrieb, und in dem er Dir nachzusinnen, nachzugehen wagte, „zu Deinen Füßen. Seine Blätter mögen verwehen und seine Cha„raktere zerstieben: auch die Formen und Formeln werden zerstieben, „in denen ich Deine Spur sah und für meine Menschenbrüder aus„zudrücken strebte; aber Deine Gedanken werden bleiben und Du „wirst sie Deinem Geschlecht von Stufe zu Stufe mehr enthüllen und „in herrlichern Gestalten darlegen. Glücklich, wenn alsdann diese

„Blätter im Strom der Vergessenheit untergegangen sind und dafür „hellere Gedanken in den Seelen der Menschen leben."

Nein Unendlicher, Deine Blätter werden nicht verwehen und ihre Charaktere nicht zerstieben! Ein dankbareres Geschlecht, als Deine Zeitgenossen, wird alle Deine Lehren im Herzen tragen; nicht als todte Trophäen des Ruhmes, sondern als lebendige Blüthen und Früchte des Geistes der Humanität!

Ja, meine Theure, wir können mit Stolz auf unsre Nation blicken, und ich verbreite mich heute deßwegen hierüber, weil die Verhältnisse vorübergehend uns zwingen, unsre Kinder im Auslande zu erziehen, und weil dieß eine Aufforderung sein muß, mit erhöhtem Eifer über die Bewahrung ihres nationalen Sinnes zu wachen. Wenn von der Eigenthümlichkeit der Nationalität auch die Eigenthümlichkeit des einzelnen Menschen abhängt, so liegt in der treuen Bewahrung des vaterländischen Sinnes eine große Pflicht. Ist es vollends nicht zu läugnen, daß tiefe und reine Gemüthlichkeit die Zierde und der höchste Vorzug des Menschen sei, ist nicht zu bestreiten, daß in dieser Eigenschaft vorzugsweise ein Nationalzug der Deutschen liege, so muß die treue Bewahrung der Nationalität eine noch heiligere Pflicht, ja das wichtigste Interesse aller unsrer Landsleute sein. Nur mit Schmerz kann man daher wahrnehmen, wie gering oft dieser Schatz von Unverständigen gewürdiget wird, und wie leichtsinnig insbesondre manche Ausgewanderten dieses ihres hohen Gutes sich zu entäussern und gegen eine Afternationalität zu vertauschen trachten. —

Jetzt zu etwas Anderem! Schreibe mir recht bald und benachrichtige

mich, wie es mit Deinen Finanzen steht? Verberge mir nichts, sondern sage mir, ob Du seit Deiner Abreise von Homburg nichts weiter eingenommen und ob Du für die Zukunft eine regelmäßige Einnahme zu erwarten hast oder nicht? Schreibe mir ja alles genau, denn ich muß es wissen, um meine Maaßregeln darnach ergreifen zu können. Ungemein lieb wäre es mir, wenn wir fremde Hülfe entbehren und von eigenen Mitteln alles bestreiten könnten! Gebe Dir daher alle mögliche Mühe, den Verkauf, wovon ich Dir schrieb, zu Stande zu bringen. Wenn auf diese Weise für zwei Jahre gesorgt werden kann, so ist alles gut, denn nachher soll es an nichts mehr fehlen. Sehe also, meine Liebe, was zu machen ist. An den Kindern und den Kosten deren Erziehung darf indessen nichts gespart werden. Die Kinder sind jetzt mein vorzüglichster Trost und ich finde eine ausserordentliche Freude in dem Gedanken, dieselben nach zwei Jahren in Sitten und Wissenschaften tüchtig fortgeschritten zu sehen. Ich bitte Dich daher inständig, Deine ganze Thätigkeit und all' Dein Thun und Denken den Kindern zuzuwenden. Beschäftige Dich weniger mit mir und habe fortwährend sie in den Augen!"

So schrieb Walderode, und einige Monate erhielt sich diese glückliche Stimmung; allein dann sollte dieselbe erlöschen, und ein Uebermaaß von Seelenleiden über den Gefangenen hereinbrechen.

Fünfundzwanzigstes Hauptstück.

Einsam und nachdenkend saß Walderode bereits seit mehrerern Monden in dem Gefängnißzimmer zu Kaiserslautern, nur täglich eine Stunde im geräumigen Hofe frische Luft genießend: in Zweibrücken hatte er allerdings fast zwei Jahre in einem gleichen Zustand zugebracht; indessen dort konnte er sich beliebig mit Lektüre und Schreiben beschäftigen, während es hier ihm nur in Nebenstunden und Sonntags verstattet war: dort fand er ferner öfters durch Besuche seiner Familie Aufheiterung, während er hier ausser dem Inspektor kein menschliches Wesen sprach. Diese entschiedene Einsamkeit hatte für den sinnenden Mann Anfangs viele Reize; dafür ward durch die längere Dauer das ununterbrochene Nachdenken zu anstrengend, und überreizte die geistigen Kräfte. Dazu kam noch, daß der Stolz des Gefangenen durch den Zwang zu gemeiner Arbeit, trotz des entgegengesetzten Scheines, gleich-

wohl empfindlich beleidiget war. Walderode täuschte sich, als er schrieb; „daß der Zwang zu einer unwürdigen Arbeit ihn nicht drücke, letztere statt einer Pein, eine Wohlthat sei!" Nur gewaltsam waren vielmehr seine widersträubenden Gefühle und sein Stolz niedergekämpft worden; sie kehrten eben deßwegen von Zeit zu Zeit wieder, und wurden allmälig auch stärker. Nun entstand Reue über die Unterwerfung und die Gemüthsstimmung wurde düster. Monde um Monde verflossen in strenger Gleichförmigkeit ..... das Uebel der geistigen Umdüsterung stieg, und allmälig spann sich das schrecklichste Leiden des Menschen an, die Hypochondrie. Nach Verlauf eines Jahres hatten sich schon die ersten Spuren davon gezeigt; noch zwölf Monate sollte aber die Qual der Haft dauern, das unnennbare Uebel demnach vollkommen ausgebildet werden.

Den sechswöchentlichen Festungs-Arrest, zu welchem der Kranke durch das Erkenntniß des Appellationsgerichts in Landshut verurtheilt worden war, hatte er bisher nicht erstehen können, weil er vor Verkündung des Urtheils, mit Erlaubniß des Gerichts, nach Rheinbaiern gezogen, und hier, vor Eintritt der Rechtskraft, in Kriminal-Verhaft genommen worden war. Nach der Entlassung aus dem Centralgefängniß in Kaiserslautern sollte er deßwegen erst wieder auf die Festung Oberhaus bei Passau gebracht werden. Am 18 April 1836 fuhr der Gefangene, unter Begleitung eines Hauptmannes, eines Brigadier und eines Gemeinen der Gensdarmerie mit Extrapost nach München ab. Er hatte erfahren, daß dort ihm ein Urtheil verkündet werden sollte.

Ein Urtheil? Wie sollte dieß zu verstehen sein, da über alle Beschuldigungen bereits rechtskräftig gerichtet worden war? Wollte man neue Verfolgungen eröffnen? Nach den gemachten Erfahrungen und der grenzenlosen Ausdehnung der Reaktion war dieß nichts Unmögliches. Als daher der Wagen der Reisenden am Thore der Residenz schon von einem Gensdarmen erwartet, und zu einem Gefängniß geleitet wurde, machte sich Walderode bereits mit dem Gedanken neuer, jahrelanger Haft vertraut. Bei der Ankunft im Gefängnisse ertheilte der Verwalter Befehl, den Ankömmling in das für ihn eingerichtete Zimmer zu bringen. „So wollen wir denn vorläufig für drei Jahre mit einander Bekanntschaft machen," redete Walderode die reinlichen Wände seines Gefängnisses in Gedanken an, als dieses hinter ihm abgeschlossen worden war. Am nämlichen Tage erschien ein Rath des Kreis- und Stadtgerichts und verkündete dem Gefangenen ein nachträgliches Urtheil des Appellationsgerichts in Landshut, welches ihn unter polizeiliche Aufsicht stellte.

Alle Schritte der bairischen Regierung gegen Walderode waren widerrechtlich, alle Verurtheilungen der Gerichte, welche sie endlich auf Nebenwegen wider ihn erwirkte, die offensten Verletzungen der Gesetze ..... das Gleiche sollte also auch von jenem nachträglichen Urtheile gelten. Es ist ein bekannter und zugleich einer der obersten Rechtsgrundsätze, daß weder der Richter noch eine andere Gewalt an einem rechtskräftigen Urtheile etwas ändern dürfe. Um dieß recht anschaulich zu machen, sagt die Gesetzes-Sprache: „Rechtskraft macht aus Vier-

eckigt .... Rund, aus Weiß .... Schwarz!" Insbesondre kann in Strafsachen ein rechtskräftiges Erkenntniß durch nachträgliche Urtheile niemals geschärft werden. Das Erkenntniß des Appellationsgerichts zu Landshut wider Walderode hatte den letztern einfach zu sechswöchentlichem Festungsarrest verurtheilt, ohne die Strafe durch Stellung unter Polizei-Aufsicht zu steigern. Nachdem diese Entscheidung bereits seit drei Jahren die Rechtskraft erschritten hatte, fügte man nun durch einen Nachtrag die Schärfung hinzu, daß der Verurtheilte nach Erstehung der Strafe unter polizeiliche Aufsicht zu stellen, daher im Zustande der Freiheit auf einen engbegrenzten Aufenthalt einzuschliessen sei. Die Furcht der Staatsregierung vor ihrem Widersacher hatte ihr jenen Schritt abgedrungen. Daß indessen auch er, sohin auch das nachträgliche Urtheil des Appellationsgerichts in Landshut die klarsten Gesetze verletzte, und null und nichtig war, lag so offenbar vor, daß darüber kein Wort zu verlieren ist. Dessenungeachtet blieb nach den Zuständen jener Zeit ein Rechtschutz unmöglich. Walderode entwickelte daher nur mündlich die Gründe der Nichtigkeit des Urtheils, und ließ im Uebrigen die Gewalt gewähren. Da er auf die Berufung verzichtete, so wurde ihm angezeigt, daß seiner Versetzung auf die Festung kein Hinderniß mehr im Wege stehe. Am 24. April 1836 traf er denn in Oberhaus ein, und am 9. Juni jenes Jahres verließ er abermals in Begleitung eines Gensdarmerie-Offiziers die Festung, um nach dem ihm angewiesenen Aufenthalt, seiner Vaterstadt Hof, geleitet zu werden. Der Magistrat dieser Stadt hatte gegen die ihm zugedachte Ehre feier-

lich protestirt, und als ein Gleiches von mehreren andern Städten geschehen war, wurde eine Austrägal-Instanz zu der Entscheidung ernannt, in welcher Stadt gesetzlich der Wohnort Walderode's sei. So ward dieser nach Hof verwiesen. Als er am 12. Juni 1836 mit seiner Begleitung dort eingetroffen war, wurde er wider Erwarten wirklich in Freiheit gesetzt, und zwar auf der Stelle. Seine zweite Verhaftung in Rheinbaiern war am 16. Juni 1832 erfolgt, vier Jahre, weniger vier Tage hatte er sohin ohne Unterbrechung im Gefängniß zugebracht.

Noch am Tage der Ankunft Walderode's in Hof versammelten sich mehrere Bürger in seinem Gasthause, um ihn zu begrüßen, und die alten humoristischen Verbindungen zu erneuern; allein der Geist des sehnlich erwarteten Ankömmlings schien erloschen ..... er mied die Menschen, sogar die geliebtesten Freunde, und suchte sich nur einsame Spaziergänge. Verwandtschaftliche Rücksichten veranlaßten ihn zwar schon am andern Tage zu Besuchen, welche auch jene öffentlicher Gesellschaften nach sich zogen: — hier hörte er auch wieder die geistigen Scherze, und schien an ihnen Gefallen zu finden. Gleichwohl war seine scheinbare Heiterkeit nur das Werk der gewaltsamsten Anstrengung und verborgen unterlag er fortwährend der Folterung der Hypochondrie. War das Uebel schon in Kaiserslautern vollendet worden, so schien es im Zustande der Freiheit sich noch zu steigern. Jetzt erst kamen die Nachwehen, Gefühl und Bewußtsein, wie viel der Gefangene gelitten habe, wie sehr seine Geisteskräfte verzehrt worden seien. Da sah man nun

den sonst so heitern, lebensfrohen, begeisterten Mann auf entlegenen Spaziergängen einsam und langsam dahin schleichen, — im bleichen Antlitz durch unwillkürliche Zuckungen die innere Qual ausdrückend. Erst nach vier Monaten ging die Krankheit von ununterbrochener Folter zu Unterbrechungen und Abwechslungen mit ruhigen Zwischenräumen über. Als letztere größer wurden, gedachte Walderode wiederum der öffentlichen Verhältnisse, und schickte sich an, zur Wiederaufrichtung des gedrückten Volksgeistes einen Versuch zu machen. Weder unter den Leiden des Gefängnisses, noch unter den Martern andauernder Hypochondrie nach wieder erlangter Freiheit, vermochte er in seinen Grundsätzen erschüttert, seinem Streben entfremdet zu werden. Seine Grundsätze wurden ihm durch die Verfolgungen und den bittern Kelch der Drangsale gerade umgekehrt theurer. Nur am Wirken war er durch die ununterbrochene Krankheit in den vier ersten Monaten nach seiner Freilassung gehindert worden; als hingegen Zwischenräume der Ruhe eintraten, wandte er sich sofort wieder zur Thätigkeit. Unter der liberalen Richtung hatte während seiner Gefangenschaft in Kaiserslautern und Passau eine vollkommne Entmuthigung um sich gegriffen: nicht genug, daß es immer mehr Ueberläufer gab, verzweifelten auch die Beständigen entschieden, und die Massen suchten vollends ihr Heil in demüthiger Unterwerfung unter die Regierungs-Gewalten. Was Walderode hierüber aus öffentlichen Blättern entnahm, was er vollends durch Mittheilungen seiner Bekannten erfuhr, verwundete ihn tief. Das Beispiel der Unbeugsamkeit selbst nach großen Leiden zu geben, dem Volke Muth zuzusprechen, und zu dem Ende die Thatkraft unter den höher

stehenden Männern wieder anzufachen, ließ er unter solchen Umständen seine erste Arbeit sein. Zum Volke zu sprechen, war ihm nicht vergönnt: er wählte daher das Mittel der Schrift, um zunächst auf seine entferntern Meinungs-Genossen zu wirken.

Sechsundzwanzigstes Hauptstück.

Walderode an seine Freunde.

„Jeder entscheidende Zeitraum der weiter strebenden Bildung hat einen bestimmten Charakter, eine lebensfrische jugendliche Idee, welche den Mittelpunkt der allgemeinen Thätigkeit bildet und unaufhaltsam nach Geltendmachung strebt. Die innere Macht eines solchen leitenden, bald still begeisternden, bald zum nachdrucksvollen Handeln drängenden Gedanken, ist ausserordentlich, er ruht und rastet nie, keine äussern Hindernisse vermögen ihn aufzuhalten oder zu ersticken, tausend Mal abgewiesen, kehrt er eben so oft mit erhöhter Stärke zurück, und wenn er endlich, am äussersten gedrängt, wirklich an seiner Durchführung zu verzweifeln versucht wäre, keine, auch nicht die mindeste Hoffnung mehr vor sich sehen sollte, steht er am nächsten an seinem Siege. Allenthalben gibt die Geschichte die Beweise für die Richtigkeit dieser Bemerkungen.

Mit welcher Macht ergreift die Gründung neuer, oder die Verbesserung bestehender Religionsüberzeugungen ihre Urheber? wie lange lag der Keim dazu in dem stillen Denken vorangegangener Weisen, in dem ganzen Gang der geistigen Entwicklung? Mit welchem Nachdruck tritt endlich die Idee selbst offener hervor, wenn ihre Stunde zu dem Streben nach äusserer Geltendmachung gekommen ist? Ueberall stößt sie auf Widersacher, unübersteigliche Hindernisse scheinen sich ihr entgegenzustellen: aber mit dem Widerstande wächst auch ihre Kraft: die menschliche Natur wird selbst in solchen Augenblicken stärker, es gibt Viele, welche der Idee der Zeit als Opfer sich hinzugeben den Muth haben."

„Welche innere Macht liegt ferner nicht in allen neuen Ideen zu jenen großartigen Erfindungen oder Entdeckungen, die einen entscheidenden Einfluß auf den Bildungsgang des Menschengeschlechts auszuüben bestimmt sind? Die starken Seelen, in denen sie entspringen, finden nirgends mehr Ruhe, als in dem Streben nach der innern Begründung und der äussern Durchführung des gefaßten Gedankens: keine Zweifel, Hindernisse und Verfolgungen können sie ermüden: sie bitten, flehen, sie zürnen, kämpfen, ergreifen bald dieses, bald jenes Mittel, allein sie lassen nie ab, mögen sie auch noch so oft vergebens gerungen und versucht haben. Wer denkt hiebei nicht an Guttenberg und Columbus? Mit welcher Rastlosigkeit, mit welchem inneren Feuer wurden diese Männer von den Ideen getrieben, die so große Wirkungen auf die Entwicklung des Menschengeschlechts hervorbrachten? Die Hindernisse, welche sich ihren Bestrebungen entgegenstellten, schienen öfters unüberwindlich, und sie wurden doch alle überwältigt, die neue Idee

der Zeit blieb siegreich. Nicht jene Abschnitte der Geschichte sind daher traurig und trostlos, wo emporstrebende, große Ideen mit ihren natürlichen Hindernissen im Kampfe liegen und unter der Macht ihrer Gegner ersticken zu wollen scheinen, sondern jene, wo keine solche Gedanken vorhanden, kein Streben nach ihrer Geltendmachung zu finden ist. Beurtheile man also den Werth einer Zeit nie nach den Bedrängnissen, welchen das bessere Streben unterworfen ist, nicht nach den Hindernissen, die ihm entgegentreten, sondern nur darnach, ob neue Gedanken die Geister bewegen, ob diese wirklich großartige, bedeutende Wirkungen auf den Gang der Bildung und die Veredlung der gesellschaftlichen Zustände hervorzubringen vermögend sind? Ist letzteres der Fall, so beunruhige sich Niemand wegen ihrer Zukunft, so verzage Keiner wegen der Größe der Schwierigkeiten, mit denen ihre Durchführung verknüpft ist und nach den Gesetzen des Lebens verbunden sein muß.“

„Betrachten wir aus diesem Gesichtspunkte den Charakter unserer Zeit, so werden wir Trost, statt Verzweiflung, innere Erhebung und Erstarkung, statt Niedergeschlagenheit und Entmuthigung schöpfen. Wir leben in keinem Geschichts-Abschnitte der Armuth an Ideen und großartigen Bestrebungen, sondern es ist vielmehr einer jener lebensfrischen, neuen, innerlich mächtigen Gedanken hervorgetreten, wovon ich oben sprach, ... und zwar der Geist der Freiheit, der höhern menschlichen Würde, der Völkergerechtigkeit. Dieß ist die leitende Idee, die innere Richtung unseres Jahrhunderts. Wie immer stellen sich auch ihr die größten Hindernisse entgegen, indessen ihre Macht und Gediegenheit steht damit im entsprechenden Verhältnisse, wächst und steigt

zugleich mit ihnen, erlangt sogar dadurch am Ende das Uebergewicht, welches zu ihrer äussern Geltendmachung nothwendig ist. Es gewährt die größte Freude, erregt in der That Bewunderung, mit welchem Nachdruck, Mannigfaltigkeit und innerem Reichthum die leitende Idee der Zeit gleichzeitig bei allen gebildeten Völkern Europa's hervortritt. Wir finden nicht einen vereinzelt stehenden Gedanken, der nur auf eine enge Umgebung zu wirken vermag und die lebenden Geschlechter in dem grössern Kreise der Bildung kalt und gleichgültig berührt, sondern ein gemeinschaftlicher, gleicher Drang nach den höhern, geistigern Gütern, nach Annäherung zur Reife unseres Geschlechts, zu den dauernden Zuständen der Anerkennung menschlicher Würde, edler Freiheit und Selbstständigkeit tritt bei den gebildeten Völkern überall hervor: es ist wie im sechszehnten Jahrhundert; eine und dieselbe Idee, nur mit geringen Veränderungen, entstand gleichseitig in mehreren Ländern und ringt unter den mannichfaltigsten Schwierigkeiten, Kämpfen und Leiden nach ihrer bleibenden Durchführung. Die Gesetze des Lebens bleiben sich immer gleich, ähnliche Ursachen erzeugen ähnliche Wirkungen. Halten wir uns daher bei der Beurtheilung der Gegenwart, bei dem Blicke in die Zukunft, an die lehrreiche Geschichte. Auch die geistige Richtung des sechszehnten Jahrhunderts drohte unter Hindernissen und Bedrängungen aller Art zu erliegen, aber ihre innere Macht war gleichwohl stärker, man vermochte nicht, auf die Dauer sie zu überwältigen, sie blieb am Ende siegreich. Die Idee unseres Jahrhunderts steht nun jener des bemerkten Zeitraumes in keiner Weise nach, weder in Ansehung der Großartigkeit und des Einflusses auf die weitere Entwick-

lung der menschlichen Zustände, noch in Beziehung auf Tiefe und innere Macht: sie übertrifft dieselbe vielmehr nach beiden Gesichtspunkten. Darum wird auch sie nicht vergehen und verkümmern, sondern bleiben und erstarken, und ihre äussere Geltendmachung finden, wenn ihre Stunde gekommen ist."

„Ewig beweglich, ewig schaffend und bildend strömt die innere Kraft des Lebens, auch beengt und gepreßt ist sie nicht unthätig, sondern geistig geschäftig, und in den Gedanken, die als Saamenkörner der Zukunft still befruchtend darniederfallen, offenbaren sich die Vorbereitungen neuer Schöpfung. Der Entwicklungsgang der Menschheit drängt nach Reife, nach Eintritt der dauernden Zustände der Mündigkeit, Selbstständigkeit, Einsicht, nach endlicher Verwirklichung des Zweckes selbst, für welchen die Vorarbeiten vieler Jahrhunderte berechnet waren. Die europäischen Völker werden seit lange in der Schule der Wissenschaft erzogen, doch Erziehung hat ein bestimmtes Ziel und dieses Ziel ist bei den Nationen das männliche, thatkräftige Wirken in einem großartigen Staatsleben. Wir stehen am Eingange neuer Verhältnisse, an der Eröffnung des thatenreichen, bewegten und schwunghaften Geschichts-Abschnittes der Freiheit und eines würdigen öffentlichen Lebens der Völker. Es ist kein Zweifel, die dauernden Zustände der Reife, des freien, männlichen Staatslebens kündigen sich in den Nationen an, das geistige Element derselben, die innere Triebkraft ist bereits vorhanden und lange schon thätig, Was aber einmal innerlich wirkt, macht sich auch äusserlich geltend: der Gedanke findet immer seine

Form, die Idee immer ihren Ausdruck, also auch die höchste Idee, jene der Freiheit und Nationalwürde der Völker. Es ist auch schön, im Vorgefühl und Vorgenuß der Zeit, die da kommen wird, zu leben, an den Erscheinungen sich zu ergötzen, die planmäßig eine nach der andern auftreten und errathen lassen, wie sorgfältig, wie genau und richtig die Berechnung der Weltordnung ist, wie alle Begebenheiten, so verwirrt und widersprechend sie auch scheinen, immer nur dem letzten Zwecke der Bildung dienen. Zur aufmerksamen Beachtung aller Ereignisse, zur nachdenkenden Verbindung derselben mahnt daher die Zeit. Die Gedanken fallen als Saamkörner einer neuen Schöpfung nieder: zerlegt darum die Ideen, welche unsere Zeit bewegen, macht euch vertraut mit ihrem innern Kerne, ihrer Bedeutung, und ihr erlangt die Anschauung des Gebäudes der neuen Schöpfung. Ehre dem Menschengeiste! Ewig thätig und erfinderisch fördert er unter allen Verhältnissen und Bedrängnissen das Gute, das Schöne, das Erhabene, er wird nie rasten, und ihr werdet ihn nie binden: sein ätherischer Bestandtheil entgeht dem äußern Drucke: frei ist der Geist und frei wird er die Nationen, das Menschengeschlecht machen, frei durch edle, schöne Bildung, glücklich durch bescheidene Tugend, erhebende Würde, Selbstgefühl und Selbstbeherrschung."

„Manches traurige Jahr ist dahin gegangen, seitdem die Bedeutung der neuen Zeit-Richtung sich entschleiert, das Streben nach einer edlern Zukunft der Völker begonnen hat; viele, die dort hochaufgerichtet einhertraten und große Worte führten, schleichen jetzt gebückt und klein-

müthig dahin, manches Herz, das dort, tief erschüttert und erregt, ungestüm pochte unter den Eindrücken erhebender Entwürfe, ist jetzt kalt, abgespannt, matt; das Vertrauen ist vielfältig zur Verzweiflung, der Glaube zum Spott geworden, nun sollen die bessern Stimmen unseres Innern geirrt und getäuscht haben, der Mensch nur zum Gemeinen bestimmt sein; man möchte sein Antlitz verhüllen und vor der kalten Verzweiflung der Einen und der niedrigen Lästerung der Andern in die Wüste fliehen. Soll das Menschenherz so arm sein, daß es um das ewige Gut der Freiheit nicht den Jammer weniger Jahre zu ertragen vermag? Soll dieses einzige Gut des Geistes wie eine schnöde, werthlose Beute jedem Abentheurer ohne Mühe zu Theil werden? Ist es nicht der Anstrengungen, der Sorgen, der Opfer werth? Kleinmuth, Zaghaftigkeit, weichliche Schwäche ist ein Brandmal des Mannes. Und wenn die Gewißheit ewigen Unsinnes des Lebens und ewiger Sklaverei der Menschen mit ehernen Buchstaben an undurchdringliche Wände geschrieben wäre, so wollte ich mir doch lieber die Stirne gegen sie ankämpfend einstoßen, als in unwürdiger Weichlichkeit über die Uebel der Zeit und die Erfolglosigkeit alles bessern Strebens winseln und jammern. Freiheit ist nicht bestimmt für Schwächlinge, sondern für kühne, kräftige Geister, sie will nicht erbettelt, sondern errungen sein. Klagt also nicht das Schicksal an, wenn die Gegenwart kalt und trostlos ist, klagt euch selbst an, eure innere Versunkenheit, euren Mangel an Kraft, Willen und Ausdauer. — Die Stunde flieht, Welle an Welle drängt sich im bewegten Meere der Zeit, ein halbes Jahrzehend ist unter Verfolgung und Leiden dahin geschwunden ohne Hoffnung, ohne

Erquickung, mehrere andere mögen noch folgen; doch nach dem sinnigen Rathschlusse der Weltordnung entscheidet eine handvoll Jahre nicht über den Ausgang großer Zeiten, und gerade wenn das Glück und der Uebermuth der Unterdrückung am höchsten und das Elend der verfolgten Tugend am entsetzlichsten ist, wendet sich das Rad der Ewigkeit, die Gerechtigkeit erhebt sich blitzend und mächtig, und stürzt und vernichtet für immer die Widersacher der Menschenwürde und einer bessern Zukunft unseres Geschlechts."

Siebenundzwanzigstes Hauptstück.

Bis in den Winter 1836, also ein volles halbes Jahr, hatte Walderode noch nicht daran denken können, seinen künftigen Lebensplan zu entwerfen, da er diese gesammte Zeit brauchte, um seine untergrabene Gesundheit nur einigermaßen wieder herzustellen. Gegen die Mitte Dezembers fühlte er sich so weit gestärkt, daß er wieder handeln zu können glaubte. Was sollte er nun für eine fernere Wirksamkeit wählen? Seinen vormaligen Beruf der Rechtspraxis? Verschiedene Anwälte hatten ihm glänzende Anerbietungen gemacht; das eigene Interesse rieth zu deren Annahme, denn Walderode hatte bereits erfahren, wie schwierig und mißlich es sei, bloß von schriftstellerischen Arbeiten eine Familie mit Anstand zu unterhalten. Dagegen sprachen höhere Rücksichten für ein letztes öffentliches Wirken im liberalen Sinne. Die Regierungen rechneten bei ihrem Widerstand gegen die neuen Ideen

hauptsächlich auf die Einschüchterung ihrer Gegner, und dieß war ihnen bei den Massen auch vollkommen gelungen. Ein wahrer Triumph für sie mußte es demnach sein, durch Verfolgungen auch die Volkshäupter zum Zurückziehen in das Privatleben zu bestimmen. Das gänzliche Verstummen Walderode's nach seiner Freilassung konnte nun als endliche Entmuthigung desselben ausgelegt werden, oder den Glauben erregen, daß die Regierungen in der längern Dauer des Gefängnisses ein Mittel haben, auch die standhaftesten Volksvertreter zum Schweigen zu bringen: unser Freund glaubte daher, daß er im Interesse der edleren Sache beweisen müsse, wie wenig selbst ein vierjähriges Gefängniß, mit theilweiser grausamer Behandlung ihn einzuschüchtern und von der weitern Verbreitung seiner Grundsätze abzuhalten vermöge. Er war ferner der Meinung, daß man durch fortgesetzte Entsagungen und Entbehrungen die Macht der bessern Ideen zeigen, und durch das Beispiel vertrauensvoller Ausdauer auch den Muth und den Glauben des Volkes zu erwecken suchen müsse. Diese Erwägungen schienen entscheidend zu sein, und da eine Verbindung der Rechtspraxis mit dem staatsrechtlichen Wirken nach den schon gemachten Erfahrungen unmöglich, wenigstens in Hof bei dem Mangel aller wissenschaftlichen Hülfsmittel unmöglich war, so beschloß Walderode einen andern Wohnort zu wählen. Bei der Ankunft in seiner Vaterstadt hatte er die Zumuthung, sich allen höhern Anordnungen bereitwillig zu fügen, zurückgewiesen und auf die Bitten des Beamten nur das Versprechen gegeben, den Stadt-Bezirk nicht zu verlassen. Unter solchen Umständen zeigte er die Absicht, seinen Aufenthalt zu verändern, der Regierung an, und ver-

langte einen Reisepaß. Da man ihm einen solchen verweigerte, so erklärte er dem erwähnten Beamten officiell, daß er sein Versprechen, den Stadtbezirk nicht zu verlassen, zurücknehme, und auch wider Willen der Regierung demnächst abreisen werde. Die Verwaltungs-Behörden von Hof versammelten sich auf diese Erklärung, um über die Maaßregeln zur Verhinderung der Reise zu berathen. Man traf nun verschiedene Vorkehrungen, verbot unter andern den Lohnkutschern und der Post, dem Beaufsichtigten einen Wagen zu stellen, und requirirte die benachbarten Behörden in Baiern und Sachsen, denselben bei etwaigem Erscheinen sogleich anzuhalten. Alle diese Vorkehrungen waren vergeblich: denn am ersten Weihnachtstage 1836 verließ Walderode die Stadt Hof und traf schon am 29. Dezember jenes Jahres bei seiner Familie in Weissenburg ein. Zwei und ein halbes Jahr hatte er von derselben Niemanden gesehen; die Freude der Wiedervereinigung war daher unermeßlich und der einzige Ersatz für lange Trübsale.

Die Nachricht der Ankunft ihres Widersachers an der rheinpfälzischen Grenze erweckte wieder die gewöhnliche Furcht der bairischen Staatsverwaltung, und schon in den ersten Wochen requirirte die Kreisregierung zu Speier den Präfekten in Straßburg um Einschreitung. Obgleich Walderode alle wider ihn verhängten Gefängnißstrafen erstanden hatte, im Uebrigen freigesprochen und keiner andern Untersuchung unterworfen worden war, sonach in der Kategorie politischer Flüchtlinge nicht stehen konnte, wandte man gleichwohl die Gesetze über diese auf ihn an, und ersuchte ihn, seinen Aufenthaltsort mehr im In-

nern Frankreichs zu nehmen. Er wählte wegen der Bibliothek Nanzig (französisch Nancy) und begab sich im Hornung 1837 mit seiner ganzen Familie dahin. Als er die öffentliche Bücher-Sammlung daselbst besuchte, fand er zu seiner großen Freude, daß sie an den alten deutschen Geschichtsquellen, namentlich den Annalisten (scriptores rerum germanicarum) ziemlich reich sei; denn es fanden sich von den verschiedenen Sammlungen der Scriptores sehr ansehnliche vor. Unser Freund hatte beschlossen, für die neuen Ideen jetzt auf historischem Wege zu wirken, und in der Hoffnung die in Nancy nicht vorhandenen Quellen in Straßburg oder Paris seiner Zeit einsehen zu können, faßte er den Gedanken zu einer Geschichte der Deutschen. Bevor er aber das Quellen-Studium erneuern und weiter fortsetzen konnte, ergriff ihn die hypochondrische Krankheit mit frischer, noch erhöhter Macht. Ganz war sie auch bisher nie gewichen, doch die Zwischenräume der Ruhe waren länger geworden. Diese verschwanden nun völlig, und fast fünf Monate tobte die ununterbrochene Folter in gesteigerter Kraft. Schon war der Kranke nahe daran, der Qual zu erliegen, als sein heftiger Geist auf ein Mal energisch sich emporraffte, und erzürnt mit der Furie zu ringen beschloß. Er gab sich der entsetzlichen Krankheit nicht mehr leidend hin, sondern widerstand ihr mit den letzten Ueberbleibseln von Kraft. Solcher Weg brachte Rettung. Walderode ging im Juli über steile Anhöhen täglich drei Stunden weit an die Mosel, um dort in den vortrefflichen Gewässern ein Bad zu nehmen. Nüchtern begab er sich dahin, und ohne etwas zu genießen, kehrte er in der Mittagshitze zurück; Abends hingegen nahm er nur einen Teller dünne Wasser-

suppe. Drei Wochen setzte er diese sich selbst angerathene Kur ununterbrochen fort, und während die Leibeskräfte zu schwinden schienen, nahmen die geistigen in der dritten Woche beträchtlich zu. Jetzt wurden noch einige Monate die Studien vermieden, und die Wanderungen in den reizenden Umgebungen Nancy's bis in den Herbst den ganzen Tag fortgesetzt: — da war endlich die Krankheit besiegt. Einzelne Anfälle kehrten wohl wieder, doch nur in immer längern Zwischenräumen und stets mit abnehmender Heftigkeit; mit Liebe wurden daher die wissenschaftlichen Forschungen von Neuem aufgenommen. Die Vorarbeiten für eine Geschichte der Deutschen sollten schon beginnen, als äußere Hindernisse dem Unternehmen sich entgegen stellten.

Walderode hatte die Ausgaben für sich und seine Familie großen Theils aus dem Ertrage der Assisen-Rede bestritten, der einzigen Schrift, die ihm jemals etwas eintrug. Wegen ungünstiger Zufälle bei einer zweiten Auflage und der langen Dauer der Gefangenhaltung, sowie der nachträglichen Krankheit war er jedoch ausser Stand gesetzt worden, seinem Wunsche gemäß, alle Unterstützungen abzulehnen. Seine Familie insbesondere hatte von der Rheinpfalz aus mit Wohlwollen Zuschüsse erhalten. Im Herbst 1837 empfing er dagegen, ohne nur leise darum angehalten zu haben, unerwartet aus Zweibrücken eine Sendung von 200 Frk. mit der Erklärung, daß dieß die letzte Unterstützung sei, und er seine Maaßregeln darnach zu bemessen habe. Von andern Seiten traten zugleich verschiedene Rathgeber in Betreff seiner fernern Laufbahn auf, und man empfahl ihm Bewerbung um eine Schulmeisterstelle u. s. w.

„Ich kannte euch," sprach Walderode zu sich, als er alle diese Einläufe gelesen hatte. „Nicht umsonst habe ich mir die ungehinderte Rückkehr nach Deutschland vorbehalten: der Zweck meines letzten Schrittes wird bei gewohnter Sparsamkeit durch eigenes Verdienst noch zu erreichen sein, und dann sichert mich die Rechtspraxis in der Heimath vor den Beleidigungen, welche der zarte Sinn der Geber mit Unterstützungen verbinden zu müssen glaubt!"

Die schmerzliche Erfahrung, daß der unverlangte Zuschuß von Zweibrücken ihm wie einem Bettler die Wiederkehr vor die Thüre in barscher Weise verbot, erzeugte den Entschluß, das Unternehmen der Geschichte zu unterlassen, und zur Erwerbung des nothdürftigen Unterhalts eine nichtperiodische Zeitschrift in Heften herauszugeben. Schon zu Anfang 1838 erschien die erste Lieferung. Das Unternehmen schien wirklich lohnend zu werden, da Walderode bald Geldsendungen von dem Verleger erhielt, und diese bei den weitern Lieferungen der Zeitschrift nicht nur sich fortsetzten, sondern auch dem Betrage nach stiegen. Erst später, und nach dem plötzlichen Tode des edelsten Wesens, erfuhr Walderode zu seiner Verwunderung, daß die empfangenen Gelder keineswegs Honorare, sondern Gaben waren, welchen auf eine so großmüthige und feine Weise für den Empfänger die Pein der Schenkung genommen wurde. Walderode hatte, im Interesse seines Unternehmens, im Jahre 1838 endlich nach Straßburg ziehen können: — dort traf ihn im Frühjahre 1839 die schreckliche Nachricht des erwähnten Todesfalls mit den darauf folgenden Aufklärungen. Das war nach allen Leiden der härteste Schlag, und dieser schien erst die Kraft zum

weitern Wirken gebrochen zu haben. Bis in den Sommer 1839 wühlte der Schmerz lautlos, zur Unthätigkeit verurtheilend, und dann erst faßte sich der Gefolterte, um die Einladung zu einem anderweiten schriftstellerischen Unternehmen anzunehmen.

In Baden, nächst der Schweizer-Grenze am Bodensee, war mitten in der allgemeinen Reaktion gleichwohl eine politische Tagesschrift für die freisinnigen Ideen gegründet worden. Walderode, zur Antheilnahme aufgefordert, nahm im Herbst 1839 mit seiner Familie seinen Wohnsitz auf der Schweizer-Seite des Bodensees, und verstand sich zur obersten Leitung jener Tagesschrift. Dieselbe unterlag aber der badischen Censur, und man konnte die eigentlichen Lebensfragen der Politik nicht einmal von Ferne berühren. Um dem Unternehmen Zeit zur Festwurzelung zu verschaffen, hielt sich der Haupt-Verfasser ganz im Allgemeinen, und beschränkte sich darauf, den Muth der Freisinnigen nach Kräften zu beleben. Da indessen die Strenge der Censur mit Ausdauer sich behauptete, so drehten sich die Betrachtungen in einem unfruchtbaren Kreise, und ein Gedeihen des Unternehmens blieb unmöglich. Walderode rieth selbst dringend zur Einstellung desselben, um weitere Opfer zu ersparen, und solches geschah endlich im Frühling 1841, nachdem man die verschiedensten Wendungen fruchtlos versucht hatte, dem Blatte anziehenden Inhalt und größern Leserkreis zu erwirken.

Mit dem Erlöschen der besagten Zeitschrift (31. März 1841) verschwanden zugleich alle Mittel des Lebens-Unterhaltes für Walderode, und er dachte jetzt ernstlich an die Rückkehr nach Hof. Der Zweck seiner Abreise von dort war erreicht, seinen Pflichten gegen die öffent-

lichen Interessen Genüge geschehen: — ohne Anstand konnte er also zur sehnlich erwünschten Ruhe des Privatlebens zurückkehren. Allein seine nähern Freunde wollten hierin stets noch einen Sieg der Gegenpartei erblicken, riethen darum entschieden ab, und empfahlen dafür die Ausarbeitung der Geschichte der Deutschen. Walderode gab noch ein Mal nach, ob er gleich fest überzeugt war, daß das vorgeschlagene Werk keinen Absatz finden werde. Die nahen Bibliotheken von St. Gallen und Zürich boten für das erste die erforderlichen literärischen Hülfsmittel, und das Fehlende konnte man aus der Ferne ergänzen: — die Vorarbeiten begannen also. Walderode hatte nur noch für wenige Monate zu leben, und Unterstützungen seiner nähern Freunde, wo sie auch als annehmbar erschienen, konnten nie für den Unterhalt seiner Familie ausreichen, weil sich sein ältester Sohn auf der Universität und die einzige Tochter in einem Erziehungs-Institut befand. Ungeheure Anstrengungen sollten deßwegen die Zwischenräume bis zum Erscheinen einer ersten Lieferung der Geschichte verkürzen. Der Verfasser begab sich abwechselnd nach St. Gallen und Zürich, um unter großen Einschränkungen eifrig in den Bibliotheken zu arbeiten. Von den frühesten Morgenstunden bis spät Abends dauerten die Arbeiten, da man ihm theilweise Bücher nach dem Gasthof verabfolgen ließ. Nur wenige Minuten gestand er der Essenszeit zu, und bei der Rückkehr nach seinem Wohnort steigerte er die Anstrengung vollends so sehr, daß die Leibeskräfte sichtbar schwanden. Dadurch wurde es möglich gemacht, die erste Lieferung der Geschichte von 20 Bogen schon am 1. November 1841 mit quellenmäßiger Darstellung in Druck zu geben. Letzterer

konnte nicht wohl an einem auswärtigen Ort in korrekter Weise veranstaltet werden, und der Eigenthümer der einzigen Druckerei nahe am Wohnort Walderode's forderte Vorausbezahlung der einen Hälfte des Druckpreises und Stellung eines Bürgen für die andere Hälfte. Derselbe war freilich ein Deutscher von der badischen Seite, und ein sehr entschiedener Patriot, indessen er glaubte für den Druck eines andern politischen Werkes Walderode's noch in Vorschuß zu stehen, sonach in bemerkter Weise sich sichern zu müssen. Die Bürgschaft übernahm einer der nähern Freunde willig; dagegen war die Aufbringung des Vorschusses äusserst schwierig, und nur nach unsäglichen Anstrengungen konnte die erste Lieferung der Geschichte am 1. Januar 1842 ausgegeben werden.

Auf die Ankündigung des Unternehmens liefen aus dem badischen Oberland, namentlich aus Konstanz und dem Schwarzwald, gegen 100 Unterzeichnungen ein; allein im übrigen Deutschland nahm man darauf nicht die mindeste Rücksicht. Der Verfasser hätte es nicht bis zum zweiten Heft bringen können, wenn ihm nicht eine kleine Erbschaft seiner alten Tante zugefallen wäre. Diese versah ihn schon um Weinachten 1841 mit Geldmitteln, als die Noth, troß aller Einschränkungen und Entbehrungen, auf das höchste gestiegen war. Sie allein machte auch die Fortsetzung der Geschichte möglich. Durch Vorbitten unbekannter Freunde waren die Unterzeichnungen im badischen Oberland und einigen Städten Würtembergs, sowie Rheinbaierns zwar zu der Zahl 600 fortgeschritten; davon konnte indessen nach Abzug aller Kosten keine Familie leben. Um nun die Ausgaben einzuschränken, errichtete Wal-

derode aus den Mitteln der kleinen Erbschaft eine eigene Druckerei. Jetzt ersparte er an Druckkosten bei jedem Hefte, wovon im Jahr vier erscheinen sollten, 200 fl., und dadurch wurde die Möglichkeit ermittelt, die Geschichte (1844) bis zum 9ten Heft in die Zeit des dreißigjährigen Krieges fortzusetzen.

So schnell das Werk im Verhältniß zu andern Unternehmungen ähnlicher Art auch fortrückte, so beharrlich behauptete sich die Geringfügigkeit des Absatzes. Die Abonnenten-Zahl kam allerdings bis zu 1100; allein nur durch flehentliches Bitten besonderer Freunde des Verfassers. Zugleich beschränkte sich auch diese Vermehrung des Absatzes großentheils auf das badische Oberland, indem dort ein einziger Mann 120 Exemplare des Werkes für sich bezog, und pünktlich bezahlte. Im übrigen Deutschland, mit der kleinen Ausnahme besagter würtembergischer und rheinpfälzischer Städte, wurde das Geschichtswerk gänzlich ignorirt, öffentlich nur von wenigen Recensenten und zwar nach oder gegen Verdienst in der Art besprochen, wie man es von einem mittelmäßigen oder unbedeutendem Buch zu thun pflegt. Insbesondre ward dem Verfasser die Fähigkeit, deutsch zu schreiben, gleichmäßig abgesprochen. Was nicht fortschreitet, geht zurück: — dieses Gesetz des Lebens bewährte sich auch an der Geschichte unsres Freundes. Als die Unterzeichnungen bis zu 1200 gestiegen zu sein schienen; kündigten plötzlich verschiedene Subscribenten wieder auf, und so trat der Absatz schon bei dem 7ten Hefte den Rückgang an. Es war freilich die Aufkündigung zwischen dem Erscheinen zweier Hefte bedungen worden; aber man hielt es zuweilen nicht für nöthig, solchen Anstand zu be-

obachten, sondern verweigerte ohne Aufkündigung die Annahme einer neuen Lieferung.

Der Lebensunterhalt Walderode's war durch die Geschichte allerdings gesichert, zurücklegen konnte er dagegen nur wenig, und gerade das war in seiner Lage ein so dringendes Bedürfniß. Auf das 4jährige Gefängniß mit allen seinen Nachwehen war die Zunahme der Hypochondrie und nach Bewältigung der Krankheit der Kummer der Nahrungssorgen im Ausland gefolgt. Von einer Stätte zur andern zog Walderode mehrere Jahre mit seiner Familie, nirgends Ruhe findend; wo er auch, wie z. B. am Bodensee, vorübergehend seinen Unterhalt erwarb, mußten von dem Einkommen zunächst Rückstände aus der Zeit der Mittellosigkeit getilgt werden, und die Noth behauptete sich demnach, trotz der einfachsten Lebensweise, ohne Unterbrechung. In solchem Elend gut zu schreiben, oder etwas gediegenes zu liefern, blieb freilich eine große Kunst, und wenn der Ausspruch der Rezensenten über die Geschichte richtig war, so würde selbst für den Fall der Befähigung des Verfassers ein Erklärungsgrund der Nichtigkeit seiner Produktion gegeben sein. Doch wie dem war, Walderode that redlich das Seinige, und forschte mit der mühseligsten Ausdauer jahrelang in den Quellen. Diese unerhörten Anstrengungen rieben in Verbindung mit den vorangegangenen Leiden und dem beschämenden Erfolg seines Geschichtswerks seine Kräfte endlich auf, und er fühlte, obgleich erst 43 Jahr alt, vom Frühling 1842 an die Abnahme derselben. Der Gedanke an ein brodloses Alter war nach den gemachten Erfahrungen furchtbar.

Sollte er sich wie in jenem Brief aus Zweibrücken bei Verabreichung eines Allmosens zurufen lassen:

„Das ist das letzte Mal, jetzt kommen Sie nicht mehr?“

Ersparungen waren, bei der Rückkehr nach Hof und der Wiederaufnahme der Rechtspraxis, mit abnehmenden Produktions-Kräften nicht möglich; Walderode dachte deßhalb durch die Geschichte außer mäßigem Lebens-Unterhalt so viel zu verdienen, um ein Bauerngütchen zu erwerben, und nach Vollendung jenes Werkes durch die eigene Bebauung des Besitzthums einen selbstständigen Lebens-Unterhalt zu gewinnen. Er hatte sich im Frühling 1842 zwar schon ein Haus in der Nähe des Bodensee's gekauft, weil ein menschenfreundlicher, liberaler und vortrefflicher Mann aus dem Kanton Zürich, ohne mit ihm in irgend einer Berührung zu stehen, so billige Zahlungsfristen, und auch bei dem Verfall derselben so große Nachsicht bewilliget hatte, daß allmälige Bezahlung aus dem wissenschaftlichen Verdienst als möglich erschien. Indessen das Haus mit einigen Grundstücken gab nur Wohnung, nicht genügende Nahrung; Walderode suchte daher ein Bauern-Gütchen damit zu verbinden. Da im Frühling 1843 zur Erwerbung eines solchen die günstigste Gelegenheit sich darbot, ungemeine Wohlfeilheit im Ankaufe sowohl als sehr vortheilhafte Zahlungsart, so wurde denn diese wirklich benützt. Jeder Versuch Walderodes zur Erringung seiner Selbstständigkeit in der zarten Frage des Einkommens wurde von manchen seiner Meinungsgenossen oder sogenannten Freunden mit Unzufriedenheit wahrgenommen. Als nun der Ankauf jenes Gütchens bekannt wurde, entstand vollends eine stürmische Bewegung unter ihnen.

„Wo denkt der Mann hin?" hieß es. „Sich in unbesonnene Güterkäufe einlassen?"

„Er sollte sich einschränken," sagte ein Schneider.

„Aber Sie," warf ein Anwesender diesem ein, „verreisen ja im Laufe eines einzigen Jahres mehr, als die Zinsen von Walderode's Gütchen ausmachen!"

„Das ist etwas ganz anderes," sprach der Schneider mit Würde. „Ich darf mir wohl solche kleine Ausgaben erlauben, doch ein Mann, wie Walderode, sollte sich bescheiden!"

Letzterer hatte sein kleines Geschäft mit geringen Betriebsmitteln begonnen, nach der Natur desselben aber gleichwohl auch Kredit bewilligen müssen. Die meisten Subscribenten des Geschichtswerks bezahlten allerdings sogleich, oder wenigstens bald, — zuweilen gingen die Beträge indessen dennoch langsamer ein und von Seite der Buchhandlungen vollends erst nach Jahresfrist. Unter solchen Umständen war es natürlich, daß Walderode hin und wieder mit seinen Zahlungen nicht pünktlich einhalten konnte. Gerade im Frühjahr 1843 gingen seine Aussenstände ungewöhnlich langsam ein, größere Summen, auf welche er mit Gewißheit gerechnet hatte, blieben aus, und er kam in wirkliche Verlegenheit.

„Wie kann dieß anders sein?" riefen nun mehrere seiner Meinungsgenossen oder sogenannten Freunde. „Da kommen die Folgen des Gutskaufs; wir sagten ja, daß sich der Mann zu Grunde richtet!"

Andere erklärten vollends geradezu, daß Walderode bankerott sei, weil er sich in unbesonnene Güterkäufe eingelassen habe. Verbreiteten

die eigenen sogenannten Freunde solche Gerüchte, so war es kein Wunder, daß Fremde, mit denen Walderode in Geschäfts-Verbindung stand, unruhig wurden. Wie es unter solchen Umständen gewöhnlich ist, forderten die Gläubiger in Masse ihre Bezahlung, und da dieß auf ein Mal nicht möglich war, fand auch vielfältige gerichtliche Verfolgung statt. Von einem Verluste konnte niemals die Rede sein, da Walderode für jede Schuld den doppelten Werth an Eigenthum nachweisen konnte: nur sein Besitzthum würde er wieder verloren haben. Mit einem Darlehen von 3000 fl. vermochte er alle seine Verbindlichkeiten, soweit diese nicht schon hypothekarisch versichert waren, zu erfüllen. Er suchte ein solches Anlehen gegen Verpfändung eines Werthes von 6000 fl. zu erlangen ...... vergebens. Endlich erfuhr derselbe Mann, welcher für sich allein 120 Exemplare der Geschichte genommen hatte, die Lage des Bedrängten, und machte die größten Anstrengungen, gründliche Hülfe zu gewähren. Derselbe bezahlte nicht nur alle künftigen Lieferungen der Geschichte im Voraus, sondern gab auch noch ein Darlehen von 1,225 fl., ohne die ihm dargebotene Sicherheit anzunehmen: „Deutschland hat nur Gold- und Kupfermünzen!“ Jener edle Mann reiste selbst zu Walderode, und besah auch als Sachverständiger das Gütchen desselben. Erstaunt über die Wohlfeilheit des Besitzthums, war er hocherfreut zu vernehmen, daß es durch seine Hülfe für immer gerettet sei. Er wollte noch mehr thun, und die Summe von 1100 fl., welche zur Tilgung der eingeklagten Forderungen noch fehlte, darleihen. Mit dem besten Willen konnte er jedoch diese Summe nicht sogleich aufbringen. So wurde denn am 2. September 1844 zum gerichtlichen

Verkauf der gepfändeten Vermögens-Stücke Walderode's geschritten. Darunter befand sich unter andern eine goldene Repetir-Uhr, welche man ihm als Ehrengeschenk in das Centralgefängniß zu Kaiserslautern gesendet hatte, um dem Gefangenen eine kleine Freude zu machen. Auf der Rückseite war die Inschrift eingegraben:

„Dir!

um der Wahrheit willen verfolgten reinen Vaterlandes Freund,

J. G. A. W.

Zum Andenken

mit Liebe und Verehrung

von

C. F. W. und A. L....e,

am 27. Mai 1835."

Wer schildert die Gefühle Walderode's, als er dieses Geschenk versteigern sah? Und wegen welcher Schuld fand der Verkauf statt? Wegen der Druckkosten für die Schrift „Politisch-reformatorische Richtung der Deutschen im 16. und 19. Jahrhundert", worin Walderode seine Gedanken zur Verbesserung der deutschen Staatszustände im Zusammenhang entwickelt hatte. Man mochte das Werk nicht, und der Verfasser büßte an den Verlagskosten mehrere hundert Gulden ein.

„Mit Auspfändungen wegen Geldstrafen um der Volkssache begann meine öffentliche Laufbahn," sagte Walderode leise zu sich, „mit Auspfändungen wegen Druckkosten für die Volkssache schließt sie sich!"

Am nämlichen Tage wurden wegen eines ältern Rückstandes, aus

der Zeit der Mittellosigkeit nach Eingang der Zeitschrift am Bodensee, noch andere Vermögensstücke Walderode's öffentlich versteigert. Darunter befand sich auch das Schwert, welches ihm auf dem Hambacher Fest als Ehrengeschenk überreicht worden war.

Sollen wir fragen, was er dabei fühlte?

Da er vorausgesehen hatte, daß alle diese Bedrängnisse kommen würden, hatte er durch die Herausgabe seiner Memoiren sich Hülfe zu verschaffen gesucht. Sein öffentliches Leben war so wechselvoll und reich an wichtigen Erfahrungen. Ihm allein war manche Thatsache bekannt, welche in der Zukunft für die Geschichte Bedeutung erlangen konnte. Das erste Heft der Denkwürdigkeiten erschien denn im Herbst 1843. Man mochte auch die Memoiren nicht, kaum die Hälfte der Druckkosten war am 2. September 1844 erlöst. Auf die gesammelten Schriften, welche zugleich mit den Denkwürdigkeiten angekündiget wurden, liefen 30 Bestellungen ein. Von einer neuen Auflage der Assisen-Rede, deren Veranstaltung lange abgelehnt wurde und nur auf eindringliches Bitten verschiedener Meinungs-Genossen endlich stattfand, wurde kaum die Hälfte der Druckkosten erlöst.

„Sie können nicht verlangen, daß man im Voraus bestelle," schrieben die Buchhändler, „drucken und versenden sie erst die gesammelten Schriften!"

„Die Denkwürdigkeiten, die reformatorische Richtung und die Assisen-Rede waren gedruckt und versendet worden!" erwiederte Walderode.

Sämmtliche Schriften des letztern hatte man entweder ganz zurückgewiesen, oder mit Gleichgültigkeit aufgenommen. Als seine Noth unter dem Volk bekannt wurde, wollte man ihm indessen gleichwohl helfen ..... man forderte zur Sammlung von Allmosen für ihn öffentlich auf. Er las schon lange keine Zeitschriften mehr, und erfuhr jenen Schritt erst später, als ihm ein Bürger den Ertrag einer Sammlung überbringen wollte. Denselben ablehnend, protestirte er unverzüglich auch öffentlich wider alle weitern Sammlungen. Ohne die wohlwollende Absicht der Männer zu verkennen, von denen die Aufforderung ausgegangen war, wurde Walderode von jenem Schlag tief gebeugt. Nachdem er die Einsamkeit gesucht hatte, um mit dem Schmerze zu kämpfen, richtete er sich nach Bewältigung der Qual endlich mit Hoheit auf, und sprach zu sich:

„Es ist genug! ..... Erniedrigen sollen sie mich nicht! Was die volle Macht der Regierungs-Gewalt nicht über mich vermochte, soll auch dem Volke nicht gelingen! Es ist genug! ..... Mit einer Gleichgültigkeit, die an Verachtung grenzt, stößt man mich zurück ..... es geschehe! Dreizehn Jahre wühlten die Schmerzen unsäglicher Leiden in dieser Brust ...... was ich in den letzten zwei Jahren fühlte, war das Entsetzlichste von Allem, und unerschütterlich stehen heute noch meine Grundsätze! Bei einem solchen erhebenden Bewußtsein kann ich der Achtung der Menge entbehren ...... doch meiner Würde bin ich die Vertheidigung auch gegen die Beschimpfungen von Seite des Volkes schuldig! Es ist genug! Noch eine einzige Stunde will ich die Feder ergreifen, um niederzuschreiben, was ich im höchsten Elend fühlte, da-

mit Ihr schönes Vertrauen gerechtfertiget werde .. ... dann hingegen ruhe die Feder und schweige das Wort in öffentlichen Angelegenheiten für immer, dann suche der müde Geist Ruhe in dem stillen Frieden ländlicher Abgeschiedenheit und Beschäftigung."

Achtundzwanzigstes Hauptstück.

Die Pflicht.

„Wer von den Stürmen der Zeit getragen, wer von hohen begeisterten Zwecken erfüllt, kühn in den Strom des Lebens sich wirft, ringend und strebend nach bessern, reinern, edlern Zuständen, fühlt sich in seinem Innern mächtig erhoben, von stillen Freuden erfüllt, oft schwärmerisch-glücklich: denn den wahren Frieden der Seele gibt nur das Wirken für das gemeinsame Wohl der Völker und der Menschheit. Indessen nach den Gesetzen des Lebens können alle großen Ideen, alle folgereichen Bestrebungen für die Zukunft unseres Geschlechts nur durch Widerspruch und Kampf, nur durch Verfolgung und Leiden ihre Durchführung erlangen: alle heilsamen Veränderungen in den öffentlichen, namentlich geistigen Zuständen der Menschheit gingen nach dem

Zeugniß der Geschichte aus dem Widerspruch und Kampf hervor und ruhten auf der Entsagung, Hingebung, den Leiden ihrer Gründer. Große Menschen und große Zeiten schaffen die glückliche Zukunft in der Bedrängniß, dem Trübsale, der Düsterheit ihrer Gegenwart. Darum folgen auf die erste freudige Begeisterung der neuen und jugendlichen Idee der Zeit bald die Stürme der ernsten kalten Wirklichkeit: der Widerstand hebt an und gestützt noch auf sein altes Ansehen, auf Ueberlieferungen von Jahrhunderten, ausgerüstet mit allen Hülfsmitteln des Einflusses und der Macht, wird er bald siegreich, und über die strebende Idee der Zeit geht nun die Prüfung der Verfolgung und der herbsten Leiden. Jetzt will das Ideal, welches zum Wirken drängte, erbleichen, die Schwäche der menschlichen Natur äussert ihre Wirkung, Verzagen, Muthlosigkeit, selbst Verzweiflung verbreitet sich über einen weiten Kreis. Aber ist darum die Idee des Jahrhunderts verloren, weil ihre Gegner siegreich über ihr stehen, weil die Mehrzahl ihrer Anhänger trostlos verzagt? Welcher Kenner der Geschichte wollte dieß glauben? Laßt sie immer schlummern und ruhen im Schooße der Zeit; sie wird still fortwirken, wachsen und treiben, und wieder erscheinen, wenn ihre Stunde gekommen ist.“ —

„Durch alle Wirren des Lebens, durch alle die Widersprüche, welche so oft das Herz betrüben und selbst den verständigen Sinn in dem Glauben an eine weise Ordnung der Dinge wankend zu machen suchen, läuft gleichwohl ein planvoller Zusammenhang, eine vernünftige Leitung und früher oder später versöhnt die Geschichte mit allen Begebenheiten, so traurig und trostlos sie dem Anscheine nach auch auftreten

mögen. Nein, der Rückgang, der Widerstand gegen das Bessere, welcher aus den unreinen Quellen des Eigennutzes, der Herrschsucht und des Hochmuthes fließt, hat für die Dauer keine Macht über die hingebenden Anstrengungen der Tugend und des Edelmuthes. Das Erhabene steht schon seiner Natur nach über dem Gemeinen, es kann ihm bleibend nicht untergeordnet sein: nur im Bildungsprozesse der Gährung erhebt sich das Unreine vorübergehend über die edleren Kräfte: die Gährung kann nach Umständen und je nach dem Werthe der sich vorbereitenden bleibenden Zustände zuweilen sehr lange dauern, doch sie ist immer nur Ausnahme und Uebergang, daher vergänglich, nur Mittel zu dem Guten und Dauernden; sie wird also zu ihrer Stunde weichen und dem Edlen den Platz räumen. Allein eben deßhalb weil die Zwecke der Tugend, der Uneigennützigkeit, der Menschenliebe und einer höhern Gerechtigkeit unter allen Umständen und Hindernissen zum Siege berufen sind und die Bürgschaft ihrer Zukunft so zuverlässig in sich tragen, eben darum sind auch alle ihre Bekenner und Beförderer zur Standhaftigkeit, zur Ausdauer, zur Unerschütterlichkeit verpflichtet. Es mag angenehm und bequem sein, großen Ideen und Zwecken nur durch gutgemeinten Willen, ohne Anstrengung und Entbehrung, bloß durch Wünsche, ohne Opfer und Leiden, lediglich durch schöne Worte ohne mühseliges Streben und Ringen, zu dienen. Doch also lautet das Gesetz der Weltordnung nicht: die Menschheit empfängt nichts umsonst, nichts als Geschenk, sie muß sich alles erwerben, verdienen, oft sauer verdienen, und stets um so mühevoller, je größer der Gegenstand ihres Strebens und je bedeutender der Werth desselben ist. Und welcher Edle

wollte daß es anders wäre, welcher möchte sich erniedrigen, unverdiente Geschenke anzunehmen, mögen diese auch kommen, woher sie wollen? Nein, wir wollen alles durch uns selbst werden, unsere schöne Zukunft würdig verdienen, durch Arbeit, Sorge, Kummer, durch alle Arten von Anstrengungen, Entsagungen und Aufopferungen. Aber wenn dem so ist, was klagt und trauert ihr denn immer über das Elend der Gegenwart, über die Hoffnungslosig- und Vergeblichkeit alles fernern Ringens der Tugend, des Edelmuthes, des Freiheitssinnes, der höhern Gerechtigkeit? Geht zurück in das Heiligthum eurer Brust, und öffnet dort die unversiegbaren Quellen des Muthes, der Standhaftigkeit, der Ausdauer. Stärkt und stählt euren Willen durch männlichen Stolz, beschwichtigt das kleinmüthige Zagen, und erhebt euch innerlich getragen und geläutert, zu jener Höhe der menschlichen Würde, wo man um das Große und Edle selbst dann noch ohne Unterlaß zu streben und zu ringen die Kraft hat, wenn jede Hoffnung auf Erfolg benommen wäre und nur Elend, Trostlosigkeit, Tod und Vernichtung der bessern Richtung der Zeit mit Gewißheit vor Augen stände. Der Wille steht höher, als der Erfolg. Soll ich nur darum auf das Gute hinwirken, weil ich Belohnung davon zu erwarten, weil es meinen Nutzen befördert? Tugend ist sich selbst Zweck, Großmuth ist gleichgültig gegen jeden Lohn, verschmäht sogar den Lohn, sei es auch die edlere Vergeltung öffentlicher Dankbarkeit. Und ich soll bei solchem Verhältnisse der Dinge für die Zwecke der höhern Freiheit, des Vaterlandes, des Völkerglückes, der Menschenwürde nur thätig sein, wenn bestimmte Aussicht auf Erfolg gegeben, wenn ich den Eintritt der bessern Zukunft

zu berechnen oder wenigstens ungefähr zu bemessen im Stande bin? Ich soll dagegen mürrisch, zweifelsüchtig, unzufrieden mit den nothwendigen Gesetzen aller menschlichen Entwicklung der Unthätigkeit, der Gleichgültigkeit, dem gedanken- und würdelosen Körperleben mich überliefern, wenn für das bessere Streben der Geister nicht sogleich Erfüllung zu erwarten ist? Das mag thun wer es will, der Starke, der Würdige, der Männliche wird sich nie dazu herablassen!"

"Leicht vergänglich sind die niedern Güter des Lebens, täuschend und flüchtig rauscht der Genuß dahin. Doch dauernd ist der sittliche Werth, das tugendhafte Streben, und zwar bleibend in seinem Fortwirken auf alle künftigen Zustände der Menschheit, und bleibend in dem stillen Bewußtsein treuer Pflichterfüllung. In der Milderung des Ichs, in der Sorge, der Mühe, der Liebe für das Allgemeine unterscheidet sich das Höhere von dem Niedrigen, liegt das Wesen der Humanität. Warum sollte ich also dem mich entziehen, was erst den Charakter des wahrhaft Menschlichen ertheilt, dem Handeln für das öffentliche Wohl?"

"Und wird die Anstrengung immer erfolglos bleiben, wenn sie nur wirklich mit Ernst und Ausdauer auftritt. Kann aber vollends eine große Idee der Zeit, die von Geschlechtern zu Geschlechtern überliefert, bald hier, bald dort hervorbricht, zwar immer bekämpft und öfters zurückgedrängt wird, doch immer wieder mit neuer Kraft erscheint und nach einer jeden scheinbaren Ueberwältigung mit größerem Nachdruck auf Geltendmachung dringt, kann eine solche dem ganzen Menschengeschlechte angehörende und dessen ganze Zukunft bestimmende Idee jemals

untergehen? Wer die Geschichte, wer die Natur der Dinge kennt, mag es, und wenn er auch wollte, er kann es nicht glauben. Ueber alle Gewalt, und sei es auch die größte, steht die Macht der Idee. Wollet nicht versuchen, diese bleibend zu überwältigen, zu fesseln, zu ersticken Sie ist körperlich nicht zu fassen, ihre Geltendmachung durch äussere Vorkehrungen wohl zu verzögern, allein nie zu hindern. Nach den Gesetzen ihres innern Wesens bringt der Widerstand gegen sie gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor, als damit beabsichtigt wird. Der Widerstand schwächt nicht, sondern erhöht vielmehr die Kraft der Idee. Oft, ja sogar gewöhnlich ist derselbe zur Stärkung, Läuterung, Steigerung der Ideen der Zeit gerade nothwendig. Was zu leicht erlangt wird, hat keinen dauernden Werth oder wird zu gering geschätzt, zu leicht wieder aufgegeben: was aber mit unsäglichen Opfern und Anstrengungen errungen wurde, wird festgehalten und sorgfältig gepflegt. Zugleich ist der Widerstand auch immer der Prüfstein für den Werth der Idee und der lebenden Geschlechter selbst. Ein Gedanke, eine Richtung der Zeit, welche die Edelsten der Gegenwart nicht zum ausdauernden, ernsten Streben vermögen kann, ist werthlos, ein Geschlecht dagegen, das einer wirklich großen Idee nichts zu opfern fähig, nicht mit Standhaftigkeit und beharrlicher Kraft auf ihre Geltendmachung hinzuwirken vermag, ein unwürdiges. Klage man daher bei bedeutenden Bestrebungen niemals den Widerstand an, werfe man auf ihn nicht die Schuld der eigenen Unthätigkeit, Schwäche, Unwürdigkeit. Die äusseren Hindernisse, die Verfolgung selbst, welche den geistigen Richtungen entgegengesetzt wird, können für die Durchführung der letztern, wenn sie nur wirklich

rein und sittlich erhaben sind, bloß wohlthätig und förderlich wirken: denn sie sind das läuternde Feuer, wo das Aechte von dem Unächten sich scheidet, wo die wahre Tugend und die wirkliche Uneigennützigkeit erst erkennbar wird, wo sich zeigt, wem es mit der Sache Ernst war, und wem das Allgemeine vertrauen darf. Also hinweg bei großen Ideen mit den Entschuldigungen und winselnden Ausflüchten der Vergeblichkeit alles Strebens, hinweg mit dem Versuche, die eigene Schwäche, Unthätigkeit und Kleinmüthigkeit durch die Größe des Widerstandes rechtfertigen zu wollen. Sie sind nichtig alle diese eitlen Vorwände, nichtig, weil wirklich große Ideen der Zeit nicht überwältigt werden können, und nichtig, weil der Erfolg bei den Entwürfen der Tugend und der Menschenliebe nicht ausschließende Triebfeder sein kann. Unaufhaltsam rinnt der Strom des Lebens, ewig geschäftig ist die Mutter der Dinge, die nimmer ruhende Zeit: alle große Gedanken, die sie erzeugt, werden durchgeführt, glänzend durchgeführt, und mag sich dagegen sträuben, was nur immer will. Heute scheint für eine Richtung des Geistes Alles verloren, ihre Gegner sind mächtig, übermüthig, verspotten die verfolgte Größe, verläumden tugendhafte und menschenfreundliche Absichten; indessen Alles hat seine Schranke, auch das Rückschreiten: morgen wendet sich daher der Gang der Dinge, die Zeit der Prüfung nähert sich ihrem Ende und die bessere Richtung erhebt sich mit siegreicher Macht, wenn der Kern ihrer Bekenner des großen Strebens der Zeit würdig war. Darum getrost! Von unserem sittlichen Werthe, nicht von dem Widerstande, von uns, von uns allein hängt der Ausgang der Kämpfe der Zeit ab. Sind wir des wahren Muthes,

der Ausdauer, der Aufopferung für die großen Zwecke der Menschheit fähig, so werden wir uns glänzend über alle Betrübnisse der Gegenwart erheben: sind wir dagegen Schwächlinge, große Gedanken weder zu fassen, noch auf deren Geltendmachung mit Standhaftigkeit hinzuwirken vermögend, so sind wir der bessern Zukunft nicht werth. Lasset also die Weltordnung gewähren, sie ist weise, verständig: Freiheit, edle Nationalselbstständigkeit, alle geistigen Güter bietet sie den Völkern, welche solche Güter zu verdienen wissen; aber sie schenkt solche nicht. Wäre auch ein Volk dieser hohen Güter würdig, das sich dieselben nicht verdienen, nicht mit Fleiß, Opfern und standhafter Ausdauer darum sich bemühen, sondern in stumpfsinniger Weichlichkeit und Schwäche abwarten wollte, bis man als Geschenk sie ihm bietet?"







